Frankreich und das linke Rheinufer

Aloys Schulte

Library
of the
University of Wisconsin

Frankreich
und das linke Rheinufer

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankreich
und das linke Rheinufer

Von

Aloys Schulte
o. Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn

Mit 4 Karten

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1918

A. g. XIII.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1918
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Digitized by Google

241772
JAN 31
F47AL
.SCH8

Inhalt.

Seite

Vorwort 7
I. Die natürliche Grenze, Rheingrenze oder Gebirgsgrenze . . . 9
II. „Der Rhein, einst die Grenze Galliens, muß die Frankreichs sein" 27
III. Die Sprachgrenze 35
IV. Chlodwig und Karl der Große. Die hl. Odilia 47
V. Die Grenze von Verdun eine Staatsgrenze für viele Jahrhunderte 53
VI. Deutschland und Frankreich im Hochmittelalter 63
VII. Die Blütezeit des Elsasses 72
VIII. Französisches Vordringen. Quatrevaux und Armagnakenkrieg 97
IX. Das burgundische Mittelreich und die burgundische Erbschaft . 110
X. Die Wegnahme von Metz, Toul und Verdun 1552 120
XI. Der „große Plan" Sullys. Heinrich IV. Richelieu. Der Dreißigjährige Krieg 134
XII. Der Westfälische Friede 147
XIII. Frankreich und das Elsaß bis zum Frieden von Nymwegen (1679) 164
XIV. Die Reunionen. Die Wegnahme Straßburgs. Der Friede von Ryswik 177
XV. Die äußere Geschichte bis zur Französischen Revolution. Geschicke des Herzogtums Lothringen 201
XVI. Das Elsaß bis zur Französischen Revolution 209
XVII. Die Anfänge der Revolutionszeit. Die Föderationsfeste. Die Schreckenszeit 225
XVIII. Die Revolutionskriege bis zur Einverleibung des linken Rheinufers 238
XIX. Äußere Geschichte im Zeitalter Napoleons I. Die beiden Pariser Frieden 264
XX. Innere Geschichte der Rheinlande und Elsaß-Lothringens im Zeitalter Napoleons I. 281
XXI. Frankreichs Rheingelüste von 1815 bis 1870 296
XXII. Geistes- und Sprachenleben in Elsaß-Lothringen 1815—1870 304
XXIII. Die Abtretung Elsaß-Lothringens (1871) 312
XXIV. Die Kriegsziele des französischen Volkes und der elsaß-lothringischen Auswanderer in Frankreich 324
XXV. Die Politik des offiziellen Frankreich. Schluß 348
Sachregister 359

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Drei der schönsten Jahre meines Lebens habe ich im Elsaß zugebracht. Als junger Doktor arbeitete ich am Urkundenbuche der Stadt Straßburg, genoß den Umgang, den mir glänzende Vertreter deutscher Wissenschaft — ein Scheffer-Boichorst, Wiegand, Sohm, Schmoller, Baumgarten, Nissen u. a., die jetzt alle in der Erde ruhen — verstatteten, lebte mit jungen Dozenten wie Kluge und vielversprechenden Studenten zusammen, die heute die Zierde des deutschen Vaterlandes bilden. Aber ich habe auch ein gutes Stück meines Glückes dem schönen Lande, seiner Geschichte und ihren Quellen zu verdanken gehabt. Auch der beiden mir unvergeßlichen Altelsässer Brucker und Dacheux möchte ich ehrfurchtsvoll gedenken. Dann habe ich dreizehn Jahre im gegenüberliegenden Baden gelebt, ohne je die Gedanken von dem wiedergewonnenen Lande abzuwenden. Elf Jahre hatte ich die Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins zu leiten, die sich mehr als früher mit elsässischen Dingen beschäftigte. Und auch als mein Lebensweg mich nach Breslau, Rom und Bonn verschlug, habe ich mein Interesse nie den Problemen der elsaß-lothringischen Geschichte abgewendet und mehrere liebe Schüler mit ihnen beschäftigt. So darf ich wohl den Anspruch erheben, aus einer ausreichenden Kenntnis der Geschichte der vielumstrittenen Gebiete zu reden, wenn ich jetzt der Flut französischer Geschichtsklitterung kritisch gegenübertrete und den aus politischen Beweggründen entstandenen Schriften derer, die zwar deutschem Blute entstammen, ihr Deutschtum aber verleugnen.

Ich wende mich nur den wichtigsten Fragen zu, so verlockend es wäre, eine Geschichte des Elsasses und Lothringens zu schreiben. Die Kritik war nicht zu umgehen, aber ich habe keine Lust empfunden, all die Sünden leichtfertiger Geschichtskonstruktion aufzudecken, nur die gröbsten, die Todsünden an der Wahrheit, mußte ich beleuchten, auch habe ich nicht die kleinen, wissenschaftlich unbedeutenden Leute, obwohl ich auch dieser Literatur, dank der Hilfe deutscher Biblio-

Digitized by Google

theken, weit nachgegangen bin, aufs Korn genommen, sondern die Leute von Ansehen; die Kritik war unvermeidlich, denn die Behauptungen der gegnerischen Schriften gehen in alle Welt. Was gilt den Bundesgenossen derer, die die Völker verhetzen, die Wahrheit? Aber ich hoffe, daß dieses Buch an ernste, der Wahrheit dienende Leser früher oder später doch herankommt; an Neutrale, „neutrale" und offene Feinde unseres Vaterlandes und Volkes. Aber auch in unserm Vaterlande hoffe ich auf viele Leser, auf die vielen Freunde unserer linksrheinischen Lande, die man von dem Reiche abreißen möchte. Der Stoff, den diese Bogen behandeln, ist die Herzenssache des deutschen Volkes.

In meinem Buche wird der Leser mehr gelehrte Dinge finden, als ihm vielleicht lieb ist. Aber mit der leichten Feder oberflächlicher Kenntnis ist es nicht getan. Man braucht heute in der Schlacht schwere Artillerie, mit Pistolen kann man sie nicht gewinnen. Und ich hoffe, daß das Buch nicht nur eine Streitschrift ist, sondern die Wissenschaft selbst befruchtet und damit auch die Politik.

Vielseitige freundliche Hilfe, oft sehr umfangreiche, ist mir in Bonn und auswärts zuteil geworden. Wenn ich hier die Namen nicht nenne, so geschieht es deshalb, weil ich allein mit meinem Schilde die Angriffe der Gegner auffangen möchte. Die Dankesschuld ist darum um so größer. Nur eines zu gedenken kann ich nicht umhin, es ist mein Kollege Professor Dr. Wilhelm Levison, der fast täglich seine Hilfe gewährte. Die Schrift geht nicht auf äußere Anregung zurück, weder amtliche noch nichtamtliche, und hat auch keinerlei offizielle Unterstützung erfahren.

Mit warmen Dankesgefühlen an das Elsaß und die linksrheinischen Lande lege ich die Feder aus der Hand.

Bonn, den 21. April 1918.

Aloys Schulte.

Digitized by Google

I.

Die natürliche Grenze, Rheingrenze oder Gebirgsgrenze.

Die oberrheinische Tiefebene und ihre Flanken. — Der Rhein im natürlichen Zustande. — Keine Grenze der Bistümer. — Der Rhein verbindet. — Frankreich behandelte den Rhein als Grenze und ertötete die Schiffahrt. — Die neue Blüte der Rheinschiffahrt. — Römische und französische Ausdehnung auf dem rechten Rheinufer. — Mittel- und Niederrhein. — Der Vogesenkamm eine natürliche Grenze, ebenso die Woëvre. — Stromgebiet des Rheines. — Das Rheingebiet eine natürliche Einheit.

Die französische Literatur nimmt nicht gern das Wort „oberrheinische Tiefebene" in den Mund. Sie würde sonst zu stark daran erinnern, daß das Elsaß, die Pfalz, die Lande um Mainz nur die eine Hälfte, die linksrheinischen Teile einer natürlichen Einheit darstellen. So sind Elsaß und Baden die beiden Hälften eines herrlichen Apfels. Das Auge auch eines geographisch gar nicht Gebildeten erkennt das und die Geologie und die Geographie begründen es. Beiderseits vom Rhein ist in dem gewaltigen Einbruchstal, das den Rhein aufnahm, dasselbe Bild, oft bis in Einzelzüge übereinstimmend. Wer vom Rheine sich nach Ost oder nach West wendet, muß zuerst über eine diluviale Terrasse wandern, wo auf Kies und Flugsand sich ausgedehnte Waldungen erstrecken; dann durchquert er eine tieferliegende, einst sumpfige Zone, ersteigt die meist vorhandene Lößterrasse, das fruchtbarste Ackerland mit seinen behäbigen Ortschaften, und dann umfängt ihn das Weinland mit seinen traulichen Weinorten, den fröhlichen Städtchen. Die Weinberge ziehen sich von ihnen höher hinauf zu den Burgen und Kapellen, die den malerischen Reiz der Landschaft verstärken. An dem steil abfallenden Gebirge geht es weiter bergan, bis der herrlichste Forst den Wanderer begleitet, der schließlich oberhalb der Waldgrenze angelangt, den Weg, den er zurückgelegt, überschauen kann und an sichtigen Tagen jenseits des Rheins dieselbe Stufenfolge, die er durchmessen, festzustellen Gelegenheit hat. Die Natur hat hier zwei Spiegelbilder geschaffen. Wenn dann der Wanderer nach einem letzten bewundernden Blick auf die reichgesegnete Ebene, die zu seinen Füßen ausgebreitet daliegt, sich

Digitized by Google

umwendet, so sieht er vom Vogesenkamme wie von dem des Schwarzwaldes aus dasselbe Bild: über die langen, weiten Schichten des Gebirges ist eine riesige Walddecke gelagert, von ganz spärlichen Ortschaften, die meist noch in den Tälern versteckt liegen, unterbrochen. Eben die Fülle menschlichen Lebens, nun die majestätische Ruhe einer von Menschen scheinbar unberührten Natur.

An manchen Stellen der Vogesen und des Schwarzwaldkammes ist der Blick in die Ferne aber gehemmt; denn das Auge entdeckt wieder eine neue, in den Vogesen fast gleichhohe Kette, die die Schichtenköpfe, den Steilabfall, dem Rheine zuwendet. Auch darin gleichen sich beide Gebirge: ihre höchste Erhebung liegt im Süden und überschreitet dort die Baumgrenze, so daß in den Südvogesen eine weit auch auf das französische Gebiet sich ausdehnende alpine Weidewirtschaft entstand, die von den zunächstliegenden Wintersiedlungen am deutschen Hange abhängig wurde. Noch heute menschenarme Gebiete.[1] So stark ist die Ähnlichkeit beider Gebirgssysteme.

Doch ein Unterschied ist vorhanden, obwohl sonst die Randgebirge der oberrheinischen Tiefebene in Bau, Gestalt und Höhe gleich sind. Der regenführende Westwind trifft in den Vogesen die nach Lothringen geneigten Schichten, die Schichtenköpfe aber sind im Regenschatten; am Schwarzwald schlägt der Regen umgekehrt gegen den Steilhang und daher dort die grünenden, von Tausenden von Kanälen durchzogenen Matten, schwächer ist der Regen, der den nach Osten abfallenden Schichten zugute kommt. Diese uralte Regenverteilung hat zur Folge, daß der östliche Gebirgszug, der Schwarzwald, der wasserreichere ist, daß hier auch Bäche und Nebenflüsse, die jenseits des Kammes ihre Quelle haben, sich zum Oberrhein entleeren. Durch die Pforten des Kinzigtales, der Rench, der Murg, dann des Neckars und des Maines sind der Schwarzwald und Odenwald besser, vielseitiger mit den östlichen schwäbischen und fränkischen Landen verbunden als die Vogesen mit dem Osten vereinigt sind, die nur im Breuschtal einen wenn auch nicht den Hauptkamm durchbrechenden Verbindungsweg besitzen. Die Senke von Zabern entspricht der gleichfalls flußlosen Senke des Kraichgaus drüben. Das Wassersystem der Westabdachung der

[1] Vgl. die Karte der Bevölkerungsdichtigkeit bei Vidal de la Blache, La France de l'Est (Lorraine-Alsace), 1917.

Digitized by Google

Vogesen mündet mit der Mosel viel weiter unterhalb bei Koblenz in den Rhein.

Wenn es keine Geschichte und keine Politik gäbe, so müßte das Urteil aller einheitlich lauten: Es gibt auf dem Bilde Europas wenige so gleichmäßig gebaute Flußgebiete wie das des Rheines von Basel bis zu seiner Mündung. Das rechte Rheinufer ist fast immer das Spiegelbild des linken. Das erkennt auch der hervorragende französische Geograph Vidal de la Blache an. Er schreibt von der rheinischen Landschaft: „Entre les diverses contrées de ce groupe naturel il y a symétrie, correspondance incontestable, mais non centralisation."[1] Jawohl, die rheinische Landschaft, zu der Vidal auch das ganze Lothringen rechnet, ist eine natürliche Gruppe, eine natürliche Einheit, eine Einheit, der allerdings ein zentraler Punkt fehlt. Insofern ist ein gewaltiger Unterschied gegenüber dem Seinebecken vorhanden, das in Paris seinen einheitlichen Mittelpunkt besitzt. Diese oberrheinische Landschaft hat an ihren Endpunkten Basel und Mainz, in ihrem inneren Teile Mannheim, Karlsruhe, Straßburg, Colmar, Mülhausen und Freiburg als Mittelpunkte eines starken Lebens erstehen sehen, die auch die wirtschaftlich stärkste Stadt Mannheim nicht alle von sich hat abhängig machen können. Also wir stimmen mit Vidal völlig darin überein: unbestreitbare Gleichheit zwischen den Gliedern, aber nicht ihre Zentralisation.

Bei einem so langen Einbruche eines natürlichen Grabens, den der entwickeltste Strom Europas durchläuft, ist die gegebene Verkehrsrichtung die in der Richtung des Flußtales, des Einbruchstales. Wie sich schon oben ergab, ist dieses einheitliche Tal weit günstiger, weit stärker mit den östlichen Landschaften verbunden als mit den westlichen. Auch Vidal de la Blache zeigt das und erläutert es auf seiner wertvollen Karte. Die burgundische Pforte und der Paß von Zabern, der unschwer auf die lothringischen Terrassen hinaufführt, sind die einzigen Pässe des Elsasses von Bedeutung, alle anderen haben nur gelegentlichen Einfluß gehabt. So würde der rein geographische Standpunkt für die oberrheinische Tiefebene eher in dem Vogesenkamme eine natürliche Grenze finden als in dem des Schwarzwaldes: in jenen weiten, menschenarmen Waldgebieten an der oberen Mosel, die nun schon fast vier Jahre eines Weltkrieges ohnegleichen als natürliche Grenze sich bewähren.

[1] In Lavisse, Histoire de France, 1, 1, 186.

Digitized by Google

Auch für die mittelrheinischen und niederrheinischen Gebiete wiederholt sich dasselbe Gesetz: die Verbindungen mit dem Osten sind stark und sicher, die mit dem Westen viel spärlicher. Vom Rheine führt die Mosel aufwärts die alte Kulturverbindung nach Lothringen. Nördlich der Eifel und der Ardennen folgt dann die breiteste und fruchtbarste Verbindung, die nördlich der Sambre auf die Hochflächen der Pikardie führt.

Es wird jeder ruhige Betrachter der rein natürlichen Voraussetzungen zu dem Ergebnis kommen, daß das Rheinsystem von unterhalb Basel an — die oberen Landschaften lasse ich außer Betracht, weil deren Natur kaum bestritten ist — mit dem Osten mehr zusammenhängt als mit dem Westen, mit Schwaben, Franken, Hessen, Westfalen mehr als mit Lothringen und Wallonien.

Gleichwohl verlangt Frankreich nach dem Rhein zurück als seiner „natürlichen" Grenze. Die Zahmeren verlangen das Elsaß, also in dem späteren Sinne dieses Namens bis zur Mündung der Lauter, die Wilderen würden die Grenze bis Andernach abwärts ausdehnen, die Radikalsten gehen auf das Ganze aus.

Es ist wohl das beste, sich einmal die Eignung des Rheines als Grenze anzusehen, wie er im Naturzustand war. Oberhalb Basel (Pegel 243,78) fließt er in felsigen Ufern und bot auch einem kleineren Heere beim Übergange keine großen Hindernisse dar. Unterhalb Basels verändert sich bis Oppenheim (82,32) das völlig, und der Hochgebirgsfluß wird von diesem Endpunkt an zu einem Tieflandstrome. Der Strom kennt in dem elsässischen Teile kein einheitliches Bett, will es wenigstens nicht kennen, er hat sich ein Gewirre von Stromarmen, Gießen, Grünen und Wörten geschaffen; in Serpentinen, die er immer ändern möchte, schlängelt er sich zwischen den Hochgestaden seines Stromgebietes in dem Bestreben, sein Gefäll zu mindern, möglichst langsam abwärts. Nicht immer gewahrt man vom Hochufer den heutigen künstlichen Rheinlauf, sehr selten begrüßt das Dorf am Hochgestade ein anderes jenseits des Stromes. Auf dieser Strecke war der Rhein sonder Zweifel ein Hemmnis, um so mehr, da die Bergfahrt hier äußerst schwierig war. Der Rhein bedrohte alle Orte, die an seinem Ufer entstanden oder bis zu denen sein stürmischer Angriff gelangte. Und doch: In dem Zustande der Natur gab es immer einige Stellen, die den Flußübergang erleichterten: Basel, Breisach, Straßburg, Speier, Worms waren immer im Besitze von Fähren. „Straßburg

Digitized by Google

ist die durch die Natur vorbestimmte Übergangsstelle."[1] Das sind schon sehr viel bessere Verkehrsmöglichkeiten als die über die Vogesen und die Hardt hinüberführen.

Unterhalb Oppenheim hat der Rheinstrom wieder wie oberhalb Basel sein festes Strombett, das sich zumeist seit Jahrhunderten nicht verschoben hat. Hier war die Zahl der Fähren und Ponten viel größer, die Verbindung der beiden Ufer, die sich völlig klar gegenüberliegen, noch weniger behindert. Am anderen Ufer erkennt man ja meist die Scheiben der Häuser, in denen der Rhein sich widerspiegelt.

Wie wenig der Rhein tatsächlich als ein Verkehrshindernis in den Zeiten des ganzen Mittelalters galt, beweist die Tatsache, daß die wichtigste Einteilung des Landes, die damals bestand, über den Rhein hinüberging. Mit einer einzigen Ausnahme war das bei den Sprengeln der zehn rheinischen Bistümer der Fall.[2] Der Rhein bildete nur einmal die Bistumsgrenze, die zwischen den Bistümern Basel und Konstanz, auf der Strecke von der Aaremündung bis zum Kaiserstuhlgebirge, also nur in dem Teile des reißendsten Gefälles des Rheinstromes. Wir haben hier schon eine der wichtigsten Erkenntnisse gewonnen: im Mittelalter werden die geistlichen Führer des Volkes, die Bischöfe der Rheinstädte, ein Interesse daran haben, daß der Rhein keine Staatsgrenze wird, sondern das Rheingebiet zusammen verbleibt.

Doch nach der französischen Meinung ist der Rhein eine natürliche Grenze. Der weltbekannte Numismatiker Ernest Babelon, Mitglied des Instituts, widmet zwei dicke Bände dem Rheine in seiner Geschichte, und da erklärt er Seite 2: „Le Rhin c'est une barrière, un précipice, une tranchée stratégique." Diese Lehre von dem Rheine als der natürlichen Grenze ist ein älteres Erbstück der französischen Literatur, und am sorgfältigsten hatte diese Lehre der Professor der Geographie an der damals leitenden französischen Kriegsschule ausgebildet, Lavallée. In seinem 1864 erschienenen Buche[3] heißt es: „Gallien oder die französische Region ist natürlich begrenzt durch den Rhein." Doch derselbe Autor mußte

[1] Vidal de la Blache, La France de l'Est, 170.

[2] Es handelt sich um die Bistümer Chur, Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier, Köln und Utrecht. Auch der weltliche Besitz der sämtlichen genannten Bistümer war auf beide Stromufer verteilt.

[3] Les Frontières de la France, Paris 1864.

Digitized by Google

schon fortfahren: „Diese Grenze ist keine gute Grenze; denn es ist ein Fluß, der mehr Gallien mit Germanien vereint als sie trennt. In der Tat ist der Rhein von Natur aus mehr eine politische als eine militärische Grenze. Das Land seiner beiden Ufer ist so gleich nach Klima, Bodenart, Erzeugnissen und Bewohnern, daß sie unteilbar erscheinen." Auch der Keltomane Camille Jullian, Membre de l'Institut, muß bekennen: „Von Lauterburg bis zu seiner Mündung . . . scheint der Rhein mehr seine Uferbewohner zu vereinigen als zu trennen . . . Die Grenze Galliens war auf diesem Punkte mittelmäßig, mehr eine scheinbare als eine wirkliche."[1]

Jedwede geographische Betrachtung muß zu dem Ergebnisse kommen, daß der Rhein sogar in dem Teile, wo er dem Verkehre die meisten Hindernisse entgegensetzt, doch nicht eine gute natürliche Grenze bildet.

Dieser Teil ist in stärkerem Sinne das Stück von Basel bis zum Kaiserstuhl, in weiterem und milderem Sinne von Basel bis Oppenheim. Den Übergang von einem zum anderen Ufer hindert die Breite des Flußtales, in dem der eigentliche Wasserweg nicht festlag, die Notwendigkeit, öfter mehrere Flußarme zu überqueren; den Verkehr in der Richtung des Flusses hemmte der starke Wechsel im Wasserstande, das starke Gefälle, der ewige Kampf des Flusses um eine neue Rinne. Wie wenig aber durch alles das der Verkehr von Ufer zu Ufer verhindert wurde, zeigen die oben berührten Bistumsgrenzen, und wenn auch der Strom in seinem ungebauten Zustande eine Bergfahrt von Straßburg aufwärts bis nach Basel hinauf verhinderte oder doch sehr teuer und nur für kleine Fahrzeuge möglich machte,[2] so war doch die Talfahrt im Mittelalter stärker entwickelt als später.[3] Je schlechter die Landwege waren, um so mehr drängten sich die Waren auf das Wasser. Man benutzte den Strom, der spielend die Lasten trug, die man ihm auflud, vom Rheinfalle von Schaffhausen an, und auf den Nebenflüssen kamen Schiffe und Waren von Zürich wie von Luzern. Ein jedes Schiff machte nur einmal die Fahrt; denn die Bergfahrt war schon deshalb kaum möglich, weil ein Leinpfad oberhalb von

[1] Jullian, Le Rhin Gaulois, Paris, Attinger frères (1915). S. 29.

[2] Immerhin fuhren die Neuenburger mit kleineren Fahrzeugen auch aufwärts auf den Markt nach Basel.

[3] K. J. Straub, Die Oberrheinschiffahrt im Mittelalter mit besonderer Rücksicht auf Basel. Freiburger Dissertation 1912. S. 11, Anm. 2.

Digitized by Google

Straßburg nicht vorhanden war; es kam alles auf die genaueste Ortskenntnis der ewig wechselnden Fahrrinne an, und so wurden Basel, Breisach und Straßburg die Stätten, wo die Steuerleute, oft auch die Schiffseigner wechselten.[1] „Die Stadt hat von dem Rheinflusse gelebt.“[2] Der Rheinverkehr flußabwärts hat nicht seine schlechtesten Zeiten im Mittelalter erlebt, in den Zeiten, da der Strom unbestritten deutschen Gewalten unterstand, die üblen Tage kamen gerade, als er ein Grenzfluß wurde.

Die französischen Intendanten des Elsasses im 18. Jahrhundert sorgten für den Flußbau durch Deiche, durch den Abbau von Flußarmen, sie hatten dabei die Sicherheit der elsässischen Ortschaften im Auge, und der Schaden wuchs dem Flußverkehre zu. Ein begeisterter Lobredner Frankreichs, Rodolphe Reuß, sagt mit nackten Worten von dieser Strompflege: „Assurant, il est vrai, la sécurité de l'agriculture aux dépens du commerce fluvial.“[3] Der französische Staat erschwerte den Stromverkehr auf dem Rheine, so daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Rheinverkehr von Straßburg fast ganz aufgehört hatte. Man muß es sich deutlich machen, die französische Strombaupolitik, der sich später unter Tulla die badische anschloß, ertötete das sonst natürliche Anwachsen des Stromverkehrs, indem sie den Rhein vorwiegend als einen Abzugskanal, als einen Stromschlauch behandelte, vorwiegend dafür sorgte, den Wasserandrang nach unten abzuschieben, nicht ihn auszugleichen. Das Rheinleben erstarb unter der Wirkung dieses großen Strombauwerkes, das alles eher erstrebte als eine Besserung der Schiffahrt, wie unter der Konkurrenz der beiderseits geführten Eisenbahnen. Die Tullasche Reform hatte die Schiffahrtsverhältnisse wenn nicht verschlechtert, sie aber doch nicht so gefördert, daß sie sich neben den Eisenbahnen hätte halten können. Durch die badisch-französische Rheinkorrektion war die Flußstrecke um rund ein Viertel abgekürzt, das durchschnittliche Gefälle entsprechend gesteigert worden, so daß die damalige Dampfschiffahrt den Stromwiderstand kaum noch zu überwinden vermochte. Im Jahre 1855 war das Schicksal der Fahrt oberhalb Mannheim besiegelt, sie erlag.

[1] Zum Vorhergehenden vor allem K. J. Straub.
[2] Vidal de la Blache a. a. O. S. 172.
[3] L'Alsace au dix-septième siècle (Bibliothèque de l'École des Hautes Études fasc. 116), 1, 12.

Digitized by Google

Die französische Verwaltung gab Straßburg nur einen ungenügenden Ersatz, indem die Stadt eine Kanalverbindung mit der Marne (1853) erhielt und mit dem Rhone (1832). Die aufblühende Rheindampfschiffahrt konnte Straßburg nicht dauernd erreichen, und so gab das französische Elsaß seinen natürlichen Anteil an der Rheinschiffahrt an Mannheim ab. Mit dem Verluste der Freiheit von Straßburg (1681) beginnt das Aufblühen von Mannheim. Baden, als Herrin von Mannheim, konnte bei diesem Systeme also noch bestehen, geschädigt war das Elsaß.

Die deutsche Verwaltung hatte angesichts der 1876 vollendeten Tullaschen Rheinkorrektion einen sehr schweren Stand, als es galt, gleichwohl wenigstens einen Teil des Stromverkehrs über Mannheim hinauf dem neuen Rheinhafen von Karlsruhe und dem Hafen von Straßburg zuzuführen. Daß die Zufuhr zu allen Jahreszeiten gleichmäßig sein könne, verbietet der starke und oft plötzlich wechselnde Wasserstand, nur in den Sommermonaten bürgt das Staumeer Bodensee für einen ziemlich gleichmäßigen Stand.

Die 200 Jahre französischer Herrschaft hatten den sperrenden Zug im Rheintale von Basel bis Lauterburg schärfer entwickelt, das schlug zum wirtschaftlichen Schaden des Elsasses aus. Als Straßburg 1871 deutsch wurde, war es eine unentwickelte Provinzstadt, Mannheim und Karlsruhe hatten ihm den Markt entzogen.

Die Jahrzehnte seit dem Frankfurter Frieden brachten große Fortschritte. Im November 1901 kam es zum Abschluß eines Staatsvertrages zwischen Elsaß-Lothringen, Baden und Bayern über die Regulierung des Oberrheins zu Zwecken der Großschiffahrt bis Straßburg; es soll eine Wassertiefe von 2 Metern erreicht werden. Der Plan rührt von dem badischen Oberbaudirektor Honsell her, der Bau hat, wenn er auch noch nicht ganz vollendet ist, die Erwartungen des genialen Mannes durchaus erfüllt. Das ist die Großtat deutscher Wasserbautechnik, die Straßburg seine alte mittelalterliche Stellung zurückgibt. Vor allem gelang es, auch die früher sehr kurzen Perioden ausreichender Wassertiefe so zu strecken, daß die völlige Unterbrechung der Schiffahrt auf kurze Fristen eingeschränkt ist. Unter gleich schwierigen Stromverhältnissen ist vorher noch keine Stromregulierung durchgeführt worden.

Der Rheinverkehr hat in Mannheim 1834 einen für damalige Verhältnisse ausgezeichneten Hafen erhalten, 1866 bis 1907 wurden 29 Millionen Mark verbaut, der Industriehafen kostete 8,7 Millionen.

Digitized by Google

Dazu kam der Rheinauhafen, dessen Bau 7½ Millionen kostete. Der Gesamtverkehr dieser Häfen erreichte 1913 7 398 000 Tonnen.

In Karlsruhe wurde 1898—1901 für 4 Millionen Mark ein neuer Hafen angelegt, dessen Gesamtverkehr bis 1913 auf 1 477 000 Tonnen stieg. Der neue Kehler Hafen (Bauaufwand 8 Millionen Mark) stieg bis 1913 auf 510 000 Tonnen.

Um den Anschluß des französischen Kanalsystems an den Rhein zu fördern, wurde bei Straßburg vor dem Metzgertore ein Hafen erbaut und 1892 eröffnet, nach fünfundzwanzigjähriger Unterbrechung begann Straßburgs zweite Rheinschiffahrtsperiode. Der Erfolg war derartig, daß schon 1898 der Bau einer großartigen Hafenanlage begann, der bis zum 1. März 1913 rund 9,5 Millionen Mark erforderte, nach Abzug des Erlöses aus verkauften Grundstücken betrug das angelegte Kapital am gleichen Tage 7,3 Millionen Mark. Eine weitere Anlage steht bevor.[1]

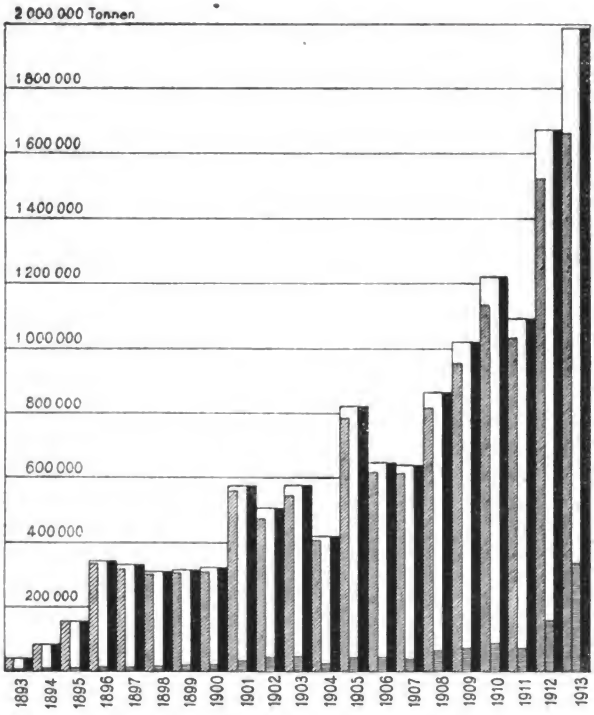
Das Wachstum des Verkehrs übertraf alle Erwartungen. Die umstehende amtliche Tabelle verdeutlicht es. Die Rheinregulierung steigerte die Zahl der Schiffahrtstage so, daß selbst in dem trockenen Jahre 1911 fast nur kurze Hochwasser zur Einstellung der Schiffahrt zwangen. Aus dem Nichts war in fünf Jahren ein Verkehr von über 300 000 Tonnen geworden, nach weiteren fünf die halbe Million, nach weiteren fünf 600 000 überschritten, die nächsten fünf Jahre brachten eine Steigerung von mehr als einer Million Tonnen, und im letzten Friedensjahre wurde der Gesamtverkehr auf fast 2 Millionen Tonnen gesteigert, auch die Ausfuhr erreichte eine sehr bemerkenswerte Höhe. Ebenso wuchs der Kanalverkehr enorm und erreichte 1913 738 667 Tonnen, so daß der ganze Schiffsverkehr in diesem Jahre 2 726 977 Tonnen zu 1000 Kilogramm betrug. Seit 1892 kam die Ruhrkohle nach Straßburg.

Die altdeutschen Rheinschiffahrtsgesellschaften dehnten ihren Verkehr zumeist bis Straßburg aus und elsässische bildeten sich. So wurde Straßburg wieder eine Rheinstadt.

Zu den großen Projekten, die ein gesicherter Friede uns bringen wird, gehört die Regelung und Vertiefung der Wasserrinne von Straßburg bis Basel, und Arbeiten für die Fortsetzung bis zum Bodensee sind zum Teil schon vollendet. Das Einverständnis der

[1] Führer durch die Häfen und Industriegebiete der Stadt Straßburg. 1914.

Digitized by Google



Der Rheinschiffahrtsverkehr von Straßburg 1893 bis 1913.

Digitized by Google

deutschen und schweizerischen Regierungen hat so Großes ermöglicht; wenn Frankreich am Rheine Anteil hätte, so würde ein exzentrischer Staat mit seinen ganz anders gearteten Interessen an der Lösung mitzuwirken haben, schwerlich im Sinne des Ausbaus der verkehrsreichsten Wasserstraße des Kontinentes, vor allem für die Schweiz würde es sich versagen. Der Haupthafen am Niederrhein, der Hauptlieferant für den Verkehr nach dem Oberrhein, der von Ruhrort, erforderte 43 Millionen Mark Baukosten, und sein Verkehr wuchs 1913 auf 17575000 Tonnen! Von 1872 bis 1913 stieg der Gesamtverkehr der deutschen Rheinhäfen um das Vierzehnfache, von 4713000 auf 66291000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm). Die großen Reederfirmen verteilen sich bis Mannheim, das ja lange der Endknotenpunkt der Rheinschiffahrt war.

An diesem Aufblühen hatte Straßburg unter französischer Herrschaft keinen Anteil, und wie würde es in Zukunft sein? Camille Jullian, Membre de l'Institut, hat die Kühnheit, zu sagen: „Le Rhin ne compte absolument pas dans la vie de Colmar, de Mulhouse, presque pas dans celle de Strasbourg.“[1] „Der Rhein ist“ ihm „wirklich das Ende zweier Welten!“ Viel wichtiger ist der Rat Vidals de la Blache; für ihn steht es fest, daß Straßburg das Ende der Rheinschiffahrt bleiben muß, die Schweiz soll von diesem Platze abhängen![2]

Erst unter der deutschen Verwaltung wuchs von Jahr zu Jahr die Bedeutung Straßburgs im Wirtschaftsleben. Auch Babelon bekundet es: „Die großen Schiffe, die in Mannheim früher ihr Endziel hatten, steigen jetzt bis Straßburg hinauf, so daß man heute ohne Übertreibung sagen kann: Die große elsässische Hauptstadt ist selbst ein Meerhafen geworden. Seit 1900 ist die Schiffsbewegung in dem Hafen von Straßburg bedeutend, es waren beinahe 2 Millionen Tonnen 1913. Straßburg entwickelt sich heute mehr denn je durch den Rhein und lebt von dem Rheine, es davon trennen, wäre für den elsässischen Handel ein Todesurteil.“[3] Ganz und gar einverstanden; nur derjenige würde es vom Rheinleben wieder trennen, der das Elsaß an Frankreich gäbe!

---

[1] Notre Alsace, Conférence faite le 11. février à la Salle de l'Horticulture à Paris. S. 2.

[2] A. a. O. 233.

[3] 1, 18.

Digitized by Google

Der Flußbau hatte unter französischer Herrschaft einen der Schiffahrt feindlichen Zug, er behandelte den Rhein eben als einen trennenden Festungsgraben und verkümmerte daher dieses größte europäische nutzbare Flußsystem. Wenn die Franzosen sentimental vom Rhein reden, so hat die systematische Politik von 200 Jahren es doch deutlich gesagt: dem Franzosen war der elsässische Rheinstrom ein militärischer Graben. Im deutschen Verbande kam die Natur des Rheins wieder zur Geltung.

Der Rhein das Elsaß entlang ist sicherlich ein schwieriger Strom, aber von der schweizerischen Grenze bis zu der Straßburg-Kehler Eisenbahnbrücke (Kehler Pegel 133,66) trug der Strom in diesem seinem schwierigsten Teil (auf deutschem Boden) bei Beginn des Weltkrieges 4 Eisenbahn-, 8 Wagenbrücken und 6 Wagenfähren. Das ist eine außerordentlich starke Brückenzahl; wenn der elsässische Rhein trotzdem eine Grenze ist, so ist das auch die Loire, die sogar oberhalb von Orleans keine dichtere Brückenfolge kennt![1]

Aber erschien denn der Rhein auch den Römern und den Franzosen als eine haltbare „natürliche Grenze"? Der Wildzustand des von keines Menschen Hand geregelten Rheines war den Römern so wenig eine sichere Deckung, daß Domitian (nach 83 v. Chr.) die Befestigung in den Vorlanden begann und seine Nachfolger die Einbeziehung der ganzen oberrheinischen Tiefebene einschließlich ihrer Ostrandgebirge in den Schutz der römischen Waffen und Verwaltung als eine bessere Bürgschaft für das Reich durchführten. Der Limes ist eine glatte Leugnung der Vortrefflichkeit des Rheines als einer natürlichen Grenze.

Wenn die Römer ein weites Vorgelände den „Barbaren" wegnehmen konnten, wenn sie Deutz behaupteten, durch die gewaltige Limesanlage einen großen Teil Germaniens einfingen, so haben Mazarin und Ludwig XIV. ebenso die Rheinlinie erst dann für gesichert gehalten, wenn ihnen auch auf dem rechten Rheinufer — oder doch auf Inseln im Stromgebiete — Brückenköpfe zur Verfügung standen. Breisach, damals die beste Festung, war von 1638 bis 1700 im französischen Besitze, mit diesem damals ganz ausgezeichneten Brückenkopf war Ludwig XIV. nicht zufrieden, 1679 blieb beim Frieden von Nymwegen die Herrin des Breisgaus, der Schlüssel des Schwarzwaldes, Freiburg, bei Frankreich, da

[1] Von Cosne bis Gien ist der Brückenabstand fast doppelt so groß als der längste am Oberrhein!

Digitized by Google

wehte das französische Lilienbanner bis 1697 also auf einem Schwarzwaldberge!

Die neue an den Rhein vorgeschobene Zitadelle von Straßburg genügte Ludwig XIV. nicht, jenseits auf dem rechten Rheinufer erhob sich das Fort von Kehl, und dann gab die königliche Münze die Medaille heraus: Clausa Germanis Gallia, die wahrer den Sinn getroffen hätte, wenn sie gelautet hätte: Aperta Gallis Germania, denn nun lag das rechte Rheinufer unter der französischen Hand. Kehls Geschick wiederholt das, was von allen kleinen, vor Brückenfestungen gelegenen Brückenköpfen gilt: in den Händen des Erbauers sind sie stark genug, um dessen Truppen den Übergang zu sichern; in einem Friedensschlusse von der Kernbefestigung abgezweigt und nun zu ihr die Front wendend, sind sie bedeutungslos.

Der dritte große Brückenkopf, das bischöflich speirische Philippsburg, war von 1648 bis 1679 in französischen Händen und sicherte den Austritt gegenüber der Senke des Kraichgaus.

Das französische System begnügte sich also nicht mit Festungen am Flußlaufe, sondern machte ihn sich durch Brückenköpfe völlig abhängig; durch sie war den Franzosen die Möglichkeit gegeben, den Krieg aus dem Elsaß in die rechtsrheinischen Lande hinüberzutragen. Die militärische Überlegenheit des linken Rheinufers war vor allem den Franzosen zugefallen, seitdem sie in Straßburg den zentralen, bedeutendsten und bequemsten Rheinpaß gewonnen hatten.

Soll ich nun auch für Mainz, für Koblenz, für Bonn, Köln, Neuß und Kleve den Beweis erbringen, daß ihnen der Rhein keine natürliche Grenze ist, welche sie von dem rechten Rheinufer abschneidet? Mir wie jedem, der nur einige Jahre am Rhein gelebt hat, ist es zu dumm, gegen einen solchen Unsinn zu kämpfen. Bonn zu trennen vom Siebengebirge, Köln von Deutz und Mülheim, Neuß von Düsseldorf, Ludwigshafen von Mannheim, Mainz von Frankfurt, wer könnte von uns auf einen solchen Widersinn geraten? War denn die Loire, die Seine je eine natürliche Grenze? Die Hausfrau, die einen rheinischen Wochenmarkt aufsucht, findet überall Verkäuferinnen vom anderen Rheinufer!

Wie viele Fähren und Brücken verbinden die Ufer, und ein wie lebhafter Personenschiffahrtsverkehr spielt sich zwischen Köln

Digitized by Google

und Mainz ab! Im Zeitalter der Dampfschiffe und der Motorboote ist die trennende Wirkung des Flusses noch mehr vermindert.

Nur einen einzigen Beweis will ich für die geringere Bedeutung des Rheines als Grenze unterhalb von Mainz anführen. Man könnte die Ausdehnung der Bistümer über den Strom hinaus als Missionsgebiet wegdeuten wollen. Vor mir liegt die ausgezeichnete Karte: „Kirchliche Organisation im Bereich der heutigen Rheinprovinz am Ende des Mittelalters um das Jahr 1450", bearbeitet von Wilhelm Fabricius. Ich beginne am tiefsten Punkte des reichsdeutschen Rheins. Das Archidiakonat Xanten geht über den Rhein weg, von der westfälischen Grenze erstreckt es sich über die verschiedenen Rheinläufe bis an die Maas, ebenso das Archidiakonat des Dombechanten von Köln, es streicht von Werden bis beinahe München-Gladbach. Auf der kurzen Strecke von Worringen bis Lülsdorf ist der Rhein allerdings Archidiakonatsgrenze, aber hier sicherte ja gerade Köln-Deutz den möglichst starken Verkehr. Dann legt sich das Archidiakonat Bonn bis zur Bistumsgrenze auf der Erpeler Ley wieder quer über den Fluß von der sächsischen Grenze bis Gerolstein in der Eifel. In den Bistümern Trier und Mainz ist der Rhein allerdings Archidiakonatsgrenze, nur das Archidiakonat von Karden greift über den Strom hinüber.

Ja auch die Unterabteilungen der Archidiakonate und selbst alte Pfarreibezirke erstreckten sich auf beide Seiten des Stromes.[1] Bei Koblenz und dann auf einer langen Strecke bei Boppard und St. Goar mußten im Frühmittelalter die Pfarrkinder des rechten Rheinufers auf Kähnen zu ihrer Pfarrkirche kommen! Am Niederrhein war es, wenn der Rhein seinen Lauf verlegt hatte, oft jahrhundertelang der Fall. Bei Ruhrort lag die Pfarrkirche Halen auf dem anderen Ufer, und da hatte der Rhein schwerlich seinen Lauf geändert.

Daß der Rheinstrom in einem Kriege ein ernstes, teilweise sogar ein sehr schwer zu überwältigendes Hindernis ist, soll nicht geleugnet werden. Einem Heere ohne Brückentrain standen nur die Brücken der Festungen Straßburg und Mainz bis tief ins 19. Jahrhundert zur Verfügung. In diesem Weltkrieg haben Bäche Verteidigungsabschnitte gebildet, wie viel mehr trifft das bei dem Rheine zu. Doch ist auch nicht zu übersehen, daß die einzige Stelle,

[1] Dekanat Xanten, Duisburg, Neuß und Boppard.

Digitized by Google

wo ein riesiger Strom, der dazu beiderseits mit Inseln und Sumpfgeländen umgeben ist, die Staatsgrenze und zugleich eine Volksgrenze bildet, doch den Übergang nicht verhindert hat. Gerade die Inseln haben den Übergang der Armee Mackensen über die untere Donau erleichtert.

Aber selbst wenn diese Erfahrung nicht vorläge, ist denn der Rhein nur für die Kriegszeiten da und nicht vielmehr für die Friedensjahre? Von Ems oberhalb Chur spiegelt sich bis zur niederländischen Grenze keine Stadt, kein Dorf, ja nicht ein einzelnes Haus in seinen Wassern, dessen Bewohner eine andere Sprache reden als die deutsche.

Wo aber liegt denn eine natürliche Grenze, die französische und deutsche Macht natürlich trennt? Zunächst bietet sie der Kamm der Vogesen und das weite Waldgelände zu seinen beiden Seiten. Der militärische Vorteil liegt da auf der französischen Seite, denn auf den sanfteren Westhängen haben sie viele Wege und mehrere Stichbahnen bis an den Kamm heranführen können. Von den breiten Höhen sind die Anmarschwege nicht zu übersehen, es können also Massen unbeobachtet vorgeschoben werden. Auf dem steilen deutschen Abfall ist das alles weit schwieriger. Dazu steht der südliche Teil des Gebirges mit den höchsten Erhebungen unter dem Drucke der französischen Festung Belfort. Sie sperrt nicht nur im französischen Interesse die weite burgundische Pforte, sie verhindert nicht nur eine südliche Umgehung, sondern unterwirft auch die südlichsten Vogesentäler der französischen Macht.

Diese Nachteile der Kammgrenze haben 1914 dazu geführt, daß sie zunächst von den deutschen Truppen nicht gehalten wurde und später nur in ihrem nördlichen Teile zurückerobert werden konnte. Eine wesentliche Besserung würde die deutsche Grenzlinie erreichen, wenn sie dauernd weiter westlich auf eine andere Kammlinie vorgeschoben würde. Auch in diesen dann zu Deutschland kommenden Vogesentälern und auf ihren Bergen fehlt es nicht an deutschen Erinnerungen, wie eine neuere Studie beweist.[1]

Schwieriger ist es, in dem Stufenlande Lothringens eine natürliche Grenze zu finden. Die zahlreichen Stufen haben, da sie nach

[1] Kiesel, Petershüttlw. Ein Friedensziel in den Vogesen (1918).

Digitized by Google

Westen hin sich senken, ihre Schichtenköpfe dem Osten zugewendet. Markant erhebt sich von ihnen der Steilrand der Oolithplatte (brauner Jura) über der Mosel mit ihrem lachenden Fruchtlande empor. An der Mosel liegt im Lias Metz, der uralte Mittelpunkt des östlichen Lothringens, eine weithin herrschende Stadt drängt sich an die milden Höhen der Oolithplatte. Die Sprachgrenze schneidet westlich und südlich von Diedenhofen über das durch seine Erze so überaus wichtig gewordene Plateau hinweg. Weiter westlich jenseits dieser Oolithplatte erheben sich noch deutlicher hervorgehoben die Côtes Lorraines, die zu ihren Füßen (120 bis 150 Meter niedriger) die wasser- und waldreiche dünnbevölkerte Landschaft Woëvre liegen haben, ein herrlicher Wassergraben vor dem festungsartigen Gebirge. Die Côtes Lorraines waren in diesem Kriege die ebenso tapfer verteidigte wie tapfer angegriffene Linie von überragender militärischer Bedeutung. Zum ersten Male in der Weltgeschichte ist sie hervorgetreten und hat gezeigt, daß sie, beschützt von der vortrefflichen Festung Verdun, eine ausgezeichnete französische Verteidigungsstellung darbietet.

Die Woëvre hat während des Krieges ein Franzose, der sich in seiner lothringischen Heimat gut auskennt, anziehend geschildert.[1] „Das ebene Plateau mit seinen dünngesäten Ortschaften, seinen weiten Räumen scheint leer und stumm. Es ist das Land der Wassertiere und der Zugvögel ... Die Feuchtigkeit des Geländes fügt der Strenge der Winter noch etwas Trauer hinzu." — „Einige Wege, einförmige Bänder, verbinden die lachende Mosel mit der herberen Maas durch die schlafenden Wasser hindurch, deren Morastlöcher der Sommer kaum austrocknet. Wir haben niemals versucht, die Verbindungswege dieses Landes zu verbessern: sein ängstlicher und bescheidener Handel forderte es nicht, seine Bewohner, die gegen den neugierigen Fremden mißtrauisch sind, wollten sie nicht; und die strategische Klugheit wollte keine Wege, die senkrecht auf die Moselgrenze zuführten, auf denen Tropfen für Tropfen eines Tages der Einbruch sich bewegen könnte. Eisenbahnen gibt es nicht." — „Man kann sich das enge und friedliche Leben vorstellen, das ganz von der Welt zurückflieht und den Dingen der Zeit fremd ist, wohin nicht der Lärm der modernen, ewig zitternden Zivilisation dringt. Die Landleute, die seit Jahr-

[1] A. de Pouvourville, Jusqu'au Rhin. Paris-Nancy, Berger-Levrault, 1916. S. 26—31.

Digitized by Google

hunderten auf dieser Erdscholle wohnen, haben nie daran gedacht, sie zu verlassen ... Dieselben Arbeiten beschäftigten seit Jahrhunderten ihre Stunden und ihren Eifer."

Ist das nicht die Schilderung einer natürlichen Grenzgegend?

Zwischen den wie Kulissen sich eindeckenden natürlichen Grenzen am Fuße der Côtes Lorraines und auf dem Kamme der Vogesen, zwischen der alten Bischofsfeste Hattonchâtel und dem Donon ist es schwer, eine natürliche Grenze zu finden, aber unmöglich ist es nicht. Von jener Burg aus kommt man durch Waldungen an den Oberlauf der Rupt de Mad und wiederum zur Mosel oberhalb Pont-à-Mousson. Auf dem rechten Ufer hätte dann die Wasserscheide zwischen dem Mosel- und Seillegebiete, dann zwischen Meurthe und Saar, zum Teil mit der heutigen Grenze übereinstimmend, den Anschluß an den Donon heranzuführen. Nancy mit dem grand couronnement seiner Festungswerke, wie der Austritt aus der Stellung von Toul und den Maasübergängen von Commercy und St. Mihiel blieben bei Frankreich, die Grenze würde vor der von Frankreich gewählten Verteidigungslinie hinlaufen, nie in sie eindringen. Annähernd würden die altgallischen Civitates von Metz und Trier bei Deutschland verbleiben und um Stücke der von Verdun erweitert werden.

Bei diesen Betrachtungen ist aber nicht auf Volk, auf Geschichte, auf Sprache und auf die Macht der aneinanderstoßenden Staaten Rücksicht genommen. Es galt bisher rein aus dem Boden heraus die „natürlichen Grenzen" festzustellen, und das Ergebnis lautet: Der Rhein ist keine natürliche Grenze, er verbindet mehr als er trennt, natürliche Grenzen aber sind in den Vogesen und in den Côtes Lorraines gegeben.

Ein solcher Grenzzug würde noch immer nicht das ganze Wassergebiet des Rheines umschließen, der Oberlauf der Mosel und ihr Nebenfluß, die Meurthe, verblieben bei Frankreich; aber deutsche Macht würde nicht in das Wassergebiet der Maas hinübergreifen.

Gründe der Natur geben also Frankreich keinerlei Anrecht auf den Rheinstrom. Er ist nicht ein deutscher Grenzfluß, sondern in seinem Hauptteile die größte Verkehrsader Deutschlands und für seine westliche Grenzverteidigung die Hauptbasis. Darum die Gier der Gegner; denn auch ein französischer Rhein nur von

Digitized by Google

Lauterburg bis Basel würde diese Einheit zertrümmern. Es ist für Deutschland schlimm genug, daß ihm der Gang der Geschichte das oberste Drittel des rheinischen Stromgebietes bis zu der größten Einschnürung zwischen der burgundischen Pforte und den Quellen der Donau fast völlig entzogen hat, das Stromgebiet ist in dieser Stufe fast rein germanisch, aber politisch hat die Schweiz das Übergewicht. Die allerunterste Stufe, das Mündungsgebiet unterhalb von Emmerich, ist ebenso rein germanisch, aber gleichfalls politisch selbständig. Der Einfluß des deutschen Staatswesens ist auf die mittlere Stufe konzentriert, die ja in der Richtung von den Mainquellen bis zur Wasserscheide zwischen Maas und Mosel eine starke Breitenentwicklung zeigt, aber doch rein germanisch ist, nur etwa drei Siebtel des Moselgebietes hören französische Laute. Politisch sind an der westlichen Flanke des Moselgebietes außer dem Deutschen Reiche Frankreich, Luxemburg und Belgien beteiligt, alle diese Gebiete gehörten aber einst zum Deutschen Reiche.

Schmerzvoll genug ist für den Deutschen diese historische und politische Betrachtung, sie zeigt, wie berechtigt der Name des deutschen Rheines ist, und unerträglich wäre es für das Deutsche Reich, wenn an diesem seinem wichtigsten Strome wieder ein auswärtiger Staat Anteil gewinnen sollte. Die ruhige Betrachtung der Verhältnisse muß es jedem Neutralen klarmachen, daß ein französisches Elsaß die Grundlagen des deutschen Volkes bedroht, und weit davon entfernt, einen Frieden herbeizuführen, den Kampf vielmehr verewigen würde.

Digitized by Google

II.

Der Rhein, einst die Grenze Galliens, muß die Frankreichs sein.

Renans Spott. — Driault und die Rheingrenze in der Schule. — Cäsars Zeiten, Germanen auf dem linken Rheinufer. — Haben die Römer Ansprüche? Die Kelten? — Halber Widerspruch von Jullian. — Die Provinzen Germania superior und inferior. — Keltische Ortsnamen. — Jullians Aufforderung an die Engländer und Italiener, sich als Kelten, Umbrier und Ligurer zu fühlen.

Das zweite Mäntelchen, das die Franzosen ihrer Eroberungslust umhängen, ist — lache nicht, lieber Leser — die Grenze Galliens, die Grenze aus den Tagen Cajus Julius Cäsars, wie sie einige Jahrzehnte vor Christi Geburt entstand. Das ist freilich lange her. Renan hat einst über die Deutschen, die das Elsaß beanspruchten, gespottet: „Nach ihrer Geschichtsphilosophie gäbe es auf der Erde nur das Recht der Orang-Utangs, die zu Unrecht durch die Zivilisierten um ihre Herrschaft gebracht wurden." Der geistvolle Kritiker würde heute finden müssen, daß die Ansprüche seiner Landsleute dem Rechte der Orang-Utangs sehr nahe stehen.

Die Meinung ist nicht nur durch beliebige Skribenten vertreten, sondern durch Männer, die den Palmenrock der Akademie tragen, wie Ernest Babelon und durch Geschichtsprofessoren wie Edouard Driault.

Driault schreibt: „Welch schönes geographisches Bild gibt das unversehrte Gallien ... Im Vergleiche mit ihm gibt jede andere Zeichnung unserer Grenzen einen peinlichen Eindruck der Verstümmelung und Brüchigkeit. Leider hat sie, obwohl einmal durch die Heere der ersten Republik wiederhergestellt, aufgehört uns vertraut zu sein; unsere Augen sind zufrieden, der Linie von 1789 zu folgen. Meistens verlangen sie nicht nach mehr und wollen nicht mehr. Wir aber, wir wollten, daß jede Karte, in unsern Schulen oder sonstwo, bis zur Rheinlinie ausgedehnt werde nicht für die kindische und alberne Revindikation unersättlicher Eroberungen, sondern weil das in Wahrheit der Rahmen ist, in dem sich im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger glücklich die Geschichte

Digitized by Google

Frankreichs abgespielt hat. So würde man den Geist unserer Kinder nicht an eine Grenze der Begnügsamkeit (résignation) gewöhnen, man würde nach denselben Lehren der Geschichte den Bereich ihres Gedankens ausdehnen, man gäbe ihren Träumen von zukünftiger Tätigkeit eine Richtung (on donnerait de l'air à leur rêves d'action)."[1]

Kindliche und alberne Revindikationen werden abgelehnt — und doch heißt das Leitmotiv des Buches, das es auf dem Titelblatte angibt:

Le Rhin est la frontière républicaine de la France.
La France au Rhin, ou la capitale à Bordeaux.

Driault ist aber nicht etwa ein unbedeutender Professor der Geschichte; einer der ersten neueren französischen Historiker, Gabriel Monod, hat sich mit ihm verbunden, um eine weitverbreitete Histoire politique et sociale de 1815—1909 herauszugeben!

Der sattsam bekannte Abbé Wetterlé hat die Dreistigkeit, auf dem Umschlag seines Buches Lendemains réparateurs (1917) das Bild einer deutschen Schule zu bieten, auf dem der Lehrer „Groß-Deutschland", dessen Karte von Riga bis Belfort, von Calais bis zur Spitze von Siebenbürgen reicht, auseinandersetzt. Der Verfasser wird gebeten, den Namen der deutschen Volks- oder höheren Schule zu nennen, wo ein solcher Unterricht jemals erteilt worden ist.

Von Cäsar an klingen durch die römische Literatur die Sätze: Der Rhein ist Galliens Grenze, er ist die Grenze des römischen Imperiums. Als der große römische Feldherr diese Provinz eroberte, waren auf ihrem Boden schon gewaltige Volksverschiebungen eingetreten, von den älteren eingesessenen Völkerstämmen erkennen wir die Iberer, Ligurer, an der Küste Griechen. Von dem Boden des heutigen Deutschlands waren die Kelten eingewandert, die Gallier; die Hauptwanderung fällt in das 3. Jahrhundert vor Christus, aber noch viel später erzwang der Druck der Germanen weitere Wanderungen, weitere Trekks, wie sie die Buren im 19. Jahrhundert machten. Als Cäsar Gallien betrat, gab es außer den Aquitaniern (Iberern) und dem Hauptbestande der Bevölkerung, den Kelten, die übrigens auch die Reste der alten Be-

[1] La République et le Rhin. Paris, Recueil Sirey, 1916. S. 3 f.

Digitized by Google

völkerung aufgenommen hatten, bereits auf dem linken Rheinufer Germanen.

Arioviſt ſtand als Herr auf linksrheiniſchem Boden, von den ihm dienenden Völkern waren die Triboker, Vangionen und Nemeter eben auf die Weſtſeite des Rheines vorgerückt.[1] Sie ſind trotz der Niederlage Arioviſts in ihren Sitzen geblieben und traten in römiſche Untertänigkeit: die Triboker hatten Gebiete der Mediomatriker inne, Brumat und Ehl waren ihre Hauptorte, ſie aber liegen ſüdlich und nördlich von Straßburg! Bei Speier blieben die Nemeter, bei Worms die Vangionen dauernd ſitzen.

Von den Trevirern, deren Namen noch heute Trier trägt, iſt es zweifelhaft, ob ſie Germanen oder Kelten waren. Tacitus (Germ. 28) ſtellt ſie mit den Nerviern zuſammen und ſagt von beiden, daß ſie übertrieben ſtolz ſeien auf ihren germaniſchen Urſprung. Strabo hat die gleiche Anſicht. Die Forſchung hat nun einen Wechſel der Beſtattungsweiſe ergeben, und ſo kommt Cramer, ein vorſichtiger Forſcher, zu der Anſicht, ſie ſeien ein keltiſch-germaniſches Miſchvolk geweſen, ein keltiſcher Kern, umgeformt durch die einwandernden Germanen.[2] Ein Fund der letzten Zeit, deſſen Veröffentlichung bevorſteht, macht es höchſt wahrſcheinlich, daß die Trevirer von Haus aus Kelten waren. Nördlich von ihnen ſaßen ſpäter die Ubier, es war dieſes Volk in den Tagen Cäſars, dem es ſehr gewogen war, im Begriffe, auch auf dem linken Ufer ſich auszudehnen, wo die Ara Ubiorum den Kern Kölns bilden ſollte. Die Römer begünſtigten dieſe Wanderung (38 oder 19 v. Chr.), der bald der größere Teil der Sugambrer folgen mußte.

Wo Cäſar die linksrheiniſchen Germanen aufzählt (2, 4), nennt er die Condruſi, Eburones, Caeroeſi und Paemani, auch die Segni nennt er als ſolche (6, 32), Tacitus und Plinius fügen die Tungri und Sunuci hinzu. Die Eburonen ſaßen an den nordweſtlichen Ardennenhängen bis über die Maas hinaus, der Name der Condruſi hat ſich in der Landſchaft Condroz (ſüdlich Lüttich) erhalten, für die Sunuker iſt durch die Dea Sunuxal der Wohnſitz bei Eſchweiler in der Gegend von Düren feſtgelegt,[3] der Name der Tungri hat

[1] Jullian, Histoire de la Gaule. Paris 1909. 3, 158. Anm. 4.

[2] Franz Cramer, Römiſch-germaniſche Studien. Breslau 1914. S. 55—60. Vgl. auch Schumacher, Galliſche und germaniſche Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur ſpäteren La-Tène-Zeit in der Prähiſtoriſchen Zeitſchrift 6 (1914), 230—292.

[3] Cramer a. a. O. S. 108.

Digitized by Google

sich in Tongern erhalten. Wir können also mit Babelon feststellen, daß die Täler der Maas und ihrer Nebenflüsse bei Luxemburg, Namur, Lüttich und Tongern von germanischen Stämmen bewohnt wurden.[1]

Den Aduatukern schreibt Cäsar (bell. Gall. 2, 29) einen Ursprung von den Cimbern und Teutonen zu. Und dasselbe sagt er von den Nerviern (bell. Gall. 2, 28). Germanen waren und blieben die Bataver. Auf die rechtsrheinischen Völkerschaften haben die Römer auch für kürzere oder längere Zeit ihre Gewalt ausgedehnt, doch steht das ja hier nicht zur Erörterung.

Der Rhein war also von oberhalb Straßburg bis zur Mündung — vielleicht kurze Strecken ausgenommen — schon in germanischen Händen, als Cäsar nach Gallien kam. Ohne das Eingreifen der Römer wäre die germanische Einwanderung weiter gegangen, sie hätte den germanischen Gürtel noch weiter ausgedehnt. Überlegt man sich ruhig die Dinge, so kommt man zu dem zweifellosen Ergebnis, daß germanisches Blut schon damals im Ganzen die heutige deutsche Sprachgrenze erreicht hatte, man muß dabei die weiten Vorstöße an der Maas gegen das Oberelsaß und Trier wettschlagen. Das sind die Tatsachen.

Hinter der Welle der Kelten überschreitet also eine Welle der Germanen den Rhein. Sie würde deutlicher sich erhalten haben, wenn die Germanen als die in der Kultur tiefer Stehenden nicht vielfach gallische Sitte und Sprache angenommen hätten. Die Gallier selbst wurden aber unter die höhere Kultur der Römer gezwungen, und deren Sprache verdrängte schließlich das Keltische. Das römische Element war zudem in den Grenzstreifen am Rheine stärker als im Kerne Galliens vertreten, so daß diese Länder römischer wurden als die an der Seine und Loire. So war die Blutmischung in dem belgischen Gallien sehr stark, als Sprache siegte schließlich das Lateinische!

Wer darf da historische Rechte ableiten? Etwa der Römer, weil er nicht nur mehrere Jahrhunderte den Rheinlanden im allgemeinen den Frieden verbürgte, sondern weil er ihren Bewohnern die höhere Kultur brachte? Der Dank der heutigen Bewohner der Rheinprovinz gegenüber denen, die dem Lande die Segnungen der Kultur brachten, ist warm genug, die preußische Rheinprovinz

[1] Babelon a. a. O. 1, 188 f.

Digitized by Google

verwendet reiche Mittel auf die Provinzialmuseen in Trier und Bonn, welche die römischen Zeiten besonders pflegen, daneben haben viele Städte ihre Altertümersammlungen. Jede römische Ruine wird geschützt, keine alte römische Provinz ist so sorgfältig mit dem Spaten durchforscht, keine besitzt gleichgute wissenschaftliche Bearbeitungen, als die Teile des Imperiums, die heute zum Deutschen Reiche und zu dem „barbarischen" Preußen gehören. Wir alle wissen, daß der Weinbau, der Steinbau, die höher ausgebildete Schiffahrt und der Segen des Christentums den Landen durch die Römer gebracht worden sind, daß das Latein, wie im ganzen abendländischen Kulturkreise, die Sprache der Kirche und der Gebildeten blieb. Die römische Kulturüberlieferung wird dankbar von jedermann als eine Herzenssache gehegt. Aber die Träger des Imperiums sind untergegangen und ihre Erben sind für das Gebiet, auf dem wir leben, wir Deutsche geworden.

Wir wissen auch, daß die meisten der so früh auf dem linken Rheinufer angesiedelten Germanen erst keltisiert oder direkt romanisiert wurden. Doch wir lehnen es ab, daß die Nachkommen der selbst romanisierten Kelten auf unser Land Anspruch erheben. Wenn die Kelten mit solchen Forderungen kommen, so erhebt sich die Gegenfrage des Blutes. Gibt es etwas Törichteres, als Lande zurückzuverlangen, weil sie vor fast 2000 Jahren einem Volke angehörten, das schließlich seine Sprache selbst aufgab? Was würde denn der Präsident Wilson zu den Indianern sagen, wenn sie auf ihre alten Wohnsitze Ansprüche machen wollten? Fustel de Coulanges und d'Arbois de Jubainville, die so leidenschaftlich sich gegen den Einfluß der germanischen Franken auf die Geschichte der Franzosen wandten, ohne damit bei ruhigen Forschern Beifall zu finden,[1] haben ihren Keltismus in den französischen Landschaften gepredigt, bei den heutigen Bewohnern von Novaesium, von Rigomagus, von Antumnacum erregen keltische Revindikationen nur Spott.

Wir stimmen da vollständig mit Camille Jullian überein, der schreibt: „Andere Zeiten, andere Grenzen. Nichts wäre gefährlicher für den Weltfrieden, als Waffen in der Vergangenheit zu suchen,

[1] Man vergleiche das Urteil von Louis Halphen, L'Histoire en France depuis cent ans (1914) über den Synthetiker, S. 103—109, und sein Urteil über die deutsche Wissenschaft und ihren Einfluß auf die französische. „Indessen, als Taine und Fustel de Coulanges unter den französischen Historikern Platz nahmen, hatten die Deutschen schon seit Jahren die Bahn gebrochen." S. 115.

Digitized by Google

um zukünftige Eroberungen zu rechtfertigen. Nichts wäre toller und lächerlicher zugleich ... Wir (Franzosen) würden wohl über die Franzosen lachen, die als Erben der Gallier sich allzu gefährlich erinnern wollten, daß Regensburg, Mailand, Wien, Belgrad und Krakau keltische Gründungen waren."[1] Das gilt auch für das Rheinland. „Achten wir die entschwundenen Taten und Menschen und studieren wir sie nur um ihrer selbst willen. Überlassen wir sie der Wahrheit und unterwerfen wir sie nicht unsern Launen und unsern Hoffnungen. Wenn ich vom gallischen Rheine rede, so denke ich in keiner Weise an die Zukunft des großen Flusses. Was morgen geschieht, das müssen unsere Leiter nach der menschlichen Gerechtigkeit, nach den Rechten und den Interessen Frankreichs feststellen. Die Gallier haben nichts bei der Sache zu tun."[2]

Der gelehrte Historiker der Sorbonne will aber nicht, daß die beiden historischen und geographischen Persönlichkeiten Rhein und Deutschland unauflöslich miteinander verbunden würden, das sei eine rückschauende Annexion, eine lügnerische und verbrecherische.[3] Nun gut, wir haben bereits gezeigt, daß der Rhein, der noch heute seinen keltischen Namen trägt, schon vor fast 2000 Jahren selbst auf seinem linken Ufer mehr deutsche Anwohner hatte als keltische, und wir werden zeigen, daß die Reste keltischer und lateinischer Volkssprache schon seit anderthalb Jahrtausenden an seinen Ufern untergegangen sind.

Die deutsche Natur des Rheins kommt auch darin schon in den Zeiten der Römer zum Ausdrucke, daß die Römer selbst die provincia Germania superior und inferior von dem Körper der provincia Gallia, abgesehen von der Finanzverwaltung, loslösten. „Es war die Absicht gewesen," sagt Mommsen, „die germanischen Gaue zwischen Rhein und Elbe zu einer ähnlichen Gemeinschaft unter römischer Hoheit zusammenzufassen, wie dies mit den gallischen geschehen war, und denselben in dem Augustusaltar der Ubierstadt, dem Keim des heutigen Köln, einen ähnlichen exzentrischen Mittelpunkt zu verleihen, wie der Augustusaltar von Lyon ihn für Gallien bildete; für die fernere Zukunft war wohl auch die Verlegung der Hauptlager auf das rechte Rheinufer und die Rückgabe des linken

[1] Le Rhin Gaulois, S. 5.
[2] A. a. O. S. 7.
[3] A. a. O. S. 8.

Digitized by Google

wenigstens im wesentlichen an den Statthalter der Belgica in Aussicht genommen."[1]

Domitian hat nach neueren Forschungen die beiden rheinischen Heeresbezirke zu eigentlichen Provinzen gemacht.[2] Das waren im wesentlichen Militärgrenzen, wie sie später an der Donau von Österreich gegen die Türken errichtet wurden. Ihr Name Germania darf nicht dazu führen, vorauszusetzen, daß ihre Bewohner noch germanische Dialekte sprachen, aber ihrem Blute nach waren sie wesentlich germanisch. Waren doch auch nach den Ubiern noch germanische Stämme wie die Sugambrer (die späteren Cugernen) auf das linke Rheinufer versetzt worden. Dazu kam die Infiltration der germanischen Einzelwanderer, die Niederlassung germanischer, aber auch aus ganz fremden Völkern stammender Soldaten. Nimmt man die römisch redende Zivilbevölkerung hinzu, so ergibt sich eine sehr starke Blutmischung für die gesamte damalige Bevölkerung der beiden Germanien.

Eine Wanderung, die die gesamte anwesende Bevölkerung beseitigt, ist wohl überhaupt sehr selten vorgekommen, eine solche übernahm aber wohl noch immer die am festesten haftenden Namen der Flüsse und der großen befestigten Plätze. Wenn in einer Gegend aber die Mehrzahl der Ortsnamen erhalten blieb, so muß die Zuwanderung relativ friedlich erfolgt sein. Wenn also in der Rheinprovinz auf dem linken Rheinufer nicht weniger als 300 Namen auf âcum (wie Juliacum = Jülich, Tolbiacum = Zülpich, Antunnacum = Andernach) erhalten geblieben sind,[3] so folgt notwendig, daß in diesen Gegenden vor und in der Völkerwanderung die Zuwanderung friedlich vor sich gegangen und von der ansässigen Bevölkerung ein Teil sitzengeblieben sein muß. Eine germanische Blutreinheit der heutigen Bevölkerung ist also nicht anzunehmen, aber wir haben schon erfahren, daß gerade die Ubier in die Bezirke eingewandert waren, die die meisten keltisch-lateinischen Ortsnamen aufweisen. Unter solchen Umständen beweisen die Ortsnamen weniger, als auf den ersten Blick scheint.

Die Keltomanen schießen weit über das Ziel, wenn sie den Rhein als Keltengrenze beanspruchen. Und welches Recht können

[1] Römische Geschichte 5, 107 f.

[2] Friedrich Köpp, Die Römer in Deutschland. Bielefeld und Leipzig 1912. S. 69.

[3] Cramer a. a. O. S. 25.

Digitized by Google

sie auf die Grenze des Imperium Romanum beanspruchen? Wir werden sehen, daß die Germanen in das Reich aufgenommen zu werden verlangten, dort Landbesitz wollten und noch lange an der Idee des Fortbestehens des römischen Reiches festhielten. Sie übernahmen die Kulturgüter der römischen Zeit und deren politische Gedanken. Und da ist es begreiflich, daß auch die Erinnerung an die alte provincia Gallia nicht ganz erstarb, viel wesentlicher ist es aber, daß die gelehrte Literatur von der Verbindung mit dem Imperium nicht abließ und antiquarisch gerichtete Geister aus der Literatur der Antike immer wieder die Begriffe Gallia und Rhein als Grenze hervorholten. Das sind antiquarische Annexionen, sie sind von naiver Lächerlichkeit, wie die Ableitung vieler deutscher Geschlechter von römischen Familien, wenn sich aber eine Politik darauf baute, so geriete sie in Gefahr, lügnerisch und verbrecherisch zu werden.

Und dieser Gesinnung wendet sich auch C. Jullian zu, wenn er die fundamentale Unwahrheit in die Welt setzt: „Vom Rheine war immer das eine Ufer keltisch und nicht germanisch, und mehr als einmal haben die Kelten auf beide Ufer Anspruch erhoben.“[1] Ein solcher Keltomane bringt es denn auch fertig, an die Engländer die Aufforderung zu richten, sich nicht mehr zu den Germanen zu rechnen und nach ihnen zu nennen, sondern sich als Kelten zu bekennen, ja an die Italiener wendet er sich, sie sollten sich als Kelten, Umbrier und Ligurer fühlen.[2] Ein englischer Forscher, der neuerdings den keltischen Einschlag im Engländertum besonders hervorgehoben hat, wollte sich damit begnügen, „Angel-Sächsisch“ durch „Angel-Keltisch“ zu ersetzen.[3] Der Franzose macht ganze Arbeit.

[1] Jullian, Le Rhin Gaulois. S. 10.

[2] Jullian, a. a. O. S. 20 f.

[3] Thomas Hodgkin, The history of England to the Norman Conquest (The polit. history of England I) 1906, 111. „We should accept and glory in the term Anglo-Celt, rather than Anglo-Saxon, as the fitting designation of our race.“

Digitized by Google

III.

Die Sprachgrenze.

Niederlassung der Germanen in Gallien. — Verteidigung der Grenze. — Alemannen. — Burgunder. — Franken. — Die entstandene Sprachgrenze. — War sie eine geschlossene? — Falsche Meinungen auf Grund der Ortsnamen. — Die Ortsnamen auf -weiler. — Das Elsaß fast rein deutsch. — Die Grenze in Lothringen. — In Belgien. — Hat die Grenze erheblich geschwankt? — Die heutigen Sprachverhältnisse in Elsaß-Lothringen. — Französische und deutsche Auffassung. — Driault.

Allzeit hat die Sehnsucht nach Land kinderreichen Völkern den Drang nach Ausdehnung gegeben. Das war auch bei den Germanen der Fall, die zu ausgedehnter Rodung in ihren eigenen riesigen Wäldern noch nicht befähigt waren. Vor ihren Augen lag Gallien. Lange wurden alle Angriffe abgeschlagen oder inmitten der eigenen Lande endlich bewältigt, die Kriegsgefangenen wurden als Läten angesiedelt oder als Kolonen verwendet, wie es uns so anschaulich Eumenius in seinem Panegyrikus auf Constantius Chlorus schildert. Über das weite Land verteilt, ging das Blut nicht unter, wohl aber die Sprache. Von dem Augenblicke an wurde das anders, da die Römer nicht allein mit den außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Stämmen Föderationsverträge abschlossen, sondern auch mit solchen, die in das Reich eingedrungen waren und nun unter ihren angestammten Fürsten geschlossen weiter ihr Sonderleben führten. Aber auch dann war ihre Muttersprache noch bedroht, wenn sie nach dem römischen Hospitalitätsrechte mit einem Drittel oder auch der Hälfte des Bodens und der Wohnung abgefunden wurden. Die Bodenkultur stellte sie vor neue Aufgaben, die alten Bewohner waren die Lehrmeister. Es konnte nicht ausbleiben, daß früher oder später die Germanen die Sprache der höheren Kultur annahmen, die lateinische Sprache erlernten und dann ihre eigene aufgaben.

Bei drei großen Volksstämmen, deren Zusammensetzung uns hier nicht weiter interessiert, war es anders, bei den Alemannen, den Burgundern und Franken.

Digitized by Google

Das Dekumatenland und Gallien befanden sich mehr als hundert Jahre infolge der ewigen Einfälle in einem schrecklichen Zustande. Wohl gelang es dem in Köln zum Kaiser erhobenen Postumus, die Rheingrenze wieder zu sichern, aber die jenseitigen Kastelle der Limesfront blieben, wie das Fehlen späterer Funde beweist, in der Feinde Hand. Dem Kaiser zu Ehren wurde eine Medaille geschlagen: „Restitutor Galliarum", aber von dem Dekumatenlande redet sie nicht. Er verlegte den Schwerpunkt des Reiches nach Trier, das bald darauf unter Diokletian der Sitz der praefectura Galliarum, unter Konstantin die Rivalin Roms wurde. Gallien war inzwischen durch den Aufstand der Bauern, der Bagauden, aufs schwerste erschüttert worden. Maximian bezwang sie. Mehr und mehr wuchs eine andere Gefahr heran. Die Römer und ihre latinisierten Untertanen hatten schon lange in ihren Heeren fremde, vor allem auch germanische Hilfstruppen verwendet. Ihre Zahl stieg, seit Diokletian erwuchs aber auch eine germanische Generalität. Mit Fremdvölkern ist eine Herrschaft in großen Krisen aber nicht durchzuführen.

Die Alemannen, deren Name zuerst 213 auftaucht, wurden bei ihren Zügen oft geschlagen, aber immer kamen neue Wellen über den Rhein, 356 waren bereits die Städte[1] zum Teil in den Händen der wilden Feinde, und als Julian damals von der Zaberner Steige hinabstieg, fand er wohlbestellte alemannische Äcker vor. Doch all seine Siege, seine Erfolge konnten eins nicht verhindern, Alemannen blieben auf dem linken Rheinufer sitzen. Und bald war die Not wieder so groß, daß die Verwaltung Galliens und seiner Nebenländer von Trier, das als Sitz einer beweglichen Verteidigung der Reichsgrenze bis dahin ausreichend geschützt und den Einfallsorten nahe gelegen war, nach Arles, an das Mittelmeer verlegt wurde. Ein flammendes Zeichen für die Not! Und nach dem großen Rheindurchbruche von 406 schrieb Hieronymus in einem Briefe: „Mainz, einst eine edle Stadt, ist genommen und vernichtet, in der Kirche sind Tausende (!) von Menschen niedergemetzelt worden. Worms ist in langer Belagerung vernichtet worden, Amiens, Arras, die fern wohnenden Moriner, Doornick, Speier, Straßburg in den Besitz der Germanen übergegangen." Um die Rheingrenze war es geschehen. Eine dauernde unabhängige

[1] Straßburg, Brumath, Zabern, Selz, Speier, Worms und Mainz.

Digitized by Google

Herrschaft der Alemannen war aber damit noch nicht gegeben, die Alemannen traten in ein Föderationsverhältnis zu den Römern, das im allgemeinen Bestand gehabt zu haben scheint. „Erst nach dem Tode des Aëtius, des gefürchteten Schirmers des Reiches, setzt die Ausbreitung der Alemannen ein, aber jetzt in der umfassendsten und energischsten Weise.“ [1]

Bei dem Bruche der Rheinlinie 406 gewannen die Burgunder Mainz und Worms. Worms ward der Sitz ihrer Könige, deren Geschick im Nibelungenliede festgehalten wurde. Die römischen Herrscher haben den Burgundern das Land auf dem linken Rheinufer abgetreten; ob eine Landteilung oder ihre Ansiedlung nach Hospitalitätsrecht erfolgte, ist aus den schriftlichen Quellen nicht festzustellen. [2]

Die Franken zerfallen in die nordwestlichen Salier (zu ihnen gehörten die Bataver, Kaninefaten, Cugernen, Chamaven und andere Stämme), die südöstlichen Ripuarier (wohl die Brukterer und Chattuarier) und die südlichen Rhein- und Mainfranken. Das politisch bedeutendste Volk waren die Salier, die ihre großen Erfolge durch Wechsel von Vertragstreue und Kampf wider die Römer erzielten. Um 285 kamen sie in die Landschaft Veluwe, in der Mitte des 4. Jahrhunderts gewannen Franken Köln mit seiner festen Rheinbrücke, Bonn, Neuß und Xanten. Julian besiegte sie, aber er mußte den Saliern Toxandrien (Nordbrabant) lassen, wo fast keine alten Ortsnamen blieben. 428 sind auch die Ripuarier auf dem linken Rheinufer nachweisbar. Es ist zweifelhaft, ob schon vor oder erst nach dem Tode des Aëtius (454) die große Ausdehnung der Franken erfolgte. Der Ansturm der geschlossenen Haufen fand an der jetzt fast völlig verschwundenen Waldzone der silva carbonaria und an dem westlichen Teile der von Bavay über Maastricht nach Köln verlaufenden Straße eine Hemmung, die die alte, übrigens schon vorher mit germanischem Blute stark gemischte Bevölkerung der Wallonen vor der Eindeutschung behütete. Dahingegen ward ihr Vordringen an der Meeresküste nicht verhindert. Hier erreichte die Sprachgrenze Boulogne. Die

[1] Ludwig Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker (1909), S. 196. In manchen Punkten weicht Wirtz, Franken und Alamannen in den Rheinlanden bis zum Jahre 496 (Bonner Jahrbücher, Heft 122), von Schmidt ab, aber den Kern berührt der Unterschied nicht.

[2] Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme (1910), 1, 401.

Digitized by Google

äußerste Spitze an der Meeresküste nahmen sächsische Siedlungen ein, die nicht tief in das Innere vordrangen. Der Winkel zwischen der Stadt Aire an der Leye (Lys) — Lisbourg (an der Quelle dieses Flüßchens) und der Mündung der Canche enthielt aber noch viele flamische Elemente.

Trier ging um 470 den Römern verloren. An Stelle des römischen Grafen bezog ein fränkischer Graf die Dienstwohnung in der Basilika. Ein helles Licht auf die gegenseitigen Gefühle wirft der Brief des Bischofs Auspicius von Toul. Er schreibt an den Grafen Arbogast:

Congratulandum tibi est,
o Trevirorum civitas,
quae tali viro regeris,
antiquis conparabili.

Der Franke ist ein Freund der alten lateinischen Bildung, und der Bischof des damals noch römischen Toul feiert den Franken! Für beide stand es fest, die alte römische Bildung wird nicht untergehen und ebensowenig das römische Weltreich. Wir tragen leicht aus den späteren Ereignissen Urteile in diese Zeiten. Die Germanen wollten Boden und Selbstverwaltung, wollten die Macht und den Genuß des Lebens; aber sie wollten nicht die überlieferte Kultur vernichten, sondern sie aufnehmen, und sie glaubten an den Fortbestand des Riesenreiches, das sie doch vernichteten.

So entstand die deutsch-französische Sprachgrenze, wie sie im wesentlichen bis heute besteht. Sie hebt an bei Boulogne, streicht dann bis zur Maas fast genau östlich, überschreitet zwischen Verviers und Eupen die preußische Grenze, biegt dann aber fast sofort nach Süden, ja mit einer kleinen Neigung nach Westen um, so daß der preußische Kreis Malmedy rund 9000 wallonische Bewohner umschließt, und erreicht westlich von Arlon (belgisch Luxemburg) den westlichen Punkt dieser Südrichtung. Von da an streicht die Grenze nach Südosten zum Donon, dem Eckpfeiler der Vogesen, folgt im allgemeinen dem Vogesenkamme, doch sind einige Täler in ihrem obersten Teile auch am Osthange französisch. Endlich erreicht die Sprachgrenze, indem sie quer durch die burgundische Pforte geht, den Boden der Eidgenossenschaft.

Doch zwei Dinge interessieren uns noch besonders. War die Ansiedlung der Germanen überall eine mehr oder weniger geschlossene,

Digitized by Google

die nur Teile der alten Bevölkerung sitzen ließ, und ist die Grenze selbst nicht erheblichen Schwankungen ausgesetzt gewesen?

Zur Beantwortung jener Frage haben wir keinerlei direkte Zeugnisse, unsere fast einzige Quelle sind die Ortsnamen. Ihre Deutung ist aber keineswegs einfach. Wenn der meist einen Personennamen bildende erste Wortteil und die den Ortscharakter bezeichnende Endung beide deutschen Charakter haben, so ist die Zurechnung des Ortes zu deutscher Siedlung im Augenblicke der Namengebung allgemein angenommen, damit sind die Ortsnamen auf -heim, -um, -inghem und -ingen, von wenigen zweifelhaften Fällen abgesehen, erledigt.

Es hat Forscher gegeben, die aus jedem germanischen Personennamen, auch wenn eine unzweifelhaft romanische Endung ihm angehängt ist, den Schluß zogen, der betreffende Ort sei eine germanische Ansiedlung. Gemildert ist diese Ansicht schon, wenn man in der Curtis Gundacari = Gondrecourt eine Siedlung des germanischen Herrn Gunther sah, dessen Kolonen Romanen oder Kelten waren und blieben. Aber auch der Personenname kann noch irre führen; es ist nicht zu bezweifeln, daß in der Zeit der Neubesiedlung auch Romanen germanische Namen erhielten und trugen. In jedem einzelnen Falle wird man zweifeln können, und hat das reichlich getan, bei größerer Betrachtung wird man sagen müssen: es ist unmöglich, alle die bis zur Loire überaus zahlreichen Ortsnamen auf -court, -ménil, -ville, die mit germanischen Personennamen zusammengesetzt sind, auf solche romanische Herren, denen ein germanischer Eigenname gegeben worden war, als Ortsgründer oder Herren des Ortes zurückzuführen. Man ist vielmehr mindestens dazu gezwungen, ein starkes Vordringen germanischer und vorwiegend fränkischer Herren bis über Paris hinaus anzuerkennen, denen stammverwandte Arbeitskräfte nicht folgten. Früher oder später gingen diese Herren in dem älter bodenständigen Sprachtume unter, dem Kirche und Bildung günstiger waren.

Bei einer Endung ist es aber strittig, es ist die auf villare = weiler. Geht sie auf ein lateinisches villare, das als lateinisch gefühlt wurde, zurück, oder war dieses ein Lehnwort, das die Germanen sehr früh übernahmen, oder gibt es eine deutsche Wurzel, etwa wilon = weilen? Ich meine in diesen höchst kontroversen Fragen folgende Meinung vertreten zu müssen. Das römische Volk bildete in Gallien seine Ortsnamen durch die Suffixe auf ejum,

Digitized by Google

anum, etum, acum usw., die keltische Sprachbildung hing an den Personalnamen das Sachwort an, wie Augusto-dunum, Marco-durum beweisen; die germanische und keltische Sprache hatten schon damals wie heute dasselbe Wortbildungsgesetz. Gundari villare kann also, formal betrachtet, eine keltische wie eine germanische Wortbildung sein, welche beide eine römische Endung benutzen; dem eigentlichen Lateiner würde eine solche Wortbildung mißfallen haben, ihm würde entsprechen: Villare Gundari. Warum aber sollte der Begriff villa, villare nicht ein sehr altes Lehnswort sein? Sahen doch die Germanen innerhalb des römischen Staatsbereiches überall die großen Gutshöfe der Römer und Kelten. Villa und villare war ein Begriff, für den die germanische Zunge kein Wort hatte und keines gebraucht hatte, weil es große Wirtschaftshöfe mit Steinbauten im rein germanischen Bereiche noch nicht gab. Die meisten Weilerorte mögen in der Tat schon in römischer Zeit bestanden haben.

Behaghel hat mit außerordentlichem Fleiße die Weiler- und Weil-orte Deutschlands zusammengestellt, und da zeigt es sich, daß diese Namen außerhalb der Limesgrenzen außerordentlich selten sind, sich auch da nur im Schatten römischer Kultur finden, im römischen Gebiete sich aber an einzelnen Stellen außerordentlich häufen — z. B. im Elsaß am Fuße der Vogesen enden die Namen fast aller Weinorte auf -weiler. Die Sache — ein steingebauter Gutshof — war römisch, das Wort aber kann meines Erachtens sehr wohl von den Germanen übernommen worden sein. Ist aber das Wort villare ein Lehnwort, so beweist die Endung nicht mehr das mindeste gegen einen germanischen Charakter der Siedlung, genauer des Besitzers der Siedlung, es sei denn der Personenname romanischen oder keltischen Ursprunges. Diese Ansicht hat sich mir aus dem Studium der Debatte ergeben, die sich zwischen so ernsten Forschern wie Behaghel, Cramer, Schäfer, Witte und Wolfram abspielt.[1]

[1] Vgl. O. Behaghel, Die deutschen Weiler-Orte in Wörter und Sachen. Band 2, 42—79. (S. 44 f.: Die Ablehnung von villare als Lehnwort, weil es nicht in Glossen sich findet, halte ich für durchaus nicht zwingend.) — Cramer, Die Ortsnamen auf -weiler im Aachener Bezirk in Römisch-germanische Studien (1914), 142—170. — Dietrich Schäfer, Die deutsch-französische Sprachgrenze (1912), in Aufsätze, Vorträge, Reden 2, 382 ff. — Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen. Straßburg 1891. — Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß. 1890. — Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 8. Band, Heft 6). 1894. — Zur Geschichte des

Digitized by Google

Aber warum so viel Gelehrsamkeit, so viel Umwege? Es geschieht nur deshalb, um den elsässischen Vogesengürtel mit seinen -villare-Namen richtig geschichtlich zu bestimmen und ebenso die Namen auf -villers und -ville, die dem heutigen französischen Sprachgebiete angehören.

Das Elsaß enthält in seiner Ebene und an dem unteren Abhange der Vogesen eine ganz geringe Zahl von Ortschaftsnamen, die auf vorgermanische Siedlung hinweisen; viele durch Funde als älter erwiesene Orte haben gleichwohl einen deutschen Ortsnamen. Im Kreise Erstein (südlich Straßburg) zähle ich auf der Karte 52 Ortsnamen, davon sind, soweit ich das irgend vermuten kann, nur drei nicht aus deutschen Wortbestandteilen zu erklären: Ehl = Helvetus, Kraft (gleich einem Flußnamen und also wohl sicher vordeutsch) und Walf. Es folgt aus den Ortsnamen des Elsasses, daß hier die Besiedlung mit voller Rücksichtslosigkeit erfolgte, die Alemannen und Franken dürften sehr wenige Reste der alten Bevölkerung geduldet haben. Das Elsaß ist nach allem eine der am meisten rein deutschen Gebiete.

Es erhielten sich in den Vogesen mehrere romanische Täler, wie ja auch heute noch folgende Täler französisch reden: im Oberelsaß das Weißbachtal oberhalb von Kayersberg mit 10792 ein französisches Patois redenden Bewohnern, dann im Ober- und Unterelsaß zusammenhängend die oberen Stufen des Leberbachtales, des (Weiler- oder) Gießbachtales und vor allem des oberen Breuschtales.

In Lothringen erkennt man in der Umgebung von Metz einen Kreis von Ortsnamen, der nichts von germanischen Einflüssen verrät, die Ortsnamen sind durch die Endungen, die heute -y und -ey lauten, gebildet. Nördlich und östlich dieses Gebietes dehnt sich fast genau mit dem Bereiche der deutschen Sprache übereinstimmend das weite Gebiet der -ingen-Orte aus. Westlich von der Metzer Umgebung sind in die Ortschaften unzweifelhaft kelto-romanischen

---

Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde. 10. Band. 4. Heft). 1897. — Wolfram, Siedlungsprobleme in Elsaß-Lothringen. Verhandlungen des 19. deutschen Geographentages (1914). 173—185. — Christian Pfister, La Limite de la Langue française et de la Langue allemande en Alsace-Lorraine (1890), S. 37, bezeichnet die Weiler-Orte als deutsch. — Vgl. weitere Literatur in Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache (= Pauls Grundriß der germ. Philol., 3. Band), 4. Auflage. 1916. S. 10.

Digitized by Google

Namens ziemlich reichlich Namen auf -villare, -villa, -curtis, -masnil eingesprengt.

Diese Namen huldigen alle der keltischen und germanischen Wortbildung, sie sind oft mit germanischen Personennamen zusammengesetzt wie Reginbertiscurtis, Dodoniscurtis, Trudonisvilla, Almanvillare, Warengesivilla — da ist doch wohl anzunehmen, daß hier vielfach wirklich einmal deutsche Grundherren saßen, aber eine geschlossene Siedlung entstand nicht. Hie und da mögen allerdings auch vorwärts der geschlossenen Sprachgrenze solche vorhanden gewesen sein, vor allem in den im westlichen Lothringen seltenen Orten auf -ange (-ingen), und deutlich war eine Sprachinsel Marbach (an der Einmündung der Meurthe in die Mosel) wie Bessingen bei Marsal, die sich bis in 15. Jahrhundert erhielten.

Der Lauf der Sprachgrenze in dem rauhen Zuge der Ardennen und der Eifel mag einige altromanische Sprachinseln, die früher auch im Moseltale bestanden haben mögen, heute nicht mehr erkennen lassen. Im allgemeinen ist die von Godefroy Kurth festgelegte wallonisch-flämische Sprachgrenze seit dem Anfange des Mittelalters nur wenig verschoben.[1] Die alte Waldgrenze war für die Romanen eine Deckung gegen die von Norden vordringenden Salier, eine zweite Flut kam von Osten von den Ripuariern, hier wurde im Gebirgsland, wo die Ardennen in die Eifel übergehen, die Grenze gefunden.

Hat die Sprachgrenze erheblich geschwankt? Dagegen spricht schon die Tatsache, daß sie keine Enklaven und keine Exklaven kennt und daß sie — abgesehen von der Nähe von Städten — recht schroff ist. Erheblich wich sie im äußersten Westen an der Meeresküste zu Ungunsten der Flamen zurück. Kurth erwies eine einstige geschlossene Siedlung bis Equihen einige Kilometer südlich von Boulogne, vereinzelte Orte stellte er bis zum Unterlaufe der Canche fest. Mehr als die Hälfte germanischen Bodens in der Nordspitze Frankreich ist verloren gegangen.[2] In Belgien hat die Sprachgrenze kaum erhebliche Schwankungen durchgemacht, nicht einmal die Tiefe

[1] La frontière linguistique en Belgique et dans le Nord de la France. Mémoires couronnés publiés par l'Académie . . . de Belgique. Tome 48. Vol. 1 et 2, 1896 und 1898, mit Karte. Der Maasübergang liegt direkt nördlich von Visé, und da mag darauf hingewiesen werden, daß da ein alter großer Markt stattfand.

[2] Den heutigen Zustand gibt Hans Witte in Deutsche Erde, 1913, S. 35—41, mit genauer Karte von Langhans.

Digitized by Google

einer Ortsgemarkung ist fortlaufend verloren gegangen; die sehr sorgfältigen Untersuchungen Wittes haben für Lothringen von 1000 bis 1500 ein ganz leises Vorschieben des Deutschen ergeben, von 1500 an erfolgt das Umgekehrte, und in der Pforte von Marsal—Saarburg erreicht dieser Verlust 15 bis 20 Kilometer, das ist aber auch das höchste Ausmaß.

Im Elsaß ist im Breuschtal die französische Sprache erheblich ausgebreitet worden, sie erreichte hier einen Gewinn von 17 Kilometer Luftlinie in der Talrichtung, dafür wurde durch Bergleute im oberen Lebertale der deutschen Sprache Feld gewonnen.[1]

Wägt man das alles gegeneinander ab, so muß man über die Dauerhaftigkeit der deutsch-französischen Sprachgrenze staunen, man muß ihr eine mehr als tausendjährige Geltung zusprechen. Sie war so dauerhaft, weil man so wenig um sie stritt, und dabei durchschnitt die Sprachgrenze die sämtlichen Bistumsgrenzen, wie die der größeren Territorien: Flandern, Hennegau, Brabant, Limburg, Luxemburg und Lothringen hatten deutsche und romanische Orte oder Bezirke. Man muß sich diese Dinge völlig klarmachen: die Muttersprache galt als eine natürliche Überlieferung, an der man nicht änderte; wie der einzelne seine individuelle Haarfarbe hat, so der Ort seine Sprache, seinen Dialekt. Nur langsam und ungewollt treten durch Zu- oder Abwanderung Änderungen ein. Die Einzelbetrachtung lehrt, daß die Sprachgrenze kirchlich wie politisch sehr gering gewertet wurde.

Erst dadurch wurde diese Ruhe gestört, daß Ludwig XIV. 1684 für das französische Westflandern die Anwendung des Flämischen als Gerichts- und Verwaltungssprache untersagte. Die Advokaten und Prokuratoren durften vor Gericht und vor den Behörden weder mündlich noch schriftlich eine andere Sprache verwenden als die französische! Im nächsten Jahre wurde das gleiche Verbot für die deutsche Sprache im Elsaß erlassen. Da regt sich der Wille des einheitlichen Nationalstaates. Im Elsasse protestierte man und erreichte einen Aufschub. Die erste Republik nahm diese Politik der Zentralisation wieder auf, das Gesetz vom 2. Thermidor des Jahres II ordnete die alleinige Verwendung des Französischen bei allen öffentlichen Urkunden für den ganzen Bereich der Republik

[1] Witte, Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 10. Band, 4. Heft (1897).

Digitized by Google

an und gestattete nur die Eintragung von Urkunden, die in französischer Sprache verfaßt worden waren; selbst mit Privatsiegel beglaubigte Privaturkunden wurden davon betroffen.

Nach der Statistik im Statistischen Jahrbuch für Elsaß-Lothringen gaben 1910 als ihre Umgangssprache an:

	Gesamtzahl	Deutsch	D. u. F.	Französisch
Im Bezirk Unterelsaß	700 938	671 425	1077	26 394
„ „ Oberelsaß	517 865	481 375	1271	31 771
„ „ Lothringen	655 211	481 460	1047	146 097
	1 874 014	1 634 260	3395	204 262

Das ist das Bild einer Sprachenerklärung, bei der zweifellos noch viele „Nationalisten" Französisch angegeben haben, die auch der deutschen Sprache mächtig sind; das ergibt ein Verhältnis von rund 1634 Deutschredenden gegen 204 Französischredende.[1] Was ist das größere Recht, das der 1634 oder der 204?

Die deutsch-französische Sprachgrenze verfügt also über ein sehr ehrwürdiges Alter, es übertrifft das aller Staaten der Erde.

Aber sie hat heute im Zeitalter des Chauvinismus nur wenige wirkliche Freunde. Für den französischen Chauvinisten ist sie eine Beleidigung; denn sie liegt auf altem keltischen, dann romanisiertem Boden, zeigt auf den ersten Blick dem heutigen Franzosen eine Niederlage. Der Feind erreichte zwar nicht die obersten Stufen des Mosel-, Maas- und Scheldegebietes, aber im äußersten Westen stößt das germanische Gebiet doch an den Fuß der Platte des Artois, die einst halb germanisch war. Der Weg nach England, die Schiffahrt durch den Kanal muß germanische Orte berühren! Für die Franzosen ist die Linie die eines Rückzugs nach verlorener Schlacht. Zwar 1400 Jahre und mehr sind seitdem vergangen. Doch der Chauvinismus will an die Zeit und ihre Wirkung nicht glauben. Auch dem Alldeutschen erscheint die Sprachgrenze als die Linie eines glücklich noch gehemmten Rückzuges, auch er glaubt an Verluste. So weit ein germanischer Personenname von ihm in einem Ortsnamen aufgefunden wird, betrauert er einen Verlust; die Ortsnamenkarte verlockt ihn viel zu weit, bis Paris, bis zur Loire. Der Germane hatte gesiegt, aber er wich der romanischen Sprache und gab sich und seine Sprache auf — ein besiegter Sieger.

[1] Vgl. Baumgarten, Statistik der Deutsch- und Französischsprechenden in Elsaß-Lothringen. (Deutsche Erde, 1912, 45—49.)

Digitized by Google

Die historische Wahrheit wird ruhiger urteilen: in dem Volke, das zwischen dem Rheine und der Sprachgrenze wohnt, steckt reichlich fremdes Blut, die Kulturerbschaft ist stark und wird von den Gebildeten auch durchaus dankbar gefühlt. Jenseits der Sprachgrenze wohnt aber ebensowenig ein Volk reinen Blutes. Wie der Staat und das Volk sich nach dem siegreichen deutschen Volksstamm nennt, wie ein großer Teil der Ortsnamen germanischen Ursprunges ist, so hat das Blut germanischer Gefangener, Kolonen, Eindringlinge, Eroberer, Sieger und Großgrundbesitzer in dem französischen Volke wohl ebensoviele Blutspuren hinterlassen wie umgekehrt die Kelten und Römer im Germanischen, und diese germanischen Könige, Grafen und Herren brachten staatliche Gedanken, Überlieferungen und Einrichtungen nach Frankreich, die des Landes und Volkes Recht und Verfassung ebenso tief beeinflußt haben, wie es die Kelten und die Römer getan haben. In der französischen Geschichtschreibung und Forschung wird der jetzige keltische Übereifer bald wieder abnehmen.

Doch wie sonderbar! Das französische Volk hat in den Tagen seiner großen Revolution sich als nationalen Staat begründet, die anderen Völker haben dieses edle Vorbild aufgenommen und jedes emporstrebende Volk verlangt nach seiner Staatwerdung und erspäht in seiner Sprachgrenze den Umfang des Gebietes, auf das sonst niemand Anspruch habe.

Man sollte meinen, diese französisch-deutsche Sprachgrenze müsse in Frankreich eine Partei haben, müsse unter den gelehrten Vertretern der Revolutionsprinzipien eifrige Freunde zählen! Und in der heutigen Entente, die ja die Zauberformel: „Schutz den Nationen, vor allem den kleinen", immer noch zu verkündigen wagt, müßte Begeisterung dafür herrschen, daß Frankreich seine flamischen Landschaften aufgebe — wie die bretonischen, baskischen und italienischen —, daß Belgien wie die Schweiz sich auflöse und in Elsaß-Lothringen die Grenze genau nach dem Sprachbestande festgelegt werde.

Vergebens sucht man nach solchen Franzosen und Ententegenossen. Nur aus England und Amerika sind mir Stimmen bekannt, die für das Elsaß und Deutsch-Lothringen französische Herrschaft auf Grund der Sprache ablehnen. Hören wir nur, was ein Franzose sagt! Driault sagt gerade heraus: „Lassen wir in einer so zarten Sache, wie es das Studium unserer Grenze ist, alle Ideologie beiseite. Lassen wir die Metaphysik der abstrakten Prinzipien

Digitized by Google

und der verwickelten Rechte. Versuchen wir nicht die Lehre von den Nationalitäten zu erklären, welche so verwickelt ist und uns so verderblich war."[1] Die schönste Absage an das, was einst der Stolz der französischen Republikaner war, als sie freie Völker um sich herum haben wollten, Absage an das, was die modernen Völker neben der inneren Freiheit als die herrlichste Gabe Frankreichs an die Welt ansehen: das Recht der Nation, innerhalb ihrer eigenen Grenzen sich als Staat zu konstituieren.

[1] A. a. O. 1, 1.

Digitized by Google

IV.

Chlodwig und Karl der Große. Die hl. Odilia.

Die wahre und die französische Auffassung Chlodwigs. — Karl der Große in den Augen der Franzosen. — Er war ein echter Boche. — Seine Lieblingsaufenthalte. — Das elsässische Herzogtum. — Die wahre und die französische hl. Odilia. — Der Odilienberg.

Die Germanen hatten bald den Körper des weströmischen Staates vernichtet, nach dem Ende der Kaiserreihe 476 machte im Jahre 486 der König der salischen Franken dem Reiche des Syagrius ein Ende und nahm an seiner Stelle in Soissons seinen Wohnsitz. Die Seele des Imperiums war aber damit nicht vernichtet. Die Germanen glaubten an seine Fortdauer, sie wollten seine Nutznießer sein, und ebensowenig wollten sie die römische Kultur vernichten. Als Chlodwig dem Christentume sich zuwandte, war für dieses die ernsteste Gefahr überwunden, freilich ließ der Rückfall in eine primitivere Wirtschaftsform, die der Naturalwirtschaft, aus der das Lehnswesen mit innerer Notwendigkeit sich ergab, sich nicht vermeiden.

Durch die Taufe war Chlodwig ein Genosse der Romanen geworden und seine Politik gab der seiner Nachfahren die Richtung, Merowinger und Karolinger hielten an ihr fest. Wie er in die altromanischen Lande seine Macht vorschob, so dehnte er sie auch gegenüber den germanischen Stämmen aus, in der populären Geschichte ist am bekanntesten sein Sieg über die Alemannen, den man gemeinhin mit dem Kampf der Ripuarier bei Tolbiacum (Zülpich) fälschlich gleichsetzt. Der Kaiser Anastasius schickte Chlodwig eine Urkunde, die ihm den Titel eines Konsuls gab, und er zog die Purpurtunika an, das Diadem trug er wohl als König. Er konnte den Gallo-Römern seitdem als ein Vertreter des (ost)römischen Kaisers erscheinen, den Germanen, vor allem denen am Rhein und jenseits des Stromes, galt er darum nicht höher.[1] Er ward der Herr über Untertanen verschiedenen Blutes, ver-

[1] Das erkennt auch Bayet in Lavisse, Histoire de France, 2, 1, 103 und 106, an.

Digitized by Google

schiedenen Rechtes, verschiedener Staatsauffassung, und doch unterstellte er sie der gleichen Beamtenschaft, die Untertanen wuchsen zu einer gleichen Untertanenschaft zusammen.

Das änderten auch die nächsten Fürstengenerationen nicht, nicht die imperialistischen Tendenzen des Königs Theudebert, wenn sie überhaupt als solche zu verstehen sind, nicht der Titel patricius Romanorum; und erst die Kaiserkrönung Karls des Großen erweckte die Vorstellung, als seien die Franken und die andern germanischen Reichsuntertanen nun auch zu Gliedern des Imperiums geworden, neben die Universalkirche trat die Universalmonarchie. Wie Chlodwig so hat auch der große Karolinge die doppelte Richtung der Ausdehnung seiner Gewalt: in die altrömischen Gebiete hinein und in die Lande, die entweder nie römische Herrschaft getragen oder sie längst abgeschüttelt hatten. Der nationale Charakter der fränkischen Herrschaft war kaum ausgebildet.

So stellen sich die Dinge gleichmäßig den ruhigen deutschen und französischen Geschichtskennern dar, im einzelnen mögen sie voneinander abweichen, im Grunde sind sie durchaus eins.

Wenn zwei Staaten aus einer Wurzel emporgewachsen sind, wie Frankreich und das Deutsche Reich, so wird aber sehr leicht eine rückschauende Geschichtschreibung aus der jüngeren Entwicklung Züge in die Vergangenheit tragen, die ihr an sich fremd sind. Und das ist namentlich auf französischer Seite reichlich geschehen.

Lavallée, dessen Buch so einflußreich geworden ist, macht aus Chlodwig bei Zülpich den Führer der Gallier gegen die Germanen, und er nennt Karl den Großen und Napoleon als diejenigen, die Gallien nach Osten ausgedehnt haben.[1]

Aus Chlodwig den Germanenfeind zu machen, ist ein Kunststück halsbrecherischer Art. Nicht viel anders liegt es, wenn man Karl dem Großen den deutschen Grundzug seines Wesens abstreiten will. Der Besitz der Karolinger ist aus den Urkunden für die von ihnen begründeten oder begünstigten Stifter und Klöster wie Prüm, Echternach, St. Marien in Aachen, Stablo, St. Arnulf in Metz und aus dem späteren Reichsgut mit Vorsicht zu erschließen. Er erstreckt sich von der unteren Mosel, Rheinbach westlich von Bonn und von der Umgebung Lüttichs bis über Metz an der Mosel hinauf, also über damals unzweifelhaft germanische wie romanische Land-

[1] A. a. O. S. 7.

Digitized by Google

schaften. Dem Reiche gehörte später ein reicher Besitz bei Diedenhofen und Sierk.[1] Nimmt man die Begünstigung von Echternach und Prüm durch das Königshaus hinzu, so dürfte man hier vielleicht den Kern der Besitzungen dieses Geschlechtes gewonnen haben, in einer Landschaft, die weit überwiegend deutsch war. Jedenfalls hat man an der mittleren Mosel die Heimat des Mannesstammes der Arnulfinger zu suchen, nicht allzu weit von Metz, wo der Ahnherr des Hauses, der hl. Arnulf, Bischof wurde. Der Besitz in Belgien scheint wenigstens zum Teil auf seine Schwiegertochter Begga zurückzugehen, die Mutter Pippins des Mittleren und Tochter des älteren Pippin; Nivelles in Brabant war eine Familienstiftung der Pippiniden. Aber schon früh finden sich große Besitzungen des Hauses im Mosel- und Eifelgebiet, und romanische Namen sucht man unter seinen Angehörigen lange Zeit vergeblich, und auch später herrschen die deutschen Namen bei ihnen bei weitem vor.

Gilt von diesem Geschlechte Austrasiens in seinen älteren Gliedern der Satz: „Es braucht heute nicht mehr besonders bemerkt zu werden, daß die älteren Karolinger weder Romanen noch romanisierte Franken waren",[2] so war auch Karl sich dessen bewußt, daß seine Muttersprache die deutsche war. Er war wohl sicher des sich bildenden romanischen Dialektes mächtig, und dem Gönner antiker und christlicher Literatur, diesem eifrigen Förderer der gelehrten Bildung war auch das Lateinische geläufig. Doch er war auch der erste unter den Germanen, der seiner Muttersprache eine Pflege zuteil werden ließ, die sie bereichern und ihre Reichtümer aufbewahren wollte. Nach seiner „eigenen Sprache" gab er den Monaten eine deutsche Bezeichnung, die Anzahl der Wind-

[1] Diedenhofen erscheint zuerst 753 als Theudone villa publica beim Fortsetzer Fredegars, Script. rer. Meroving, 2, 183, dann 770 in Urkunde Karlmanns als palacium publicum. Mühlbacher, Regesten 2, Nr. 124. Karl der Große weilte dort 772—773 (lange Zeit), 775 (zweimal), 782/3 (Winter), 805/6 (Winteraufenthalt). Dort starb seine Gattin Hildegard. Diedenhofen könnte also sehr wohl Heimsitz der Arnulfinger gewesen sein. Doch ist das nur eine Vermutung. Über den späteren Reichsbesitz um Diedenhofen werde ich mich demnächst im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde äußern. Diedenhofen lag im deutschen Sprachgebiete.

[2] Halbedel, Fränkische Studien (Historische Studien von Ebering, Heft 132), Berlin 1915, S. 115. Viele Einzelaufstellungen dieses Buches sind übrigens unrichtig oder doch so unsichere Vermutungen, daß ich sie mir nicht zu eigen machen kann.

Digitized by Google

namen bereicherte er, und in diesen Bestrebungen war er ein Vorläufer des deutschen Sprachvereins. Inchoavit et grammaticam patrii sermonis — wie viele Jahrhunderte verflossen, bis andere das Bedürfnis nach der Grammatik ihrer lebenden Sprache fühlten? Item barbara et antiquissima carmina — und die barbarischen und uralten Lieder, worin die Taten und Kriege der alten Könige besungen wurden, schrieb er nieder und überlieferte sie dem Gedächtnisse! Er läßt einen Herder und die Gebrüder Grimm vorausfühlen!

Nach diesen sonnenklaren Zeugnissen seines Biographen Einhard[1] steht es fest, daß sich Karl als Deutscher fühlte, die Lateiner liebte, auch die Romanen nicht verachtete. Er verehrte die von den Lateinern kommende Bildung und die Schönheiten und den Zauber seiner Muttersprache und ihrer Denkmale. Er war, wie wir, ein echter — Boche. Er trug die fränkische Tracht, schon im Äußern machte er seine Abstammung geltend.[2]

Dieser Erkenntnis, daß er ein Deutscher war, kann sich auch Babelon nicht verschließen, er läßt ihn zum mindesten im Familienkreise sich seines fränkischen Dialektes bedienen — wobei er die Stellen Einhards hübsch verschweigt —, aber er bezeichnet ihn auch als einen franc galloromanisé.[3] Das war er nicht.

Sein Aufenthalt wechselte, aber er hat doch drei Orte bevorzugt, und diese lagen im deutschen Sprachgebiete. Er liebte Aachen mit seinem Bade, dort baute er seine größte künstlerische Verlassenschaft: das Münster, wo er sein Grab fand. Aachen aber gehört dem ripuarischen (hochdeutschen) Sprachgebiete an, zugleich aber stießen dort aneinander die Bereiche der niederfränkischen (niederdeutschen), der flamischen und wallonischen Zunge. Er bevorzugte Ingelheim, das über die Fluten des Rheines zu den rebenbedeckten Bergen des Taunus hinüberschaut und der kirchlichen Hauptstadt der deutschen Kirche nahe gelegen war, er ließ die von ihm erbaute Pfalz mit Gemälden schmücken, und als seinen dritten Bau bezeichnet Einhard Nymwegen an der Waal. Sicherlich spielte bei dieser Wahl seiner Aufenthalte auch Rücksicht auf das nahe Sachsenland eine Rolle, auf jenes Land, das er dem Christentume, seinem Staate und der Kultur zugleich gewann, ein

[1] Kap. 29.
[2] Einhard, Kap. 23. Vestitu patrio, id est Francico, utebatur.
[3] A. a. O. 2, 58.

Digitized by Google

Land, das trotzig widerstand, bald aber dessen Andenken segnete, der es überwunden hatte. Vor dem alten Ständehause der preußischen Provinz Westfalen standen nur zwei Standbilder: Karl der Große und Widukind, der Sieger und der Besiegte!

Aus dem Elsaß war in Verbindung mit einem südlicher gelegenen Gaue[1] in den Zeiten der Merowinger im 7. Jahrhundert ein Herzogtum geworden, das fast bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts bestehen blieb. Die linksrheinischen Alemannen waren von den rechtsrheinischen in der Verwaltung getrennt, obwohl sie beide zum fränkischen Reiche gehörten. Dieses Herzogtum ist den Elsässern ans Herz gewachsen, und vor allem trägt dazu die schöne, freilich viel jüngere Legende der hl. Odilia, der Patronin des Elsaß, bei. Bleiben wir erst bei der reinen Geschichte. Daß Chatalricus oder Adalrich (Chaticus, Atticho) ein Germane war, beweist zwar nicht der einzelne deutsche Name, wohl aber die Gesamtheit der Namen fast aller seiner Verwandten. Sein Amtsvorgänger Bonifacius, mit dem eine Verwandtschaft von niemand angesprochen worden ist, mag ein Romane gewesen sein. Für die Ettichoniden ist der germanische Charakter durchaus glaubhaft. Die hl. Odilia wäre also auch dem deutschen Blute zuzurechnen. Aber es gibt Franzosen, die die Elsässerin zur Französin machen. Abbé Coubé schreibt: „Von der Höhe des Berges ... segnet die hl. Odilia unsere Soldaten, denn die hl. Odilia ist ganz französisch! Bei ihren Lebzeiten wies sie die eisenbedeckte Hand deutscher Fürsten zurück, wie das Elsaß heute die blutbefleckte Hand des Kaisers zurückweist. Und die Jungfrau von Orleans eilt zu ihr mit unsern Fahnen, und beide fallen sich in die Arme mit den Worten: Johanna und Odilia, Frankreich und Elsaß-Lothringen bleiben für immer vereinigt!"[2]

Der französische Katholizismus spielt gern Theater. Da macht man nun den Odilienberg zu einem nationalen Wallfahrtsorte, die Feinde der Religion würden diesen Unfug gern zulassen. Theaterszenen verlieren aber bei Sonnenlicht! Zum ersten Male wird der Name der Heiligen außerhalb des Klosters Hohenburg erst am Ende des 10. Jahrhunderts erwähnt und die Vita Odiliae abbatissae Hohenburgensis selbst, die frühestens ein Jahrhundert älter ist, sicher im 10. Jahrhundert vorhanden war, weiß von der Ab-

[1] Vgl. Levison im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, 27, 376.

[2] Coubé, Alsace-Lorraine et France Rhénane. Paris (1916), p. 3.

Digitized by Google

lehnung von Freiern nichts, aber auch gar nichts.[1] Die Erzählung von der Abweisung der Werbung des Alamannenherzogs, die übrigens der Vater danach sehr gern sah, findet sich zuerst in einer metrischen Vita, die Chr. Pfister in die Zeit des 15. Jahrhunderts setzt! Das ist etwas spät, um glaubwürdig zu sein, mehr als sechs Jahrhunderte liegen dazwischen! Und auch diese Quelle redet nicht von Germanenhaß, sie will, wie es die Legende so oft auch von anderen frommen Jungfrauen erzählt, nur einen Bräutigam, den König der Könige Jesus Christus.[2] Alle Feindschaft gegen die Barbaren hat Coubé erfunden und die Legende nationalistisch umgebogen.

Ich frage, ist es die Aufgabe eines katholischen Priesters, so die fromme Legende zu mißbrauchen? Hat er nicht eine andere Pflicht vor Gott übernommen?

Wer all die neueren französischen Bücher über Reisen im Elsaß liest, sieht, wie man aus dem Odilienberge einen nationalen Wallfahrtsort machen möchte. Die „Heidenmauer", die große keltische Fliehburg, die Wohnstätte der elsässischen Herzoge, die hl. Odilia und ihr Kloster sollen die Ingredienzen bilden für das Zentrum des Lebens des Elsasses, in dem in Wahrheit der Odilienberg sehr wenig bedeutet. Ehrliche Mystiker und Skeptiker finden sich zusammen, und besonders ergötzlich ist es zu lesen, wie diese die hl. Odilia behandeln. Vielleicht wendet sich auch ihr die Feder von Anatole France einmal zu.

---

[1] Monum. Germaniae. Script. rer. Meroving. ed. W. Levison, 6, 24—50.

[2] Le Duché mérovingien d'Alsace et la Légende de sainte Odile. Paris—Nancy 1892. S. 115 und 186 f.

Digitized by Google

V.

Die Grenze von Verdun eine Staatsgrenze für viele Jahrhunderte.

Zurückgehen auf die gallisch-römischen Civitates. — Der Grenzzug. — Keine nationalen Gesichtspunkte. — Flußgebiete. — Teilung des Genusses. — Wesentlich die kirchliche Einteilung. — Gemeinschaft der drei Reiche. — Lothringen kommt an das Ostreich. — Kämpfe um die Zugehörigkeit. — Ansprüche der Karolinger und Kapetinger. — Die Bischöfe verbürgen die Verbindung mit dem Osten. — Ihre Auswahl. — Folgen des Investiturstreites. — Tendenzen in Lothringen.

Die Einteilung der Reiche, wie sie zu Verdun 843 unter den drei Söhnen Ludwigs des Frommen nach langwierigen Überlegungen und nach genauer Prüfung durch dreihundert Männer erfolgte, geschah im Grunde genommen nach sehr einfachen Überlegungen.[1] Da sie die bisherige Forschung nicht kristallklar herausgebracht hat, so ist näher darauf einzugehen.[2] Man ging bei der Feststellung der Grenze zwischen dem Westreich (Frankreich) und dem Mittelreich (Lotharingien) unbewußt auf die Einteilung in gallisch römische civitates zurück und damit im Kern auf die der alten gallischen Völkerschaften. Dem Reiche Lothars wurden überwiesen die civitates Camaracensium (Kammerik), Treverorum (Trier), Verodunensium (Verdun), Leucorum (Toul) und Vesontiensium (Besançon), außerdem wurde, da die civitas Remensium über den Oberlauf von Aisne und Maas und über den Unterlauf der Semois nach Osten vorsprang, von ihr die drei östlichsten pagi abgezweigt, nämlich der pagus Castricius (der Bereich des De-

[1] Über den Vertrag von Verdun selbst sind wir direkt nur ungenügend unterrichtet, Prudentius von Troyes gibt die besten Nachrichten, dafür hellt die Aufzählung der Stücke der Teilung Lothringens im Jahre 870 den Gesamtbestand völlig klar auf, es bleiben nur unbedeutende Zweifel. Diese Aufzählung der Annales Bertiniani vgl. Monumenta Germaniae, Capitularia 2, 193.

[2] Am besten Vanderkindere, La Formation territoriale des Principautés belges au Moyen-Age. 2 Bände. Bruxelles 1902. — Longnon, Atlas historique de la France. Texte explicatif 1907. Atlas Planche VIII. — Kern, Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik (1910), S. 16. — Lot et Halphen, Charles le Chauve (Biblioth. de l'École des Hautes Études, fasc. 175, S. 63 f.).

Digitized by Google

kanates Mézières), der pagus Mosomensis (= Dekanat Mouzon) und der pagus Dulcomensis (Dormois = drei Dekanaten), damit wurde der vorspringende Winkel beseitigt. Dem Westreiche fielen zu die civitates Turnacensium (Doornick), Atrabatum (Arras), Veromanduorum (Vermandois), der Hauptteil der civitas Remorum, die civitates Catalaunorum (Châlons) und Lingonum (Langres), von letzterem wurde allerdings der pagus Basiniacus (= einem Dekanate) wie es scheint dem Mittelreiche zugewiesen, ob sofort, ist zweifelhaft. Diese Grenze ergab keinen geraden Zug.[1] Sie hebt an bei der Scheldemündung, folgt diesem Flusse bis zur Südgrenze des pagus Ostrebant.[2] Dem pagus Hainaus (Hennegau) des Mittelreiches ist der sich als eine Spitze nach Westen vorschiebende pagus Cameracensis (Cambrésis) vorgelagert. An seinem Südrande entlang wendet sich die Reichsgrenze direkt nach Osten zur Maas, die auf eine ganz kurze Strecke dann die Grenze bildet. Diese wendet sich dann in mannigfachen Biegungen dem Süden zu, so daß die Aisne zweimal überschritten wird und der Argonnenwald mit den Pässen von Grandpré und Clermont bei Lothringen blieb. Diese gebogene Südrichtung endet an der Südwestecke des pagus Odornensis (Ornois), der an die pagi Pertensis und Buloniensis des Westreiches anstößt. Auf kurze Entfernung nimmt die Grenze eine Richtung nach Osten, sie läuft später zwischen dem pagus Suentensis und dem pagus Basiniacus (Bassigny) hindurch, der allerdings in den Tagen vor dem Vertrage von Meersen (870) als zum Mittelreich gehörig durch die Annales Bertiniani bezeugt ist.[3] An dem Punkte, wo die vier pagi Solecensis, Suentensis (Saintois), Portensis und Basiniacus und die drei civitates Toul, Langres und Besançon auf der Wasserscheide von Maas und Rhonegebiet zusammenstoßen, wendet sich die Grenze nach Süden und interessiert uns hier nicht weiter.

Dem Grenzzuge liegen keineswegs nationale Gesichtspunkte zugrunde. Der weite Bereich der civitas Tornacensis mit seiner ger-

---

[1] Longnon, Planche II. Die Karte der gallischen civitates im betreffenden Bande des Corpus inscriptionum latinarum ist noch nicht erschienen, vielleicht bringt sie Abweichungen.

[2] Bei Gent gehörte links der Schelde das Kloster St. Bavon zum Reiche. Vanderkindere a. a. O. 1, 39 ff. Dagegen Lot vgl. unten.

[3] Diese Sonderbarkeit, daß auch ein Gau des Bistums Langres zu Lothringen gehörte, ist auch wohl durch Parisot, Les origines de la Haute-Lorraine (1909), S. 120, nicht völlig aufgeklärt.

Digitized by Google

manischen Bevölkerung, die an der Meeresküste auch noch weit darüber hinausging, wurde dem Westreiche zugeteilt. Der Lauf der Weltgeschichte wurde dadurch tief beeinflußt. Ebensowenig griff man auf die Grenzen des alten Austrasiens zurück.

Der Grenzzug folgt auch nicht einer strengen Scheidung nach Flußgebieten. Das Scheldegebiet wurde wesentlich durch den Flußlauf halbiert. Dann folgt die Grenze im allgemeinen der Wasserscheide zwischen Seine und Sambre-Maas. Das Maasgebiet greift nur wenig ins Westreich hinüber. Der Lauf der Aisne durchschneidet in seinem obersten Teil die Landschaft Dormois, der Oberlauf der Orne gehört zum Reiche Lothars, so daß dessen Anteil an dem Flußgebiet der Seine größer ist als der des Westreiches an dem der Maas. Das Gebiet des Rheines (und das der Mosel) ist völlig dem Westreiche entzogen. Der Grenzzug bot in dem Argonnenwalde eine starke natürliche Grenze dar. Der vorspringende Winkel von Cambrai bedurfte einer besonderen Hut und einer besonderen Beobachtung. Hier waren die Grenzen so gelagert, daß die über sie hinweggehenden Interessen bald zu höchst verwickelten Rechtsverhältnissen führen mußten.

Man hat oft die widernatürliche Gestalt des Reiches Lothars I. hervorgehoben, das in unnatürlicher Erstreckung von Friesland bis Tuscien in seiner Mitte zwischen Basel und Langres eng zusammengeschnürt war. Man erkennt daraus, wie wenig man geopolitische Gedanken, Streben nach militärisch haltbarer Staatsgestalt bei den Verhandlungen von Koblenz und Verdun voraussetzen darf.

Die Brüder wollten in erster Linie eine Teilung des friedlichen Genusses der königlichen Rechte; da die alten merowingisch-karolingischen Pfalzen vor allem zwischen Paris und Frankfurt lagen, so wurde hier durch das Mittelreich bewirkt, daß einerseits die rechtsrheinischen Pfalzen hart an die Grenze kamen, wie andererseits Paris der Ostgrenze des westfränkischen Reiches zu nahe lag. Das wirkt bis heute nach: es ist unverkennbar eine Schwäche der Konstruktion Deutschlands, daß das Rheinsystem nicht in seiner heutigen Mitte liegt, wie für Frankreich, daß das Seinebecken und sein Mittelpunkt nicht bei Bourges liegt. Geographie und Geschichte rufen einen deutsch-französischen Gegensatz hervor.

Doch der innerste Kern der Lösung von Verdun ist noch immer damit nicht gewonnen. Die Einteilung ward in hohem Maße durch kirchliche Gesichtspunkte bestimmt. Die Westgrenze Lotharingiens

Digitized by Google

war so gezogen, daß die Erzsprengel von Besançon, Trier und Köln nirgendwo ins Westreich hinübergriffen. Zum Metropolitanbezirk Reims gehörte erstens die sehr ausgedehnte Diözese Cambrai ausschließlich des Gebietes der civitas Atrebatensium, die 1094 wieder als selbständiges Bistum erstand, und zweitens die an und östlich der Maas gelegenen Dekanate des eigentlichen Diözesanbezirkes von Reims.[1] Das Bassigny scheint man für notwendig gehalten zu haben, um die schmalste Stelle des Mittelreiches etwas zu erweitern, es gehörte zum Metropolitanbezirks von Lyon. Die also geschaffene Grenze machte die drei Erzbischöfe — von denen der Besançoner bald dem Reiche Hochburgund zugeteilt wurde — und den Bischof von Cambrai zu Hütern der Interessen Lotharingiens und später des Deutschen Reiches. Die Reichsleitung wird sich besonders auf die Bischöfe zu stützen haben und hat, wie wir sehen werden, das getan.

Die Teilung von Verdun sollte die Reiche nicht streng abschließen, sondern auf die Gemeinschaft des in der Idee noch fortbestehenden Gesamtreiches rechneten die Teilenden auch weiter, sie sprachen öffentlich vor den Großen von „unserm gemeinsamen Reiche". Merowinger und Karolinger hatten so oft geteilt, auch diese Teilung konnte durch das Aussterben einer Linie, wie es so oft geschehen war, wieder beseitigt werden. Sie war ja auch nicht die letzte; dauernde Bedeutung gewann sie erst durch spätere Ereignisse.

Das Reich Lothars I. war nur von kurzem Bestande, die wechselvollen Geschicke der Zeiten des absterbenden karolingischen Hauses kann ich hier übergehen, genug, im Jahre 925 wurde der nördliche Teil, dessen Südgrenze mit der Nordgrenze des Erzsprengels von Besançon und des Bistums Basel zusammenfiel und sie nur im Elsaß nach Süden hin überschritt, dauernd mit dem Ostreiche, dem Deutschen Reiche verbunden und brachte ihm einen erheblichen Bestand romanischen Volkstums zu, wie im Westreiche weite germanische Bezirke verblieben. Auch jetzt war der nationale Gedanke kein Grund für die Staatszugehörigkeit, der Gedanke der

[1] Daß die Metropolitanbezirke, ja die Sprengel selbst durch die zwischen Lothringen und dem Ostreiche 843 gezogene Grenze durchschnitten wurden, erhöht nur noch die Bedeutung des umgekehrten Prinzipes an der Westgrenze Lothringens. Vgl. auch Duchesne, Fastes épiscopaux de la Gaule, 3, 26.

Digitized by Google

Zugehörigkeit zu der karolingischen Kulturgemeinschaft überwog alles. Wir dürfen nationale Gedanken von späteren Zeiten nicht in diese übertragen.

Der Lauf der Grenze hat schon bald zu einzelnen Bedenken Anlaß gegeben, auf die unerheblichen Grenzverschiebungen an der Maas in dem Bereiche der alten civitas Remensium ist nur kurz hinzuweisen.[1] Bedeutsamer war, daß das Land von Waes, das westlich von Antwerpen zwischen dem Scheldebogen und dem Meere liegt, sich dem Deutschen Reiche anschloß.[2]

Der Grenzzug von Verdun hat im übrigen von 925 an — kleine Ausnahmen abgerechnet — die beiden Reiche Frankreich und Deutschland viele Jahrhunderte hindurch getrennt. Französische Forscher schieben diese Grundtatsache gern beiseite. Driault hat die Keckheit, den Vertrag als einen „ephemeren" zu bezeichnen und ihn mit dem von Tilsit auf eine Stufe zu stellen![3] Flach — auch ein Membre de l'Institut und Professeur au Collège de France — riskiert den Satz: „Le traité de Verdun n'avait nullement séparé la Lorraine de la France."[4]

Der Übergang des Reiches Lothringen an das Ostreich vollzog sich unter der Einwirkung der inneren Kämpfe im Westreiche und in Lothringen. Das westfränkische Reich unter dem Karolinger Karl dem Einfältigen behauptete 921 durch den Frieden von Bonn den Besitz Lothringens, dafür erkannte der Karolinge den deutschen König, der ja nicht aus karolingischem Mannesstamme hervorgegangen war, an und erledigte damit alle karolingischen Ansprüche auf das Ostreich. Der französische König hatte dann das Unglück, in dem Kampfe wider Herzog Robert von Francien, der sich zum König hatte krönen zu lassen, in die Gefangenschaft der Gegner zu geraten. König Robert war gefallen, aber die Gegner des Karolingers erhoben den Herzog Rudolf von Burgund zum Könige. Die lothringischen Großen wandten sich nun an den deutschen König

---

[1] Vgl. Vanderkindere a. a. O. 1, 30 ff., 2, 378 f., 380 f., 383 f. Longnon S. 83 f.

[2] Zeit und Umstände sind umstritten, vgl. Vanderkindere a. a. O. 1, 62 ff. Nach Lot, La frontière de la France et de l'Empire sur l'Escaut in Bibliothèque de l'École des Chartes 71, 1—32, war das Land von Waes von 843 bis mindestens 1255 von Frankreich abhängig.

[3] A. a. O. 1, 7.

[4] Les affinités françaises de l'Alsace avant Louis XIV et l'iniquité de la séparation de la France (1915), S. 24.

Digitized by Google

Heinrich, der nicht ohne Kämpfe Lothringen gewann. Das wäre eine Eroberung gewesen, aber die sämtlichen Lothringer traten zu Heinrich über. Der den Deutschen durchaus abgeneigte Flodoard von Reims schreibt in seinen Annalen 925: „Heinrico cuncti se Lotharienses committunt.“[1] So gut wie die Franzosen ein Selbstbestimmungsrecht angewendet haben, um ihren Abfall von den Karolingern und das Recht der kapetingischen Könige zu begründen, so gut haben die Lothringer es getan. Es ist daher vom Standpunkt eines Mannes, der für die Interessen seiner Partei plädiert, verständlich, eines Geschichtschreibers aber unwürdig, wenn Jacques Flach in seinen breiten Ausführungen, die beweisen sollen, daß Lothringen überhaupt nicht rechtskräftig zum Deutschen Reiche übertrat, diese Tatsache und die sie zweifellos erweisende Stelle seinen Lesern vorenthält. Ist das Wahrheitsliebe, Herr Flach?

Auch die Anerkennung des rechtlichen Zustandes, der Zugehörigkeit Lothringens zum Deutschen Reiche, durch einen westfränkischen Karolingerkönig ist erfolgt. König Ludwig und sein Schwager König Otto beendeten 942 auf der Zusammenkunft zu Vouziers an der Aisne — also an der Grenze der beiden Reiche — den Streit durch einen Frieden. An die Stelle der Feindschaft trat die Freundschaft. Flodoard sagt: „amicitiam suam firmant conditionibus,“[2] und daß Eide damals geschworen wurden, sagt er an einer anderen Stelle.[3] Es ist ganz undenkbar, daß eine Freundschaft hätte geschlossen werden können, wenn der eine Paktant den andern nicht im Besitze seines Staatsgebietes anerkannt hätte. Flach ist freilich gegenteiliger Meinung. „Und auch jetzt wurde keinerlei Verzicht geleistet, sondern gemäß dem Gebrauch wurde der Friede durch einen Freundschafts- und Bündnisvertrag gesichert.“[4]

Es kamen für Frankreich die Jahre deutscher Vormundschaft, die der kluge Bruno, Erzbischof von Köln, des Kaisers Otto I. Bruder, über seinen Neffen König Lothar ausübte. Dieser erschien vierundzwanzigjährig 965 auf der großen Reichsversammlung in Köln, also auf lotharingischem Boden — heißt das nicht allein schon die Herrschaft Ottos in Lothringen anerkennen? Flach drückt sich auch

---

[1] Monumenta Germaniae, Scriptores 3, 376, 7; Ph. Lauer, Les annales de Flodoard, 1905, S. 33.

[2] Monumenta Germaniae, S. 3, 389, 27; Lauer S. 85.

[3] Ebenda S. 391, 6; Lauer S. 93.

[4] A. a. O. S. 32. Auch Babelon 2, 116 handelt wie Flach.

Digitized by Google

um dieſe Tatſache herum.[1] Im übrigen war auch König Ludwig IV. 947 in Aachen und 948 auf dem Konzil zu Ingelheim erſchienen.

König Lothar hat im Jahre 978 durch einen Überfall ſich Aachens bemächtigt, Kaiſer Otto II. konnte ſich retten, aus der Eroberungsfahrt wurde aber nur ein Beutezug und ein Theatercoup: die Franzoſen wendeten dem Adler auf der Kaiſerpfalz ſeine Richtung. Der Kaiſer antwortete mit dem Zuge bis auf den Montmartre. Dem wechſelvollen Streite machte die Zuſammenkunft Lothars mit dem Kaiſer auf dieſem unterſtehenden Boden in Margut-ſur-Chiers ein Ende, ſie ſchwuren ſich Freundſchaft, und der durchaus franzöſiſch geſinnte Richer ſchreibt: „Sie befeſtigten ihre Freundſchaft durch beiderſeitige Eide. Belgicae pars, quae in lite fuerat, in ius Ottonis transiit.“ Auch dieſes Mal bringt Flach es fertig, Quelle und Tatſache zu umgehen.[2] Verſtändigere Franzoſen urteilen anders; Chr. Pfiſter ſagt: „Le roi de France renonça à la Lorraine,“[3] Lot: „Lothaire renonça à tous ses droits sur la Lorraine.“[4]

Gehalten hat Lothar ſein Wort nicht, aber während der neuen Kämpfe ſtarb er, und ſeinen Erben verdrängte Hugo Capet, der übrigens aus ſächſiſchem Blute ſtammte. Das karolingiſche Erbrecht ward völlig begraben mit Otto, der als Herzog von Niederlothringen (um 1012) als der Letzte ſeines Mannesſtammes ſtarb, jedenfalls ward das Erbrecht der Karolinger 987 von dem Königtum Frankreich getrennt. Es iſt das aber nicht Flachs Meinung, er ſucht zu beweiſen, daß dieſes an die Krone, an das Land Frankreich übergegangen ſei. Aber warum denn nicht an das dritte, an das ſtärkſte fränkiſche Reich, an das oſtfränkiſch-deutſche? Dort war nach dem Ausſterben des dortigen karolingiſchen Zweiges ein Fürſt des Landes durch freie Wahl als König gefolgt, die Kapetinger hatten einen lebenden Karolinger vom Throne gedrängt!

Die Begehrlichkeit der Kapetinger hat ihre Blicke immer wieder nach Lothringen gerichtet, innerlich hielten ſie an den Prätenſionen feſt, die ihnen von den Vorgängern auf dem Throne überkommen waren.

[1] A. a. O. S. 33 f. Ähnlich Babelon 2, 121. Lot, Les derniers Carolingiens (Bibliothèque de l'École des Hautes Études fasc. 87) ſagt geradeheraus: „Lothaire fit sans doute l'effet d'un roi vassal.“

[2] A. a. O. 34 f. Babelon 2, 123 ſchweigt völlig darüber.

[3] Lavisse, Histoire de France 2, 1, 410.

[4] A. a. O. S. 119.

Digitized by Google

In Lothringen waren die Großen von vornherein sehr mächtig, vor allem die weltlichen, und das äußert sich in den Aufständen des ersten Jahrhunderts und der Selbständigkeit in den späteren. Dagegen war das beste Hilfsmittel ein Ausbau der Macht des hohen Klerus. Daß die Bischöfe die sichersten Stützen der Reichsgewalt in Lotharingien waren, hebt Pirenne eingehend hervor.[1]

Bei der Auswahl der Bischöfe von Toul, Verdun und Metz bevorzugten die deutschen Herrscher, wie es ähnlich in Italien der Fall war, deutschredende Herren. Auch im inneren Deutschland lenkten die Ottonen und Salier meist ihre Blicke auf Personen, die nicht dem betreffenden Sprengel oder auch dem Stamme angehörten. Es ist das ein bisher viel zu wenig beachtetes Prinzip.[2] Bei Cambrai ergibt sich aus den Gesta episcoporum Cameracensium und Flodoard, daß Fulbert Deutsch-Brabanter war, Berengar vom rechten Rheinufer stammte, Tetdo Sachse war, der hl. Liethert aus Nordbelgien stammte und sein Nachfolger Gerhard II. sein Neffe war. Engrann erhielt, obwohl Westfranke, das Bistum durch seine engen Beziehungen zu Bruno von Köln, Erluin durch die zur Kaisertochter Mathilde, Gerard war Kaplan Heinrichs II. In den Tagen des Investiturstreites löste sich das in Frankreich belegene Bistum Arras von Kammerik ab. Cambrai selbst aber von seiner Metropole Reims zu lösen, hat der in der deutschen Kirche stramm herrschende Heinrich II. den Versuch gemacht, er wollte, daß Gerard die Bischofsweihe in Bamberg — also von einem reichsdeutschen Bischofe — empfange, doch der Erwählte erklärte, er wolle sich nur von seinem Metropoliten weihen lassen.[3]

Die Zuverlässigkeit der Bischöfe bewährte sich fast immer, und Wazo von Lüttich hat von sich gesagt: „Wenn des Kaisers Unwille so weit ginge, daß ich auf seinen Befehl mein rechtes Auge verlöre,

[1] Geschichte Belgiens 1, 63, 99 und öfter.

[2] In Toul ergibt sich nach den Untersuchungen Morrets (Stand und Herkunft der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun im Mittelalter. Bonner Dissertation 1911) für die Zeit von 925 bis 1125 bei 10 Bischofswahlen bezw. Ernennungen, daß von 10 Bischöfen 8 aus deutschem Sprachgebiet stammten: Gerhard I (Köln), Robert (Mettlach), Berthold (Schwabe), Hermann (Köln), Bruno (Elsaß), Udo (Ripuarier), Pibo (Sachse), Konrad (Almosenier und Kaplan Heinrichs V.) In Verdun waren es von 13 wenigstens 6: Bernoin (Metz und Trier), Berengar (Sachse), Wikfried (Baier), Richard, Theoderich, Richer.

[3] Gesta episcoporum Cameracensium Monumenta Germaniae SS.7,466.

Digitized by Google

was ich dann noch mit dem linken leisten könnte, würde ich zu seiner Ehre und in Treue zu ihm zu verwenden nicht ablassen."[1]

„Mehrere der in der Umgebung der Bischöfe verfaßten Schriften bekunden nicht nur einen aufrichtigen deutschen Patriotismus, sondern bisweilen sogar eine heimliche Antipathie gegen Frankreich, das mit seinem schwachen Königtum und mit seinem allmächtigen Feudalismus allen politischen Ideen und allen monarchischen Empfindungen der kaiserlich gesinnten Geistlichkeit widerstritt."[2]

Wenn also Ottonen und Salier sich in diesen Landen, in denen von vornherein die weltlichen Großen überwogen, vorwiegend auf die Bischöfe stützten, denen sie einen erheblichen Teil der Kronrechte übertrugen, wie denn z. B. Otto I. dem Bischof Fulbert von Toul Zoll und Münze dahingab, so war das eine kluge Politik, ihr wurde aber ein guter Teil der Grundlagen durch den Ausgang des Investiturstreites entzogen. Von da an war die Auswahl der Bischöfe nicht mehr in der Hand des königlichen Hofes, die Wahl lag jetzt in den Händen der lokalen Gewalten, bald in denen der Domkapitel, die natürlich nicht mehr daran dachten, sich ihr geistliches Oberhaupt aus den deutschen Landen herzuholen. Die Bischofswahlen wurden von den lokalen Interessen abhängig, soweit nicht das erwachsende Recht päpstlicher Provisionen eingriff. Dieser verdanken die beiden einzigen deutschredenden Bischöfe von Toul aus späterer Zeit: Konrad Probus und Johann v. Sierk, ihr Amt, während der einzige Bischof von Verdun, Graf Johann von Saarbrücken-Commercy, der einem deutschen Grafenhause wenigstens durch sein Blut angehörte, dem Einflusse des französischen Königshofes die Wahl verdankte.

In Metz war die Zahl deutschredender Bischöfe erheblich größer, ich zähle deren 9, da begegnet auch noch unter Barbarossa ein Sachse. Die Bistümer wurden mehr und mehr die Versorgung nachgeborener Söhne der benachbarten Fürstenhäuser. Das Herzogshaus von (Ober-) Lothringen stellte bis 1552 in Metz 6, in Toul 5, in Verdun 3, die Grafen (Herzöge) von Bar 3 in Metz, 2 in Verdun, die Herren von Apremont zusammen 3. Dazu kamen die Günstlinge und Anverwandten dieser Häuser. Durch die Wahl der Kapitel wie durch päpstliche Provision kamen auch eine Reihe von

[1] Monumenta Germaniae SS. 7, 225, 12.
[2] Pirenne a. a. O. 1, 69.

Digitized by Google

Untertanen des Königs von Frankreich auf diese Bischofstühle. In Straßburg gelangte erst 1704 ein Welscher, ein Untertan des französischen Königs, in den Besitz des Krummstabes.

Wie stark die reichsdeutsche Gesinnung in Cambrai unter den Ottonen und Saliern war, lehren die Gesta episcoporum Cameracensium.

Von vornherein lebte in Lothringen, anfangs verbrämt durch Festhalten am karolingischen Erbrecht, der Wille, möglichst unabhängig zu sein und dem Deutschen Reiche mehr formell anzugehören, als es zu tragen. Der hier völlig zum Durchbruch gekommene Feudalismus, der Mangel an ausgedehntem Reichsgute gab den eingeborenen großen Geschlechtern die Macht in die Hände. Doch sind Ausnahmen auch in den wallonischen und französischen Teilen durchaus nicht selten, für die deutschredenden Gebiete des alten Lotharingiens gilt diese Charakteristik überhaupt nicht.

Digitized by Google

VI.

Deutschland und Frankreich im Hochmittelalter.

Das Deutsche Reich nach Westen defensiv. — Nur zwei Kriege. — 1124. — Die Schlacht von Bouvines (1214). — Ein drohender Krieg (1047). — Die Meinung in Frankreich über Lothringen. — Karlslegende. — Prophetie. — Deutsche Gegenwirkung. — Die Heiligsprechung Karls des Großen. — Staufische Kaiseridee. — Antiquarische Gedanken. — Gallia. — Aachen als Krönungsort. — Französische Geschenke. — Teilung Lothringens. — Das Elsaß an Schwaben angegliedert.

Das Deutsche Reich hatte sich aus dem großen christlichen Kaiserreiche Karls des Großen losgelöst, und Otto I. hatte die Kaiserwürde in einem viel beschränkteren Sinne wiederhergestellt, den sein Enkel freilich maßlos und phantastisch, übrigens nicht ohne Einfluß des Franzosen Gerbert, übertrieb. Das Reich der Ottonen und Salier trug nach Westen hin, nachdem die Protektoratsansprüche auf Frankreich, die einzelne Ottonen erstrebt und zeitweise ausgeübt hatten, aufgegeben worden waren, einen durchaus defensiven Charakter. Es war ein Reich, das nach dieser Seite hin nur beharren wollte, und es war durch seine Ausdehnung und seine Macht so stark, daß schon der Name des Reiches genügte, um alle kriegerischen Absichten, die etwa die französischen Könige hätten hegen können, niederzuhalten. So folgten denn mehrere Jahrhunderte tiefen Friedens zwischen den beiden Reichen, Friedenszeiten, die die Kreuzzüge, an sich äußerst gewagte Vorstöße in ferne Lande, ermöglichten.

Die Geschichte kennt da nur zwei Kriege zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich. Der eine war der Kampf Heinrichs V. Zwei Gründe veranlaßten den Kaiser 1124 zum Angriff. Einmal die Rücksicht auf seinen Schwiegervater König Heinrich I. von England, der mit König Ludwig VI. im Kampfe lag, dann, wie in einer französischen Quelle bezeugt ist, die Erinnerung daran, daß Papst Calixt II. von französischem Boden aus wider ihn die Exkommunikation erneut hatte. Die Absicht des Kaisers weckte in Frankreich eine lebhafte Bewegung und Begeisterung bei den Großen und im Volke. Nach den Worten Sugers sagten bei der Beratung der Großen die einen: „Gehen wir kühn auf sie los,

Digitized by Google

auf daß sie nicht heimkehren ohne Strafe für das, wessen sie hochmütig gegen Frankreich, die Herrin der Länder, sich unterfangen haben. Ihrer Frechheit Lohn mögen sie empfangen und nicht in unserm, sondern in ihrem Lande, das nach fränkischem Königsrechte, oft bezwungen, den Franzosen zusteht; das, was sie uns heimlich zuzufügen dachten, wollen wir offen gegen sie zurückwenden." — „Andere, die sich auf ernste Erfahrung stützten, meinten, es sei besser, ihren Einmarsch in die Grenzmarken zu erwarten, ihnen den Rückweg abzuschneiden, sie besiegt niederzuwerfen, sie wie Sarazenen unbarmherzig niederzumetzeln, ihre unbestatteten Barbarenleichen Wölfen und Raben zu ihrer ewigen Schmach zu überlassen und eine solche Metzelei und Grausamkeit mit der Verteidigung des Landes zu rechtfertigen."[1] Wie diese Worte ein betrübendes Zeugnis für die Neigung der Franzosen zur Grausamkeit zeigen, zu wirklicher Barbarei, so erweisen jene, daß die Erinnerung an die Herrschaft der Franken sich in den Glauben umgewandelt hatte, Frankreich gebühre die Erbschaft Karls des Großen. Heinrich V. stand angesichts des starken französischen Heeres von seinen Absichten ab.

Der zweite Kampf war der Feldzug von Bouvines (1214). Wiederum war es die Verwandtschaft mit dem englischen Fürstenhause, die einen deutschen Herrscher zum Kampfe wider Frankreich veranlaßte. Der Welfe Kaiser Otto IV. hatte zeitlebens zu den Engländern gehalten, deren König Vasall des französischen Königs und im Besitze bedeutender französischer Landschaften war; der Welfe war Neffe des Königs Johann (ohne Land) und immer für englisches Geld empfänglich gewesen. In der Schicksalsschlacht von Bouvines führte er aber nicht die ganze deutsche Streitmacht, vielmehr war sein Gegenkönig, der junge Staufer Friedrich II., Bundesgenosse des Königs Philipp August von Frankreich! Nach den Verlustlisten kämpften bei Bouvines nur Niederdeutsche mit. Der Welfe wurde geschlagen, Philipp August siegte über seine Vasallen, über die Feudalität, und sicherte dem französischen Königtum den Weg zur weiteren Einigung des Landes und zur Absolutie, er wies die englischen Ausdehnungsgelüste auf dem Festlande gründlichst ab und hob den englischen Parlamentarismus in den Sattel, für Deutschland entschied die Schlacht den Thronstreit zugunsten des

[1] Suger, Vie de Louis le Gros. (Collection de textes pour servir à l'Étude et à l'Enseignement de l'Histoire 4, 1887, S. 102. „Terra sua, que jure regio Francorum Francis sepe perdomita subjacet.")

Digitized by Google

Staufers, dem der französische König den erbeuteten goldenen Reichsadler zusandte, nachdem die abgebrochenen Schwingen wieder befestigt worden waren. Für den Papst bedeutete der französische Sieg die Niederlage des exkommunizierten Kaisers. Der Ausgang der Schlacht traf auch sehr tief das Ansehen der deutschen Waffen, die bis dahin als unüberwindlich gegolten hatten. „Seit dieser Zeit," sagt der Chronist von Lauterberg, „sank der Ruf der Deutschen bei den Welschen." Die Schlacht von Bouvines muß man dem Welfen anrechnen, nicht dem Deutschen Reiche in seiner Gesamtheit, kein Reichstag oder Hoftag hatte die Politik des Kaisers gebilligt. „Die Schlacht setzte nicht alte Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich fort, sondern unterbrach die offizielle Freundschaft der beiden Nachbarreiche, die vorher und nachher bestand, setzte aber wohl die alte Feindschaft zwischen Kapetingern und Anjous fort, die dann allmählich begann, Feindschaft zwischen Frankreich und England zu werden." [1] Ohne einen Friedensschluß trat der Friede zwischen den beiden Reichen wieder ein. Für lange Zeit waren die benachbarten deutschen Reichsgebiete unter französischen Einfluß gebracht.

Einmal hat ein Krieg gedroht. Als Heinrich III. 1047 in Italien weilte, hat man dem französischen König Heinrich I. geraten, „er solle die Pfalz von Aachen, die, wie sie sagten, einst dem königlichen Rechte zugehört habe, mit großen Streitkräften angreifen; wenn er den Hauptsitz genommen habe, werde das übrige Lothringen seinem Reiche zufallen". [2] Nach derselben Quelle dämpfte der Bischof Wazo von Lüttich in einem Briefe an den König die kriegerische Stimmung. „Wenn die beiden Reiche, wie bisher, im Frieden miteinander lebten, so würden sie allen Völkern der Erde Furcht einjagen, selbst nichts fürchtend als Gott. Der Friede sei beiden Teilen nötig." Dem König, der schon drauf und dran war, „das Reich und die Pfalz, die ihm nach Erbrecht gebührten, in Besitz zu nehmen", warf der tapfere Bischof vor, er wolle einem abwesenden Fürsten sein Reich, fremdes Eigentum stehlen. „Aber," fährt Wazo fort, „angenommen, der Sitz des Reiches sei Deinen durch List umgarnten Vorgängern weggenommen worden, wenn Du kommst, so bringt das wider Deinen Willen Tausenden von Tausenden das Elend. Und Du wirst in

[1] Alexander Cartellieri, Die Schlacht bei Bouvines, 1914, S. 25.
[2] Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium (Mon. Germ. Script. 7. 225).

Digitized by Google

den Augen des Höchsten die Schuld an so vielen Morden tragen." Luchaire erzählt die Dinge richtig, Babelon macht daraus eine fertige Proklamation des Königs, beide übergehen die Einzelheiten der Mahnungen Wazos, Babelon nennt den Bischof überhaupt nicht.[1]

Die stille Feindschaft des französischen Königs wurde 1056 eine offene, nach Lamberts von Hersfeld zweifelhaftem Zeugnisse war der Grund das Festhalten an den Ansprüchen auf Lothringen.[2] Doch kam es nicht zum Kriege.

In der Geschichte bedeutet oft mehr, was man meint, als was ist. Für Frankreich war die „Meinung" ebenso günstig wie die gelehrte Überlieferung. Das Haus der Karolinger war am längsten in Frankreich auf dem Throne geblieben, die Ansprüche auf die Erbschaft im Gesamtreiche, das einst dem großen Karl unterstanden hatte, konnten am allerwenigsten auf ihre Todfeinde übergehen. Aber das Erbrecht wanderte doch zu dem Usurpator hinüber, weil sich das Erbrecht des fränkischen und französischen Staates einschob.

Alle Verträge, alle Wirklichkeiten töten eine Idee nicht, sie ändert sich im stillen, sie wächst, und zu gelegener Stunde wird sie eine Macht, zumal wenn sie eine religiöse Färbung gewonnen oder doch die Weihe der Dichtung für sich hat.

Aus der großen Vergangenheit stand den schriftstellernden Geistlichen und den dichtenden Sängern die ehrwürdige Gestalt Karls des Großen vor der Seele. Der Napoleonkultus ist unvergänglich, wie viel mehr der des Großen, der als der größte christliche Laie einer religiösen Zeit auch starke religiöse Eindrücke hervorrief.

Für die Franzosen war Karl am stärksten mit St. Denis verbunden. Das war für sie sein eigentlicher Sitz, nicht so sehr Aachen, das in den französischen Dichtungen weit dahinter zurücktritt.[3] Im Rolandslied ist Frankreich, wie es sein sollte, oft mit dem Reiche Karls des Großen gleichgesetzt. Le couronnement de Louis (um 1124 entstanden) singt von der Suprematie Frankreichs:

---

[1] Luchaire bei Lavisse, Histoire de France 2, 2, 166. Babelon a. a. O. 2, 163.

[2] Lamperti opera ed. Holder-Egger (Script. rer. Germ.) 69, Anm. 1.

[3] Leonardo Olschki, Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter (1913), S. 27 ff., 31 f., 52—65.

Digitized by Google

Quand Deus eslist nonante et nuef reiames,
Tot le meillor torna en dolce France.
Li mieldre reis ot a nom Charlemagne,
Cil aleva volentiers dolce France;
Deus ne fist terra qui envers lui n'apende;
Il i apent *Baviere* et *Alemaigne*,
Et Normandie, et Anjou, et Bretaigne,
Et Lombardie, et Navare, et Toscane.

Das Rolandslied verkündet:

La corone de France doit estre mise avant,
Quar tuit autre roi doivent estre a lui apandant
De la loi crestiene qui au Deu sont creant.

Die Dichtung schuf dem Königtume wertvolle Stützen und gab ihm große Ziele, nicht nur das Gefühl, vom deutschen Kaisertume frei zu sein, sondern selbst ein Kaisertum mit oder ohne diesen Titel zu beanspruchen. Einem Volke sind solche Erinnerungen ein Adelszeichen, dem es nicht entsagt, wenn auch die Aussichten, es zur Geltung zu bringen, im Augenblick untergegangen zu sein scheinen. Was heute Utopie wäre, morgen kann es wieder ein Ziel werden. Ein Napoleon erreichte es.

Es verschlangen sich damit prophetische Stimmen, die in einer Zeit mystischen Gedankenlebens gläubige Gemüter fanden. Adso, der Mönch von Montier-en-Der, schreibt im Libellus de Antichristo: Solange es noch Könige der Franken gibt, werde der Antichrist nicht erscheinen; die tiburtinische Sibylle hatte verkündet, es werde ein großer Kaiser der Griechen und Römer mit dem Namen Constans kommen, der das tausendjährige Reich des Friedens heraufführen werde. Das bezog man auf die reges Francorum des Westreiches. Auch diese Elemente drangen in die französische Karlssage ein. Die Gegnerschaft wider das durch die Ottonen erneuerte Kaisertum krönte Walther von Lille, der den Kaiser Friedrich I. als den Vorläufer des Antichrist bezeichnete:

Fridericum Caesarem optime vidisti
. . . . .
quis precursor melius fiet Antichristi.

Ähnlich war es schon Heinrich III. ergangen, und in den Tagen Ottos von Freising ging ein mystisches Schreiben in Frankreich

Digitized by Google

um, das einem französischen Könige Ludwig die Herrschaft über den ganzen Orient versprach. Die französische Phantasie umgab in demselben Sinne den großen Karl mit einer Fülle phantastischer Legenden, die dem Königtume Frankreichs von Nutzen waren.

Die deutsche Überlieferung hatte keine Brücke, die bequem von der nüchternen Erneuerung des Kaisertums durch Otto zu Karl hinüberführte; in Deutschland lebte Karl als der Hüter und Schöpfer des Rechtes, in Sachsen als der Bringer des Christentums fort. Die Dichtung war hier stark von französischen Vorbildern abhängig. Das wurde anders in den Tagen Barbarossas, der auch in einer Urkunde den großen Vorgänger pries.[1] Es ist möglich, daß sein großer Kanzler, Rainald von Dassel, an dieser Karlsverehrung in erster Linie beteiligt war. Ihm waren sicherlich in seinen Pariser Studientagen die Lieder französischer Sänger bekannt geworden,[2] und ihm, der dem Gedanken des Kaisertums eine sehr starke Ausdehnung gab und es viel weiter interpretierte als seine meisten Vorgänger, war dann wohl auch die politische Bedeutung der Karlslegende aufgegangen. Gab es ein wirksameres Mittel als das, nicht nur die Gebeine des Kaisers zu erheben, sondern ihn auch heilig sprechen zu lassen, seine Gebeine der Verehrung der Pilger auszustellen, in einer Vita seine Taten zu erzählen? Das hieß Karl dem deutschen Glaubensleben einfügen und ihn der für Deutschland bedenklichen französischen Auffassung entziehen. Sichere Kunde über die Beweggründe des Kaisers und seines Kanzlers für die Heiligsprechung haben wir nicht, aber kaum einer sucht sie anderswo als vorwiegend auf politischem Boden. Die Konkurrenz von St. Denis mußte nun vor Aachen erbleichen.

Die imperialistische Idee der Staufer erhob sich nun für nicht ganz ein halbes Jahrhundert zum Anspruch auf die Weltherrschaft, und Rainald wagte die Staaten Frankreich und England als Provinzen des Reiches und ihre Könige als reguli zu bezeichnen. Auch der Dichtung fehlten solche Gedanken nicht, das Tegernseer Spiel vom Antichristen kämpft gegen die Kaiseransprüche Frankreichs und für das Weltimperium des deutschen Königs.

[1] Urkunde vom 8. Januar 1166 — die wohl echt ist — bei Rauschen, Die Legende Karls des Großen im 11. und 12. Jahrhundert (1890), S. 154—159.

[2] Sein Studienaufenthalt in Paris wird freilich nur aus seiner Übung in der französischen Sprache erschlossen. Mon. Germ. Script. 29, 114. Vgl. Hofmeister, Neues Archiv 37, 145 ff.

Digitized by Google

Das französische Königtum hielt an der innigen Förderung der Karlsidee fest, und bald kamen die Zeiten, wo Karl von Anjou, der Bruder des französischen Königs, die Hoffnung der Staufer und damit jeden Gedanken eines staufischen Weltimperiums vernichten konnte. Mit Konradin gingen die Zeit und die Gedankenwelt der Staufer unter.

Die Kapetinger haben zunächst so wenig wie die deutschen Herrscher einem Sohne den Namen Karls beigelegt; aber man war stolz auf die Abstammung, und als Philipp August durch seine Mutter karolingisches Blut in das Haus brachte, ließ sich der Hof das durch die Kurie bezeugen.[1] Von ihm an war im Königshause der Gedanke der karolingischen Erbschaft stärker geworden.

Den französischen Ansprüchen auf das linke Rheinufer nützte auch die antiquarische Neigung mancher Gelehrten, selbst deutscher, die den untergegangenen Begriff Gallia auf das linksrheinische Gebiet anwandten. Man findet sogar die Meinung, der Trierer Erzbischof sei zur Königswahl nur „kraft alten Herkommens berechtigt, obwohl er nicht zu Deutschland gehöre", und wie unvorsichtig war der Titel desselben Würdenträgers: archicancellarius per Galliam.[2] So entstanden bedenkliche Unklarheiten. Das uralte, an der Kurie gebrauchte Provinciale führte den Archiepiscopatus Lugdunensis unter Francia auf (was für seine Suffragane richtig war) und mit Rücksicht auf den Metropoliten umgekehrt auch das Bistum Cambrai. Aus ersterem Fehler zogen französische Juristen sofort Konsequenzen.[3] Die Meinung von Kern: In den offiziellen Bistumskatalogen zählten die linksrheinischen Kirchen sämtlich zu den „gallikanischen Provinzen und Städten", ist aber irrig.[4] Im Provinciale wie dem seiner Einteilung folgenden Liber censuum der römischen Kirche stehen die reichsdeutschen Bistümer mit jenen zwei Ausnahmen vielmehr richtig unter Allemania und Burgundia.[5]

[1] Kern a. a. O. 23. Viollet, Histoire des Institutions politiques de la France 2, 31. Zuerst gab der Kapetinger Philipp I. (1060—1108) einem Sohne den Namen Karl.

[2] Über die Verwendung des Wortes Gallia für das linke Rheinufer vgl. Kern, Anfänge, S. 19 f. Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. 5², 170.

[3] Kern, Acta imperii, Angliae et Franciae ab a. 1267 ad a. 1313 (1911), S. 203.

[4] Kern, Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik, S. 19.

[5] Liber censuum ed. Favre (Bibliothèque des Écoles de Rome et d'Athènes). Tangl, Die päpstlichen Kanzleiordnungen von 1200—1500, S. 12—14. Erler, Der liber cancellariae apostolicae vom Jahre 1380, S. 26 ff.

Digitized by Google

Die allerwirksamste Gegendemonstration gegen diesen französischen Gebrauch der Karlslegende und -überlieferung war die Einsetzung des erwählten deutschen Königs auf den Hochsitz der Empore des von Karl dem Großen erbauten Münsters zu Aachen, wo er selbst zur letzten Ruhe beigesetzt worden war. Ottos I. Wahl wurde nach stattgehabter Vorwahl nach Aachen anberaumt, die Rücksicht auf Lothringen war maßgebend. Den Lothringern wollte man ihren Anteil an der Wahl nicht verkürzen, vielmehr wurde ihrem untergegangenen Reiche damit eine hohe Ehre erwiesen, daß die Wahl des Gesamtstaates auf lothringischen Boden verlegt wurde. Die Krönung zu Aachen wurde möglichst feierlich gestaltet, Herzog Giselbert von Lothringen hatte die Leitung des Krönungsmahles. Der zum König erwählte Sachse hatte fränkische Tracht angelegt, und seitdem galt es als Regel, daß die Königswahl den Stammfremden zum Franken mache. Ein Franke — ob auch sächsischen oder schwäbischen Blutes — gewann an der geheiligten Stelle karolingischer Überlieferung die Krone und nannte sich fortan gerade wie der französische König: rex Francorum. An der Gruft Karls des Großen erstand nun öffentlich die Vereinigung der beiden Reiche zu der Einheit des Deutschen Reiches.

So blieb es; wenn auch lange nicht alle Königswahlen dort stattfanden, so war und blieb Aachen der Ort, wo die Krönung stattzufinden hatte, und erst wenn der Gewählte, auf dem Marmorstuhle Karls des Großen sitzend, die Huldigung der Fürsten und des Volkes empfangen hatte, galt der Rechtsübergang als vollendet. Urbs Aquensis, urbs regalis, regni sedes principalis war eine Wahrheit geworden, und Aachen war eine Stadt des alten Lotharingiens. Dort sammelte sich der Schatz der Insignien und der Reliquien des Reiches.

König Ludwig XI. von Frankreich, der eine ganz besonders starke Vorliebe für Reliquien hatte, sandte nach Aachen ein Reliquiar, das die rechte Hand des heiligen Kaiserbekenners umschließen sollte, und gleich seinen Nachfolgern einen goldgestickten Teppich, vielleicht das Tuch, das die Leichenbahre seines Vorgängers gedeckt hatte. Wenigstens ward das später Brauch, so zuletzt 1775 nach dem Tode Ludwigs XV. Die französischen Könige huldigten dem großen Vorgänger, wie das Aachener Domkapitel in Anerkennung dessen, daß das französische wie das deutsche Reich aus der Monarchie Karls des Großen hervorgegangen waren, zum deutschen

Digitized by Google

Reichsadler auch französische Lilien in sein Wappen aufnahm; die Stadt hat natürlich nur den Reichsadler geführt.[1] Auch Napoleon huldigte der erinnerungsreichen Stadt und ihrem Dome, die Kaiserin Josephine aber ließ sich mehrere wertvolle Stücke aus dem Schatze „schenken".

Das Reich Lotharingien wurde geteilt; 959 wurde, wie es scheint, für den Bereich des Metropolitanbezirkes von Trier, soweit er links des Rheines gelegen war, und die drei Gaue des Bistums Reims das Herzogtum Oberlothringen begründet, der nördliche Teil bildete Niederlothringen. Die auf dem linken Rheinufer liegenden Gebiete der Bistümer Mainz, Worms und Speier waren schon in Verdun dem ostfränkischen Reiche zugewiesen worden. Und das Elsaß war in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts von dem Herzogtum Lothringen abgetrennt und mit Schwaben vereinigt worden, wohin die Sprachgemeinschaft es wies. Es blieb aber immer, wenn auch mit dem rechtsrheinischen Schwaben verbunden, einigermaßen selbständig. Spätestens Mitte des 10. Jahrhunderts trennten so die Vogesen zwei deutsche Herzogtümer, der Rhein war von Basel bis unterhalb Bingen nicht mehr die Grenze deutscher Stämme und ihrer staatlichen Organisationen.

---

[1] Beissel, Die Aachenfahrt (Ergänzungshefte zu den Stimmen aus Maria-Laach, 82), S. 96 und 104 und besonders Pelzer, Die Beziehungen Aachens zu den französischen Königen. Zeitschrift des Aachener Geschichts-Vereins 25, 133—268. Schon König Karl V. hatte 1369 den Aachenern ein Handelsprivileg gegeben, worin er ihnen volle Abgabenfreiheit gewährt: »ac si essent et prout sunt regnicole et subditi nostri regni et dominii prefati«. Die Aachener ließen sich des Vorteils willen diesen bedenklichen Satz gefallen. Der König suchte auch durch seinen Oheim Kaiser Karl IV. in Besitz einer Reliquie Karls d. Gr. zu kommen, wenn auch vergebens. Auf den Sekretär Karls VI. Jun de Montreuil geht die Aufnahme der Lilien in jenes Wappen zurück (S. 173—6).

Digitized by Google

VII.

Die Blütezeit des Elsasses.

Zugehörigkeit zu Schwaben, zu 2 (3) Bistümern. — Die leitenden Personen meist landesfremd. — Bischöfe und Domherren von Straßburg meist landesfremd. — Wenig Hochadel, wenige Residenzen. — Reichsgut und staufisches Hausgut. — Erbrecht und Königswahl und ihr Einfluß. — Trennung von Reichsgut und Hausgut. — Ersteres verselbständigt sich. — Landvogtei. — Straßburg. — Die Straßburger und die französische Lilie. — Stifter und Klöster. — Reichsritterschaft. — Habsburgisches Territorium. Zersplitterung und Einigungsversuche. — Konfessionelle Spaltung. — Wirtschaftliche Lage. — Weinausfuhr.

Herrad von Landesberg. — Philosophen. — Theologen. — Geschichtschreibung. — Dichter. — Blüte der Wissenschaften und Literatur um 1500. — Populäre und humanistische Literatur. — Politische Kapazitäten. — Reformatoren. — Spener. — Balde. — Erfindung der Buchdruckerkunst. — Älteste Zeitung der Welt. — Münsterbaumeister. — Andere. — Maler. — Kunst und Wissenschaft in den französischen Zeiten. — Die Blüte des Elsaß beruhte auf der innigen Verbindung mit Deutschland. — Welsche in Straßburg.

Das sonstige linke Rheinufer. — Zugehörigkeit zum deutschen Wesen. — Bedeutung der französischen Sprache. — Babelon und Trier.

Elsässer und Franzosen gefallen sich darin, dem schönen Elsasse eine möglichst starke, von dem übrigen Deutschland sich abwendende politische Einheit nach außen hin zu geben, im Innern aber die Zerrissenheit zu betonen, die eigentlich nur Republiken oder unabhängige Fürsten gekannt habe, und ein deutscher Geschichtsforscher, der zu bizarren Meinungen neigt, folgt ihnen in der ersten Frage auf einer weiten Strecke des Weges, wenn er auch einen sehr großen Teil der Grundauffassung ablehnt, die dem Lande eine starke Unabhängigkeit gegenüber dem Reiche zuspricht.[1] Das Elsaß bildete, solange es ein Herzogtum Schwaben gab, einen Teil desselben; es gehörte also einer, wenn auch nicht sehr starken, wesentlich rechtsrheinischen staatlichen Organisation an. Das Land war zwischen zwei Bistümern geteilt; seit wann das der Fall ist, mag unsicher sein, sicher aber war schon bald nach der Angliederung des Königreiches Burgund an Deutschland die Teilung vorhanden. Der südliche Teil, der Sundgau, das Oberelsaß, gehörte mindestens

[1] Bloch, Die Einheit des Elsasses, a. a. O.

Digitized by Google

von da an zum Bistum Basel und damit zur Kirchenprovinz Besançon; der nördliche, der Nordgau, das Unterelsaß, aber bildete mit der gegenüber jenseits des Rheines gelegenen Ortenau das Bistum Straßburg, gehörte zur Mainzer Kirchenprovinz. Als der Begriff des Elsasses auch auf das Land zwischen dem Hagenauer Walde und der Lauter ausgedehnt wurde, kam noch das Bistum Speier (Suffragan von Mainz) hinzu. Die Einteilung ist also geradezu — soweit es möglich war — gegen die Einheit gerichtet.

Von den drei bzw. vier obersten Beamten des Landes hatte nur einer, der Bischof von Straßburg, seinen regelmäßigen Aufenthalt im Lande selbst und sie waren zum allergeringsten Teile Elsässer. Ich zähle von 925 an unter den Bischöfen von Straßburg bis zur Französischen Revolution neben 5 unbekannter Herkunft 9 Elsässer neben 13 rechtsrheinischen Schwaben, 2 Deutschburgundern, 8 Franken, 6 aus Deutschlothringen, 1 aus dem Herzogshause Lothringen, 2 aus dem österreichischen Fürstenhause, 1 aus Kärnten und 1 aus Thüringen, von 1704 an folgten sich Glieder der französischen Adelsfamilie Rohan. Bis 1704 sind also unter 43 Bischöfen 9 Elsässer, seit 1394 führte überhaupt kein Elsässer mehr den Bischofstab von Straßburg.[1]

Diese auffallende Tatsache wird dadurch verständlich, daß das Straßburger Domkapitel nur Hochadlige aufnahm und die Geschlechter dieses Standes im Elsasse noch schneller ausstarben als in anderen Gegenden. Soviel ich — ohne genaue Studien — sagen kann, waren um 1500 nur noch die Rappoltsteiner vom elsässischen Hochadel übrig. Das Domkapitel mußte also seine Mitglieder von weit herholen. Schon 1318 saßen unter 24 bepfründeten Kanonikern nur höchstens 7 Elsässer, unter den 20 Exspektanten waren es höchstens 6, von diesen sind aber zusammen noch 7 Geroldsecker zweifelhaft, da nicht einfach festzustellen ist, ob sie dem elsässischen Geschlechte, „am Wasichen" oder dem Ortenauer: „über Rine" angehörten.[2] Ich habe einmal alle Domherren mit Familiennamen von den ältesten Zeiten bis 1332 zusammengestellt, von 87 Geschlechtern, die Dom-

[1] Grundlage Wentzke, Regesten der Bischöfe von Straßburg bis zum Jahre 1202 (1908). Johannes Simon, Stand und Herkunft der Bischöfe der Mainzer Kirchenprovinz im Mittelalter (1908), S. 28—32. van Gulik-Eubel, Hierarchia catholica medii aevi. Vol. 3. Gams, Series episcoporum.

[2] Kothe, Kirchliche Zustände Straßburgs im 14. Jahrhundert (1903), S. 9 f.

Digitized by Google

herren stellten, gehören nur 9 dem Elsasse und nicht ein einziger einer französisch redenden Familie an.[1] Die damaligen Elsässer wahrten also sehr scharf ihre Sprache, nach allen Seiten war der Rekrutierungsbezirk weit bemessen — bis Tirol und bis zum Hunsrück —, nur an den Vogesen machte er Halt. Eine wunderbare Illustration zu dem angeblichen Gemeingefühl mit Welschlothringen und Frankreich! Als 1583 der große Kapitelstreit ausbrach, war unter den 24 Kapitularen überhaupt kein Elsässer mehr, 17 waren Norddeutsche![2]

Jenes Aussterben der eingeborenen elsässischen Grafen und Freiherrengeschlechter hatte die weitere Folge, daß die ihnen gehörigen reichsunmittelbaren Herrschaften an außerhalb des Landes wohnende Geschlechter fielen, die nicht ihren Sitz im Lande wählten, sondern nur zeitweilig dort erschienen, so kamen die Herrschaften Horburg an die Württemberger, Lichtenberg an die Hanauer (später Hessen).

Daraus ergibt sich dann, daß das Elsaß, trotzdem seine Karte so bunt war, ebenso arm ist an Residenzstädten und an Schlössern aus den Zeiten der großen Schloßbauten, eine wirkliche Residenz war nur Zabern, zeitweise Rappoltsweiler, Buchsweiler war mehr Behördensitz, Ensisheim ausschließlich. Das landschaftliche Bild weicht gerade in diesem Punkte vom gegenüberliegenden Baden ab: es fehlen die großen Parke und die fürstlichen Palais mit ihren Ritter- und Behördenhäusern. Aber auch der großen Herrenburgen kennt das Elsaß wenige; dafür in Ottmarsheim eine Pfalzkapelle, die das Vorbild des Aachener Domes nachahmt.

Das Elsaß war weiter sehr stark mit dem Deutschen Reiche durch das Reichsgut verbunden, das bis zum Ausgang der Staufer immer noch wuchs. In der Karolingerzeit war es sehr erheblich, und einzelne Stücke wie die Pfalzen gehen bis auf die Merowingertage zurück.[3] Aber die Herrscher waren im irdischen Sinne sorglos, sie gaben Kirchen und Klöstern reichlich dahin, manches wurde als Lehen schließlich tatsächlich entfremdet. Mit dem noch vorhandenen Reichsgute verbanden die Staufer ihre recht bedeutenden elsässischen

[1] Schulte, Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter (1910), S. 28—31 und 331—334.

[2] Schulte a. a. O. 31.

[3] Vgl. Eggers, Der königliche Grundbesitz im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert (Zeumer, Quellen und Studien, Band 3) S. 20 f. und a. a. St.

Digitized by Google

Besitzungen, die wohl in der Hauptsache auf die Erbtochter Hildegard, die Gründerin von St. Fides in Schlettstadt, zurückgehen: Schlettstadt, Rosheim, Hagenau gehörten dazu — die dortigen herrlichen Bauten verraten den Reichtum des Hauses noch heute.[1] Sie unterstellten die Hausgüter und den Reichsbesitz einer einzigen Verwaltung. Diese ertrugen zusammen einschließlich Weißenburg und der Judensteuern von Straßburg (200 Mark) und Hagenau (15) im Jahre 1241 1331 Mark Silber — eine sehr erhebliche Summe.[2] Die letzten Staufer haben eine Reihe von Dörfern in Städte umgewandelt — sie waren für dieses Land Städtegründer, aber auch viele Dorfschaften gehörten zu ihrem Besitze. Die Staufer liebten das Land, sie haben viel in ihm verweilt. Wenn irgendein Land außer der schwäbischen Heimat mit diesem Hause verwachsen war, so ist es eben das Elsaß. Dort hatten sie den dichtesten und ertragreichsten Besitz.[3]

Französischen und einzelnen elsässischen Schriftstellern ist diese Grundtatsache recht zuwider.[4]

Während in Frankreich die seit 922 übliche Königswahl, die übrigens schon vorher nicht unbekannt war, immer mehr zurücktrat, endlich ganz verschwand, machte die deutsche Entwicklung zum Unglück für uns Deutsche den umgekehrten Weg, und von dem Aufkommen des Kurfürstenkollegiums an war auch eine ununterbrochene Dynastie unmöglich geworden. Die Kurfürsten waren viel zu stark von ihren Interessen geleitet, sie wählten oft geradezu machtlose Grafen und Fürsten, um ihr Wahlrecht nicht zu gefährden. Dazu war das Ende

[1] Niese, Die Verwaltung des Reichsgutes im 13. Jahrhundert (passim).

[2] Druck der Notitia de precariis civitatum et villarum, Mon. Germ. Constitutiones regum et imperatorum, 3, 1—6.

[3] Schulte in Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins, N. F., 13, 439.

[4] Das einfachste ist, solche Tatsachen zu leugnen. Der gewissenloseste unter allen ist der in Colmar geborene bekannte Zeichner Hansi (Walt), dem bei seiner Erziehung unmöglich die Tatsachen unbekannt geblieben sein können. Er schreibt in dem in Zehntausenden von Exemplaren verbreiteten Buche L'histoire d'Alsace, Racontée aux Petits Enfants d'Alsace et de France par l'Oncle Hansi: „Der deutsche Kaiser war sehr weit und man kannte ihn wenig. Er dachte nicht daran, seinen neuen Untertanen seine Sprache aufzuzwingen; es war ihm gleichgültig, ob sie ihn verachteten oder nicht, und keine politische Polizei hatte den Auftrag, ihn über die Gesinnungen der Elsässer zu unterrichten. Da das Land beinahe unabhängig blieb, ist es sehr wahrscheinlich, daß damals die Annexion" — von 870 — „in keiner Weise den Gefühlen der großen Masse der Bewohner Gewalt anlegte" (S. 31). Welche Häufung von Lügen! Die Staufer erwähnt dieses auf die niedrigsten Instinkte berechnete Buch überhaupt nicht.

Digitized by Google

der Staufer auch das Ende der Einheitsmonarchie; die Territorialfürsten waren so erstarkt, daß sie nicht zurückgedrängt werden konnten.

Auf die Geschichte des Elsasses haben diese Tatsachen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Im Gegensatze zu Oberlothringen, auch zu Niederlothringen, entstand im Elsasse nur ein einziges großes Territorium (das habsburgische). Vor allem im Unterelsasse war die Zersplitterung eine sehr weitgehende. Das Kartenbild hält hier den Vergleich mit Schwaben aus — und daraus ergab sich die politische Schwäche.

Für das Reichsgut folgte aus der Leugnung jedweden Erbrechtes durch das Kurfürstenkollegium die Notwendigkeit, das Reichsgut und das Hausgut des Königshauses völlig voneinander zu trennen, auf daß ja niemals ein Stück Reichsgut mit dem Hausgute verwachse und dem Reiche entfremdet werde. Selbstverständlich hatte nun kein deutscher König mehr den Wunsch, den Bestand des Reichsgutes zu vermehren, sie alle strebten nach der Ausdehnung ihres Hausgutes. Wer deshalb eine Anklage erheben will, der richte sie gegen die Kurfürsten. Der König war auch gar nicht in der Lage, das Reichsgut durch die Angliederung von heimgefallenen Reichslehen zu mehren; denn er mußte innerhalb Jahr und Tag ein erledigtes Reichslehen wieder vergeben. Diese unsinnige Bestimmung verhinderte für Deutschland die Politik, durch welche die französische Königsmacht den ursprünglich auch dort vorhandenen Bestand an Reichslehen, dem gegenüber das Reichsgut fast verschwand, nach und nach einzuziehen und zu beseitigen vermochte. Wer die Karte von 1230 für Deutschland nach Territorien entwerfen und alle Gebiete mit einer Farbe bezeichnen würde, deren Häuser bis 1530 ausgestorben sind, hätte mehr als die Hälfte des Deutschen Reiches mit dieser Farbe zuzudecken. In Frankreich würde all das ans Reich genommen worden sein, in Deutschland war es unmöglich.

Da das Reichsgut nicht mehr wachsen konnte, wenn nicht etwa eine Reichsstadt Dörfer ankaufte, verharrte es bestenfalls in seinem alten Umfange. Die Macht der Könige mußte sinken, die der Träger der Selbstverwaltung aber wachsen; denn jene hatten keine starken Überlieferungen, diese aber wohl und wachten über ihren Vorteil. Dem konnte auch der neue, für das Reichsgut bestellte Reichsbeamte, der Landvogt, nicht erfolgreich entgegenwirken;

Digitized by Google

denn auch er konnte mit den Königen wechseln. In Anlehnung an die älteren Prokuratoren bildete König Rudolf von Habsburg zunächst zwei Landvogteien, von denen die eine, die im Oberelsasse, auch den gegenüberliegenden Breisgau umfaßte, bald aber wurden beide vereinigt.[1] Später wurde der Breisgau abgegliedert, dafür aber Weißenburg in die elsässische Landvogtei einbezogen.

Das wäre noch immer eine brauchbare Organisation gewesen, aber von 1341 an war die elsässische Landvogtei zumeist an Territorialfürsten verschrieben oder verpachtet, an Wittelsbacher, Habsburger, Luxemburger, 1558—1648 war sie wieder in österreichischem Besitze. Der Sitz des Landvogtes oder doch seines Unterlandvogtes war Hagenau, ihm unterstanden die zehn elsässischen Reichsstädte Hagenau, Weißenburg, Oberehnheim, Rosheim, Schlettstadt, im Oberelsasse Kolmar, Mülhausen, Kaysersberg, Münster und Türkheim, außerdem die im Unterelsasse sehr zahlreichen Reichsdörfer (45) sowie später auch Landau. Die Städte schlossen sich 1354 zu dem Bunde der Dekapolis zusammen.

Die Stadt Straßburg hatte sich 1262 die Unabhängigkeit von ihrem Bischofe erkämpft, sie unterstand nicht dem Landvogte und erwarb einen erheblichen Besitz an Dörfern. Sie nahm, wie jeder Band der Reichstagsakten beweist, den lebhaftesten Anteil an den Angelegenheiten des Reiches.[2] Irgendwelche Beziehungen zur Krone Frankreichs bestanden natürlich nicht, der Beweis durch die Straßburger Lilie ist ein blühender —sinn, wird aber von Flach noch heute vorgetragen.[3]

[1] Redlich, Rudolf von Habsburg, 459 f. Becker, Geschichte der Reichslandvogtei im Elsaß 1273—1648. Straßburg 1905.

[2] Die französische Lehre geht dahin, es sei eine freie Stadt gewesen: „véritable État souverain, que l'on aurait pu aussi bien nommer la République de Strasbourg", sagt zum Beispiel der Lyzealprofessor Malet in La Revue du Foyer, 1913, S. 205.

[3] Die französische und die Straßburger Lilie. Frankreichs Könige führen Lilien im Wappen, die Stadt Straßburg hat auch eine Lilie — wenn auch nicht im Wappen — geführt, also gehört Straßburg zur Krone Frankreich. — Die Lilie findet sich seit Otto I. auf den Münzen der Bischöfe von Straßburg, die eben damals 974 (Straßb. Urk.-Buch 1, 34) das Münzrecht erhielten, vielleicht hatte Bischof Uto III. (950—965) dies Privileg schon bekommen (Wenzke, Regesten der Bischöfe von Straßburg Nr. 140). Damals gab es noch gar keine Wappen. Vgl. Dannenberg, Deutsche Münzen der sächs. u. fränk. Kaiserzeit, 1, 349. Die Geschichte der Lilie ist auf den Münzen ganz genau zu verfolgen. Sie erscheint auf einer Straßburger Münze Ottos I. auf dem Dache der Kirche als Krönung (Engel

Digitized by Google

An geistlichen Reichsfürsten und reichsunmittelbaren Prälaten zählte das Elsaß den Abt von Murbach; die Äbte von Selz und dem

et Lehr, Numismatique de l'Alsace 1887 nr. 50), für sich getrennt erscheint sie zum ersten Male auf einer Ottos III. (Nr. 77 S. 158). Ganz gewiß wird niemand den Schluß ziehen dürfen, daß ein Otto III. († OTTO IMP) das französische Wappen geführt habe. Die Straßburger Münze kam dann im Laufe des 13. Jahrhunderts an die Stadt. — Die Bistumskirche war der Mutter Gottes geweiht und als Symbol der Reinheit ist die Lilie schon sehr alt und weithin bekannt: Kraus, F. X., Real-Enzyklopädie der christlichen Altertümer, 2, 303. Die Bischofstadt Straßburg führte das Bild der Jungfrau Maria in ihrem Banner, wo das Christuskind die Lilie in der Hand hält (Abbildung bei von Borries, Geschichte der Stadt Straßburg, S. 116), auf den Stadtmünzen ist sie seit etwa 1300 das eigentliche Münzwappen. Im schönen Stadtsiegel, das aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammt und die Madonna mit dem Christuskinde führt (Abbildung bei von Borries a. a. O. S. 44), fehlt die Lilie. Die Deutung der Lilie auf die Mutter Gottes haben natürlich umsichtige Forscher wie Julius Cahn, Münz- und Geldgeschichte der Stadt Straßburg, S. 41, und Engel et Serrure, Traité de numismatique, 3, 1236.

Die „Bourbonischen Lilien" treten erst im Anfang des 12. Jahrhunderts als Wappen der französischen Herrscher auf (Gritzner, Heraldik in Meisters Grundriß, 1, 386).

Im 15. Jahrhundert taucht die Meinung auf, daß die Lilie Straßburgs dem Wappen der Könige von Frankreich angehöre. Über die daraus entstandene literarische Fehde handelt Cahn S. 37 ff. Trotzdem die Sache längst aufgeklärt ist, hält Flach, Les affinités, S. 97 ff. und 113 an dieser kindlich naiven Deutung fest!

Nicht genug damit, erzählt Flach S. 97: „Als im 13. Jahrhundert (1262) die Straßburger mit ihrem Bischofe Walther von Geroldseck im Streite waren, stellten sie ihm dieses Emblem entgegen: als ein Zeichen der Güte, mit der einst die alten Könige von Frankreich (France) ihre Stadt geehrt hatten." Welche gleichzeitige Quelle kann Flach anführen? Es wird um Antwort gebeten.

Fast noch toller ist folgende Leistung Flachs. Er schreibt von Erwin: „Dort, in dem zweiten Felde des Tympanons, auf dem Grabe, aus dem der wiedererstandene Christus sich erhebt, sind die Lilienwappen Frankreichs, die Wappen des hl. Ludwig und Blankas von Kastilien, welche der Architekt hat meißeln lassen", und er zitiert dann Albert Dumont. „Diese fromme Ehrenbezeugung für das Gedächtnis des hl. Ludwig und der Königin Blanca beweist, daß seit der voraufgegangenen Zeit Beziehungen zwischen Elsaß und Frankreich bestanden, die viel zu wenig bekannt, aber ohne Zweifel nicht minder würdig sind, ans Licht gebracht zu werden" (S. 106, 107). Wer so etwas nachschreibt, sieht sich doch eine Photographie an. Was steht da? Die Vorderfläche des Grabes ist durch schräge Gitterung dekoriert und in den vielen so entstandenen Feldern ist dekorativ reihenweise eine Lilie oder die Darstellung eines Stadttores angebracht. Vom Wappen Ludwigs und der Wappenburg Blankas keine Spur. Das Stadttor ähnelt durchaus nicht dem typischen Wappenturm Kastiliens. Wer Ludwig den Heiligen hätte ehren wollen, hätte doch das Wappen seiner Gattin Marguerite de Provence (seit 1234) angebracht, nicht das seiner Mutter Blanka

Digitized by Google

später zum Elsaß gerechneten Weißenburg konnten diese Stellung nicht behaupten, sowenig wie die Äbtissin von Hohenburg, nur die von

---

von Kastilien († 1252). Kanonisiert wurde Ludwig 1297. Doch vielleicht hat Flach recht. Der unter dem Sarkophag hockende schlafende Krieger, den die Auferstehung Christi nicht geweckt hat und auch die Frauen von Jerusalem nicht in seinem Schlummer stören, diese traurige Persönlichkeit könnte das

Wappen Frankreichs im Schilde führen, dem einzigen Wappenschilde, der vorhanden ist. Es wäre wirklich für das heutige Frankreich der richtige Platz: der schlummernde Kriegsknecht, der die Entstehung des Christentums verschlafen hat; aber auch das stimmt nicht: auf dem Schilde glaubt man zwei jugendliche Köpfe zu erkennen. Dumont (La cathédrale de Strasbourg 1871) ist schon längst von F. X. Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen 1, 465, zurechtgewiesen worden. Das kümmert Herrn Flach nicht.

Als ich die vorstehend wiedergegebene ausgezeichnete Photographie genau betrachtete, ergab sich auch eine vollständige Erklärung von Lilie und Burg. Die Lilie ist das vom Bistum auf die Stadt übergegangene Münzzeichen von Straßburg, und die Burg ist nicht der einzelstehende Burgturm

Digitized by Google

Andlau blieb Reichsfürstin. Ein reichsunmittelbares Territorium hatte nur der Abt von Murbach, doch besaßen dort auch die Habsburger Rechte.

So gab es im Elsasse im Gegensatze zu anderen deutschen Landschaften verhältnismäßig wenige reichsunmittelbare Klöster, ihre Vogteien waren zum Teil reichsunmittelbare Herrschaften geworden, sie selbst aber landsässig, wie Maursmünster, das, als es die Regel von Hirsau annahm, damit auch auf das Streben nach weltlicher Unabhängigkeit verzichtete. Murbach und die Stifter Andlau, Erstein und Hohenburg sind vielleicht einmal edelfreie Anstalten gewesen, wie jenseits der Vogesen das seit 1560 dauernd mit Murbach unter denselben Abt gestellte Lüders (Lure) und das Frauenstift Remiremont, doch im 13. Jahrhundert wurde überall auch schon niederer Adel aufgenommen. Ein reicher Kranz von altehrwürdigen reichen und meist auch blühenden Klöstern und Stiftern war über das Land ausgedehnt und in den Städten gab es neben ganz alten Stiftungen die durch ihre Tüchtigkeit berühmten Klöster der Dominikaner, später auch bedeutende Kollegien der Jesuiten und eine Fülle von Frauenklöstern, die für sich besondere Rekrutierungsbezirke hatten. Nirgendwo gab es unter den Insassen Franzosen, selbst das Zisterzienserkloster Pairis in einem welschen Vogesental trug allem Anschein nach ein deutsches Gepräge. Murbach behütete sich bis in die französische Zeit hinein vor welschen Genossen. Und auch bei den stark aus der Fremde, vor allem aus Norddeutsch-

---

Kastiliens, wie er auf den Siegeln etwa König Alfons' sich findet, sondern ist das Bild einer Stadt. Die offene Pforte ist zu erkennen, welche der Straße den Zugang öffnet. Es ist ein redendes Bild von Straßburg, es ist die gotisch umgebildete Burg vom Stadtsiegel, nur daß die Mutter Gottes vor dem Stadttore natürlich hier nicht wiederholt werden konnte. So hat es einen schönen Sinn. Das Grab, aus dem Christus erstanden ist, trägt zwei Wahrzeichen der Stadt, die dem Gottesglauben so tief ergeben war, nicht die Wappen zweier Königreiche, mit denen die Stadt nichts zu tun hatte.

Die Frage, französische oder die Straßburger Lilie, hat für den, der die elsässisch-französische Literatur Jahrzehnte verfolgt hat, noch einen anderen Sinn. Der französierende Elsässer sucht, um sein Gewissen zu beruhigen, krampfhaft nach irgendwelchen geschichtlichen Verbindungen mit Frankreich, wie ein Kind, das seiner Adoptivmutter gern gefallen möchte, und er übersieht dabei sich selbst, seine Eigenart, sein Sein und Wesen, wie jenes unnatürliche Kind nicht wissen will, daß seine Begabung, die Grundlagen seines Charakters nicht von der Adoptivmutter herrühren können, und es verheimlichen will, daß es der wahren Mutter, die es geboren, gehegt und gepflegt hatte, in den Stunden äußerster Not von der Adoptivmutter geraubt wurde!

Digitized by Google

land, ergänzten Kartäusern von Straßburg sucht man vergebens nach Franzosen.[1] Die meisten Konvente haben Bauten errichtet, die die Kunstgeschichte rühmt und preist.

Auch die deutschen Königshäuser waren an der Gründung frommer Anstalten beteiligt. Selz war die Gründung und Ruhestätte der hl. Adelheid, Gemahlin Ottos I., der Staufer Herzog Friedrich II., der bei den Benediktinern von St. Walburg seine Grabstätte sich erwählte, hatte das Zisterzienserinnenkloster Königsbrück begründet, an der Begründung von St. Walburg war sein Vater beteiligt. Die Habsburger hatten Ottmarsheim gestiftet.

Dem Reiche unmittelbar unterstand auch die Reichsritterschaft; der Name könnte zu der Vermutung Anlaß geben, daß sie alle ursprünglich Reichsministerialen gewesen seien. Es waren aber in der Mehrzahl Lehensleute von anderen Herren. Dieser äußerst zersplitterte Besitz, der nur im Unterelsaß liegt, umfaßte 121 Dörfer ganz oder zum Teil.[2] Die Herren von Fleckenstein, als die einzigen aus dem niederen Adel, brachten es für ihre Reichslehen bis zur Bildung einer reichsunmittelbaren Herrschaft.[3]

Im Elsaß gab es nur ein einziges großes Territorium. Das war die zum Teil aus der Landgrafschaft im Oberelsaß, zum Teil aus eigenen Allodien, zum Teil aus Erbschaften zusammengesetzte habsburgisch-österreichische Herrschaft mit ihrem Verwaltungssitze in Ensisheim. Die Habsburger verstanden es, aus dem Rechte ihrer Landgrafschaft heraus ihre Macht noch erheblich auszudehnen.

---

[1] Kothe a. a. O. 45.

[2] Das Reichsland Elsaß-Lothringen, 3, 2, 873.

[3] Nach Pouvourville a. a. O. S. 171 kamen die „kleinen Dynasten des Rheins", die Freundstein, Eptingen und Zurhein — deren wahre Geschichte längst aufgeklärt ist — „von der rheinischen Schweiz, wo die Einfälle der Deutschen ihnen das Leben unmöglich machten, und alle errichteten auf den natürlichen Bollwerken der Vogesen Felsburgen, um die germanischen Verwüstungen aufzuhalten. Diese „gallische Wacht" wurde von den kleinen Dynasten des Rheines ohne Unterlaß von der Zeit König Roberts bis zum König Ludwig XIV. gehalten". Mehr Scherzhaftes läßt sich nicht in einer humoristischen Zeitung auf so wenigen Zeilen unterbringen. Wer Freude an historischen Verzerrungen hat, dem empfehle ich die elsässischen Abschnitte des Buches. S. 237 wird Lazarus Schwendi, „der im Namen der lateinischen Welt die Ungarn zurücktrieb, die Türken besiegte und den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Vorläufer Wilhelms II., schlug", als ‚vrai prédécesseur de Joffre" bezeichnet. Der treue Eiferer für deutsche Ehre und Gegner Frankreichs! Und jener Albrecht war im Bunde mit dem französischen Könige gewesen.

Digitized by Google

Ja, hätten die Kurfürsten Rudolf von Habsburg als den Anfang einer neuen Dynastie betrachtet oder hätte sein trefflicher Sohn König Albrecht I. seinen Plan durchführen können, Deutschland in eine Erbmonarchie zu verwandeln, so hätte sich im Elsasse die Einheit der staatlichen Verwaltung wohl durchgesetzt und das Land wäre in den Besitz einer wirkungsvollen militärischen Gewalt gelangt. Es wäre dann auch die ganze deutsche Schweiz bis zum St. Gotthard beim Deutschen Reiche geblieben, die Eidgenossenschaft wäre nicht entstanden. So aber entwickelte sich scharf und schärfer der Gegensatz zwischen Kaiser und Reich, zwischen dem in seiner Macht immer weiter zurückweichenden Haupt und den zahllosen Gliedern, die ihre eigenen Interessen denen der Gesamtheit vorzogen, die mehr auf ihre „Libertät" bedacht waren als auf das Wohl des Reiches.

So blieb das Elsaß eine der am meisten zersplitterten deutschen Landschaften. Das rief das Bedürfnis hervor, für den Frieden durch Bündnisse zu sorgen, die Landfriedensbündnisse spielen in der elsässischen Geschichte eine große Rolle. Es gab auch gesamtelsässische Landtage, die von Österreich geleitet und berufen wurden. Dieses einigende Band war aber zu schwach, zu selten trat ein Landtag zusammen, Exekutivgewalt besaß er nicht und band nur diejenigen Landstände, die unterschrieben hatten. Er befaßte sich vorwiegend mit der Landesverteidigung.[1] In friedlichen Zeiten reichte das aus, man darf sich durch die Fehden, die jede Chronik anmerkt, nicht darüber täuschen lassen, daß das Land im allgemeinen Frieden genoß. Doch ganz anders war es, seitdem eine fremde Macht, erst die burgundische, dann die französische, in des Landes Geschicke eingriff. Leidlich war man geschützt, solange die von Bürgern verteidigten Stadtmauern für den Feind uneinnehmbar waren. Bedenklicher wurde es mit der Verbesserung der Artillerie, sehr bedenklich und militärisch unhaltbar wurde die Lage, als die stehenden Heere aufkamen. Da waren die Fürsten und Städte nicht mächtig genug, für sich dauernd Truppen zu halten, jeder verließ sich auf den andern, und der oberrheinische Kreis, der von Kassel bis Epinal ging, hat es nie zu einer brauchbaren militärischen Organisation

[1] Overmann, Die Abtretung des Elsaß an Frankreich im Westfälischen Frieden, Sonderabdruck aus Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 19 und 20 (1905), S. 9—12.

Digitized by Google

gebracht. Es war das Land reif, einem Feinde zuzufallen, der das divide et impera rücksichtslos anwandte.

Diese Gefahr wurde noch wesentlich dadurch erhöht, daß das Elsaß durch den Verlauf der Reformation und Gegenreformation ein konfessionell tief zerklüftetes Land wurde. Das größte Territorium (Österreich) und die sich fortan vielfach an die Habsburger oder die Lothringer anlehnenden geistlichen Territorien blieben wie die meisten Reichsstädte katholisch, Hanau-Lichtenberg und die geistige Kapitale des Landes, Straßburg, waren die Führer der Protestanten. Zwischen beiden Gruppen bestand Mißtrauen, oft Feindschaft. Frankreich hatte den Vorteil einer einzigen Konfession nach schweren Kämpfen errungen, er blieb dem Deutschen Reiche versagt.

Wirtschaftlich ging es dem Lande glänzend, darüber dürfen Zunfrunruhen, der „Bundschuh" und der Bauernkrieg nicht täuschen. Der Segen des Ackers auf den Lößterrassen hob die Ortschaften zu hoher Blüte — die zahlreichen alten Pfarrkirchen beweisen es uns noch heute. In den Städten hatten die Handwerker einen goldenen Boden. Straßburg war der Mittelpunkt eines der reichsten deutschen Wirtschaftskreise links und rechts des Rheines. Von seinen Handelsbeziehungen macht man sich oft falsche Vorstellungen. Im Fernhandel stand Straßburg weit hinter Städten wie Konstanz und Ravensburg zurück, es spielte in Venedig und Genua, in Brügge und Antwerpen keine erhebliche Rolle, wenn auch der Weg nach Spanien nicht ganz unbekannt war, ja schon früh ein Straßburger in Portugal begegnet. Für den Besuch der Messen der Champagne haben wir nur ein Zeugnis,[1] weit mehr für den der von Lyon. Am regsten war der Besuch der Frankfurter Messen, wie ich aus ungedruckten Archivalien feststellen kann, und vor allem der von Köln, dem Sitze des rheinischen Weinhandels. Große Geschäftshäuser sind nur aus dem 16. Jahrhundert bekannt, die Prechter und Ingold, die in Antwerpen und namentlich in Lyon, an den beiden internationalen Börsenplätzen, sich auch an großen Finanzgeschäften beteiligten.[2] Die Straßburger Messe hatte eine gewisse Bedeutung, zu ihr kamen auch Franzosen.[3]

[1] Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, 1, 664 f. und 163.

[2] Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger, 1, 245.

[3] Vgl. neuerdings Stenzel, Die Politik der Stadt Straßburg am Ausgang der Mittelalters in ihren Hauptzügen dargestellt (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 49, 1915), S. 2—6.

Digitized by Google

Neben den Tuchen der elsässischen Städte und dem Getreide des Landes tritt als weit überragender Handelsartikel der Wein hervor.[1] Schon Ermoldus Nigellus bezeugt in seinem berühmten Gespräche zwischen dem Rhein und dem Vogesenberge die Weinausfuhr bis zu den Friesen und den Meervölkern, und der Monachus Sangallensis kennt den Sigolsheimer als einen leichteren Wein, dem der Falerner folgte.[2] Das ist die älteste Weinmarke, die wir kennen. Auch ein Lied der Carmina Burana preist den elsässischen Wein:

ubi vinum
et albinum
et rufinum
potant nostri fratres.[3]

„Der elsässische Wein galt als und war vielleicht auch noch der beste, er ging rheinabwärts, ja weit darüber hinaus. Karl IV. schickte z. B. auf diesem Wege Wein in die Mark Brandenburg."[4] Er ging auch in die Alpen, in den Westrich, nach Luxemburg und Brabant, Nürnberg und Leipzig.[5] Das ausgedehnte Weinbaugebiet des Elsasses, das heute den vierten Teil des deutschen ausmacht, lieferte die wertvollste Ausfuhr, bis die Einbeziehung in die französischen Zollinien ihm seine alten Abnehmer entzog und ihn in Konkurrenz mit den französischen Weinen brachte, die der Franzose selbstverständlich bevorzugte. Erst die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche hat den elsässischen Weinbauern den natürlichen Markt zurückgegeben.

Ein blühendes Land war das Elsaß, trotz seiner politischen Zersplitterung; es nahm auch einen ganz hervorragenden Anteil am deutschen Geistesleben. Wer aus dem 13. Jahrhundert eine wissenschaftliche Größe des Elsasses nennen will, wird zuerst den Namen der Herrad von Landesberg aussprechen, deren Hortus deliciarum in bedeutenden Zeichnungen die ganze klösterliche Bildung zusammenfaßt. Leider ist dieses hervorragendste Werk, das in einem deutschen

[1] Vgl. Bender, Weinhandel und Wirtsgewerbe im mittelalterlichen Straßburg (Beiträge zur Landes- und Volkskunde, Heft 48, 1914), vor allem S. 6—10.

[2] Mon. Germ. Scr. 2, 518, 105 und 741, 16.

[3] Carmina Burana ed. Schmeller. 2. Aufl. S. 238.

[4] Schulte a. a. S. 1, 664.

[5] Vgl. Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, S. 506. Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus, S. 108 und öfter.

Digitized by Google

Frauenstifte entstand, in dem Bombardement von Straßburg 1870 untergegangen. Die Schuld aber, daß nicht wenigstens die wertvollsten Handschriften der bedeutenden Bibliothek in der „Neuen Kirche" an einem feuersicheren Orte geborgen wurden, trifft den französischen Bibliothekar, der sich um die ihm anvertrauten Schätze nicht kümmerte. Feuersichere Keller bot die Stadt in Hülle und Fülle, und das Bombardement war angekündigt worden. Herrad von Landesberg: der Zuname ist falsch, er stützt sich ernsthaft nur auf Grandidier, der aus einem unauffindbaren Hohenburger Nekrolog zu einem falschen Todestage den Tod: „illustrissimae doctissimaeque dominae Herradis de Landsberg abbatissae" bringt; das sind Prädikate, die sich in einem mittelalterlichen Nekrologe niemals finden, und Grandidier ist als — Fälscher mehr als einmal entlarvt. Das Kloster Hohenburg war gerade durch Friedrich I. mit Damen aus dem Kloster Berg bei Neuburg an der Donau besetzt worden, und neben ihnen war die Zahl der dem Elsasse entstammenden Damen gering. Der Name „Herrad" ist in den meisten deutschen Landschaften nur Männername, häufiger begegnet er als Frauenname im bayrisch-österreichischen Gebiete. Im Elsaß sind von sechs Belegstellen vier sicher Mannesnamen, die beiden übrigen stehen in überwiegend männlicher Umgebung. So spricht die hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Äbtissin nicht von Landesberg hieß und keine Elsässerin war.[1]

Warum führe ich das aus? Um — wie auch im weiteren — zu zeigen, daß im Elsasse eine Reihe der berühmtesten Personen aus anderen deutschen Landen stammte, daß die Zuwanderung aus anderen deutschen Gauen eine lebhafte war und die Verbindung mit diesen eine intensive. Der Geburtsort, das elterliche Blut macht es nicht allein, die Wirkungsstätte, die Umgebung bildet in den Menschen die Keime aus, die sie mitbringen, und macht aus ihnen dann erst die volle Persönlichkeit.

Was das Elsaß in der mittelalterlichen Philosophie und Theologie bedeutet, hat viele Forscher beschäftigt. An der Spitze jener steht der Marbacher Augustiner Manegold von Lautenbach, der trotz seines kirchlichen Konservatismus doch — fast zuerst — die Lehre von der Volkssouveränität vertrat. Das 13. Jahrhundert

[1] Vgl. Wagner, Untersuchungen über die Standesverhältnisse elsässischer Klöster (Bonner Dissertation), Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 41, 67 f. und 78—80.

Digitized by Google

brachte drei hervorragende Scholastiker hervor, von denen zwei Straßburger Geschlechtern entstammten: Ulrich Engelbrecht, den Schüler des Albertus Magnus, und Hugo Ripelin; ihnen schließt sich zeitlich etwas später Johann von Dambach an. Die Mystik hat in Straßburg geradezu einen ihrer hervorragendsten Sitze, dort wirkte der aus Thüringen stammende Meister Eckhard, dort entstanden die Predigten des wieder einem Straßburger „Geschlechte" entstammenden Tauler und die Schriften des rätselhaften Laien Rulmann Merswin, die vielleicht zum Teil Nikolaus von Löwen zuzuschreiben sind. In der frommen asketischen Literatur finden einen ehrenvollen Platz die Lebensbeschreibungen frommer Schwestern, die Katharina von Gebweiler, Priorin des Dominikanerinnenklosters Unterlinden in Kolmar, aufzeichnete. Eine bedeutsame Literatur![1]

Die Geschichtschreibung hat im Elsaß sehr bedeutende Vertreter. Wer immer der oder die Verfasser der Annales Marbacenses gewesen sein mögen, sie berichten über Dinge, die uns die innersten Ziele der Politik enthüllen. Bedeutsamer ward die Historie noch gepflegt von den Dominikanern in Kolmar. Ihre Aufzeichnungen übertreffen nicht nur an Reichtum politischer Nachrichten die ihrer sonstigen Konvente, sondern sie wenden ihre Aufmerksamkeit dem Kulturleben, besonders auch der Wirtschaft in einem Maße zu, das sonst sehr selten ist. Dann nimmt der erste bürgerliche Geschichtschreiber Deutschlands von Bedeutung, der lange Ellenhard, seine Feder zur Hand, und sein bellum Waltherianum ist die erste ausgezeichnete klare Schilderung einer Fehde. Gottfried von Ensmingen ist kein schlechter Chronist, wie im 14. Jahrhundert sich über diesen der aus dem Breisgau stammende Matthias von Neuenburg erhebt.

Der deutschen Stadt Straßburg gehört auch die älteste deutschgeschriebene, an die Bürger sich wendende städtische Chronik an, und ihr Verfasser Fritsche Closener, ein Geistlicher, war ein sorgfältiger Beobachter, während der Umarbeiter und Erweiterer seiner Chronik, Johannes Twinger von Königshofen, eine mehr methodisch angelegte Natur war. In allen Chroniken lebte eine starke Liebe zum Kaiser und Reiche, gelegentlich kommt auch die Abneigung gegen die Franzosen zur Geltung.

[1] Vgl. Bäumker, Der Anteil des Elsaß an den geistigen Bewegungen des Mittelalters. Straßburg 1912.

Digitized by Google

Die Dichtung Otfrieds, des Mönches von Weißenburg, gehört der karolingischen Zeit an. Die staufische gab dem Elsasse seinen größten Epiker in dem Meister Gottfried, der sein Werk wahrscheinlich dem Burggrafen Dietrich von Straßburg widmete,[1] und seinen bedeutendsten Lyriker in der Nachtigall von Hagenau, Reinmar dem Alten, der freilich die meiste Zeit seines Lebens in Österreich verbrachte. Als dann zwei Straßburger Bürger, Philippes Colin und Claus Wisse, auf Wunsch Ulrichs von Rappoltstein einen französischen Parzival ins Deutsche umzudichten unternahmen, waren sie gezwungen, sich eines Juden als Dolmetsch zu bedienen. Gottfried wie Reinmar standen stark unter französischem Einflusse, wie er im 12. und 13. Jahrhundert überhaupt in Wissenschaft und Dichtung Deutschland wirksam befruchtete. Die echt französische Übertreibung, mit der ihn L. Reynaud in seinen beiden Werken darstellt,[2] ist auch von französischer Seite nicht ohne scharfe Kritik hingenommen worden.[3] Vom 13. Jahrhundert an änderte sich das auch im Elsasse.

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts trat eine neue Schar von bedeutenden Schriftstellern im Elsasse hervor. Die verehrungswürdigste Gestalt ist der in Schaffhausen geborene, aber von einem elsässischen Vater abstammende, von Kindheit auf im Elsaß lebende und wirkende Münsterprediger Dr. Johannes Geiler von Kaisersberg, der glänzende Anerbieten abwies, um seinem Zuhörerkreise treu zu bleiben. Mit packenden Worten, die auch den Scherz und die Satire verwendeten, faßte er die Herzen derer, die seine Kanzel umdrängten. Satire erwies sich als eine Gabe des Elsässers und dem Elsässer als erwünscht. Der Prediger sprach auch über das „Narrenschiff" des Straßburgers Sebastian Brant (später Professor in Basel, vorher Syndikus von Straßburg), auf diesem Schiffe hatte er sämtliche Narren der Zeit untergebracht — und wie konnten Narrheiten einer naiven lebenslustigen Zeit fehlen? Man hatte

[1] Vgl. Hermann Fischer, Über Gottfried von Straßburg. Sitzungsberichte d. bayr. Akademie d. Wissensch. 1916, Phil. u. hist. Klasse, 5, S. 32 ff.

[2] Les origines de l'Influence française en Allemagne. T^e 1. und Histoire générale de l'Influence française en Allemagne 1914.

[3] Grillet schreibt in der Revue historique 114, 157: „Il use à l'égard de l'Allemagne et de sa culture d'un dénigrement systématique." Leroux in der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes 74, 648: „et se ressent un peu trop . . . son chauvinisme puéril, son nationalisme passionné." 653: „notre auteur n'a point également bien vu les deux faces de son sujet." Dieser Reynaud hält die Ottonen für Kelten!

Digitized by Google

Humor genug, um das Buch massenhaft zu kaufen und zu lesen. Der Franziskaner Johannes Pauli eröffnete die Reihe deutscher Schwankbücher, wie das älteste deutsche Kinderbuch Konrad Dankrotzheim zu Hagenau zum Verfasser hat. Ein Satiriker war auch der streitlustige und unstäte Franziskaner Thomas Murner, dessen Gedicht vom großen lutherischen Narren mit aller Schärfe sich gegen den Reformator wandte. „Es war," sagt Scherer, „die beste, boshafteste, einschneidendste Satire, die gegen die Reformation je erschien."[1] Französischen Vorbildern, einem Rabelais, folgte der entweder zu Straßburg oder zu Mainz geborene Johannes Fischart. Bei allen diesen Schriftstellern, am stärksten bei Fischart, ruht alles auf einer tiefen Kenntnis des Volkes und der deutschen Sprache, wie sie urwüchsig, voll Kraft und Plastik vom Volke gesprochen wurde. Bei dem Kolmarer Jörg Wickram schlägt die elsässische Kunst der Beobachtung des Lebens durch, die Satire bei dem aus der Ortenau stammenden, aber in Straßburg erzogenen Moscherosch, der allzeit gegen jede Annahme oder Nachahmung welschen Wesens ankämpfte, obwohl er Frankreich genau kannte.

Andere Wege wandelte der Humanismus, der im Elsasse zwei Seiten bevorzugte: die treue Sorge für eine gute Schule und die Pflege nationalen Denkens. Die pädagogische Richtung war von dem Westfalen Dringenberg nach Schlettstadt getragen worden. Sein größerer Schüler war der Schlettstadter Jakob Wimpfeling, ein uneigennütziger, vielseitiger Mann, der für die Reform in der Kirche war, der neuen Bewegung aber entgegentrat und auch sonst in die Zeitläufte vielfach eingriff, er hatte die Anlage zu einem Tagesschriftsteller moderner Art. Sein Landsmann Beatus Rhenanus, der Freund des Erasmus, der große Philologe, teilte mit ihm die Liebe zur Geschichte und drang in sie auch tiefer ein. Sie stehen an den Pforten der modernen deutschen Geschichtsschreibung. Wimpfeling hatte sich auch gegen die Franzosenfreunde in Straßburg gewendet und die Meinung bekämpft, daß Straßburg je zu Gallien oder Frankreich gehört habe. Andere Schüler Schlettstadts spielten ebenfalls eine einflußreiche Rolle.

Langsamer setzte sich der Humanismus in Straßburg durch, erst nach dem Einzug der Reformation wurden humanistische Schulen eingerichtet, das Gymnasium des Thomasstiftes erstand 1538.

[1] Scherer und Lorenz, Geschichte des Elsasses, 3. Aufl., S. 176.

Digitized by Google

1567 eine philosophische Fakultät, die 1621 Kaiser Ferdinand II. zur Universität erhob, der Keim der heutigen Universität. Der hervorragendste Schulmann, aus Schleiden in der Eifel stammend, kam über Frankreich, wo er für die Einführung der Reformation hatte wirken wollen, nach Straßburg: Johannes Sturm. Auch sein Name ist in Deutschland unvergänglich, wenn man auch nicht vergessen darf, daß der eitle Mann immer wieder den freiwilligen Diplomaten spielte und dabei allzusehr auf Frankreich baute; er wollte die Allianz der deutschen Protestanten mit Frankreich und vergaß dabei, daß er damit die deutschen Interessen preisgab.

Politische Kapazitäten waren sein Namensvetter Jakob Sturm und sein Landsmann Jakob Sleidanus. Jenen muß man zu der kleinen Zahl großer politischer Köpfe rechnen, die eine Reichsstadt lange Jahrzehnte hindurch leiteten und durch viele Klippen zu steuern verstanden. Er hatte den größten deutschen Historiker des 16. Jahrhunderts für seine Vaterstadt gewonnen. Sleidan wurde wie Brant Syndikus der Stadt und hat seine Commentarii de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare, die Blüte humanistischer Geschichtschreibung und die erste deutsche auf Akten gegründete Geschichte der Diplomatie, zumeist in Straßburg verfaßt.

Noch hätte ich der großen protestantischen Reformatoren zu gedenken: Martin Bucer, der Theologe, und der schon erwähnte Jakob Sturm, der hochgebildete Staatsmann, gaben Straßburg eine religionspolitische Bedeutung, die auf die deutsche Kirche, die französische und englische Entwicklung tief eingewirkt hat. Der Schlettstädter Bucer war unter den Reformatoren der diplomatische Kopf, ein Eiferer für die Eintracht, und seine geschichtliche Bedeutung hat die neuere Forschung immer mehr betont. Straßburg war damals von internationaler Bedeutung im religiösen Leben und die Zufluchtstätte aller Schattierungen des Protestantismus, in jenen Tagen hat Calvin drei Jahre lang der kleinen französischen Flüchtlingsgemeinde vorgestanden und tiefe Einflüsse erfahren vom Straßburger Gemeindeleben wie von Bucers Lehrmeinungen, in Straßburg richtete der Franzose seinen Blick auf die deutschen Verhältnisse und weitete sich und seine Lehre aus, ja er nahm auch an diplomatischen Verhandlungen Teil, schließlich auch als Vertreter Straßburgs. Mit dem Lindauer Marbach siegte endlich das Luthertum in Straßburg. Noch eines protestantischen

Digitized by Google

Theologen aus dem Elsasse ist zu gedenken, des Begründers des Pietismus; Philipp Jakob Spener ist es, der 1635 zu Rappoltsweiler geboren wurde, 1666 aber andere bedeutsame Wirkungskreise außerhalb seiner Heimat gewann.

Von katholischen Theologen muß wenigstens einer genannt werden, der aus Ensisheim stammende Deutsche Horaz Jakob Balde, der freilich sein Leben in bayerischen Jesuitenkollegien zubrachte. Er begründete auch einen der ältesten Mäßigkeitsvereine. Er hat gesungen:

In deutscher Sprache red' und sonst in keiner
Als etwa in der stolzen der Lateiner.

Tief ergriffen durch die Mansfeldische Verwüstung hat er sich im Planctus Alsatiae an den Kaiser und Erzherzog Leopold Wilhelm gewendet.[1]

Eine solche Blüte der Wissenschaften wäre ohne die Buchdruckerkunst unmöglich gewesen. Der Mainzer Gutenberg hat diese folgenschwerste aller Erfindungen, der man nur die der Dampfmaschine an die Seite stellen kann, in mühevollen Tagen in Straßburg gemacht; da er dort keine Geldmittel fand, beutete er sie in Mainz aus, und von da gingen nun die Jünger der neuen Kunst und trugen die deutsche Erfindung zu allen Völkern.

Straßburg ist auch die Heimstätte der gewaltigen Macht der Presse. Die älteste bisher bekannt gewordene Wochenzeitschrift stammt aus Straßburg und dem Jahre 1609, die erste französische Zeitung wurde 1631 gedruckt.

Die Blüte der bildenden Künste im elsässischen Lande zu schildern, ist überflüssig. Ein jeder, der es durchstreift, sieht es, wie dieses Land in seiner Blütezeit immer Auftraggeber hatte, die die Mittel zur Verfügung stellten, und Künstler, die ihre Aufgaben zu lösen wußten. Der romanischen Periode, die ein gründlicher Kenner als die Zeit elsässischer Eigenkunst bezeichnet,[2] folgte die gotische, diese Kunstrichtung hat sich von Frankreich aus verbreitet. „Nicht leicht zwar rang sich die etwas schwere und derbe Art des Landes los von der ererbten Bauweise. Dann aber eilt es, seit Meister Rudolf am Straßburger Münster baut, allen voran in dem neuen Stil, der

[1] Veröffentlicht von Pfleger in Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 19, 71 f.

[2] Dehio, Historische Betrachtungen über die Kunst im Elsaß. Histor. Zeitschr. 104, 43.

Digitized by Google

den logischen Geist der neuen Scholastik mit der phantastischen Kühnheit des Rittertums eint."[1] Die ursprüngliche Befruchtung durch Frankreich ist unverkennbar, aber alle dem Namen nach bekannte Baumeister des Straßburger Münsters waren Deutsche: Meister Rudolf, Erwin von Steinbach,[2] Johannes Winlin, Meister Gerlach, diese beiden Nachkommen Erwins,[3] Michael von Freiburg, Klaus von Lohr, der Ulmer Ulrich von Ensingen, Johannes Hultz von Köln, Mathäus von Ensingen, Jost Dotzinger von Worms, Hans Hammer von Werde, Jakob von Landshut und Bernhard von Heidelberg. Ihre Namen beweisen uns, daß auf diesem Gebiete der Zuzug aus dem übrigen Deutschland noch stärker war, und die Straßburger Hütte war mit den übrigen Deutschen verbündet, nicht etwa hatte sie Beziehungen nach Frankreich, 1459 ward sie zur obersten Hütte in deutschen Landen erkoren. Wie Dehio zeigte, war der Einfluß von Frankreich ganz verschwunden, jeder Zustrom frischer Kräfte aus den deutschen Nachbarländern wurde willkommen geheißen.[4]

In späterer Zeit wirkten in Straßburg als Baumeister, Kupferstecher und Maler Wendelin Grapp Dietterlin (ein Pfullendorfer), dessen „Lehrbuch von der Architektura" den Weg zum Barock wies, und als Architekt der Erbauer des „neuen Baues", Hans Schoch.

Ihnen stellt sich der geniale Festungsbaumeister Daniel Specklin, ein geborener Straßburger, an die Seite († 1589). Seine „Architectura von Vestungen" war das erste Werk dieser Art. Er hat unendlich viele Pläne entworfen und Gutachten gemacht, aber keine für Frankreich — und doch gab er später Vauban und Cormontaigne die Grundlage.[5]

---

[1] Bäumker a. a. O. S. 19.

[2] Knauth verteidigt im Straßburger Münsterblatt 1912 den Namen: von Steinbach. Erwin und Gerlach sind im Elsaß und im gegenüberliegenden Baden sehr seltene Vornamen. Ein Franzose hat Erwin in dem französischen Baumeister Hervé de Pierrefond wiedergefunden! Kaum glaublich und doch wahr!

[3] Vgl. Schulte, Zur Geschichte der Straßburger Münsterbaumeister. Repertorium für Kunstwissenschaft, 5, 271—279.

[4] a. a. O. S. 46.

[5] Stavenhagen, Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1910, 6. und 7. Heft, 218. Über seine einst von mir aufgefundenen handschriftlichen Pläne vgl. die Bonner Dissertation von Kabza, Handschriftliche Pläne von Daniel Specklin, 1911.

Digitized by Google

Unter den Malern sind drei führende Persönlichkeiten mit dem Elsaß verwachsen. Schongauers Familie stammte aus Augsburg, er selbst war in Kolmar geboren, wo er wirkte und wo seine hoheitsvolle Madonna im Rosenhag uns erfreut und erhebt, wie der Isenheimer Altar des neue Bahnen wandelnden „hochgestiegenen und verwunderlichen Meisters" Matthias Grünewald von Aschaffenburg.[1] Hans Baldung Grien war Elsässer, seine Familie jedoch aus Schwäbisch-Gmünd eingewandert, er wirkte in Straßburg und stand unter dem Einflusse Dürers. Er war ein äußerst vielseitiger Künstler. Mit dem Manieristen Tobias Stimmer von Schaffhausen († 1587) stieg die Kunst schon von ihrer Höhe herab.

Dann kamen die französischen Zeiten für das Elsaß und Straßburg. Was haben sie dem Lande geschenkt? Rodolphe Reuß hat seine Histoire d'Alsace mit Bildern geschmückt, bei denen er die französische Zeit sicherlich nicht zu kurz kommen lassen wollte. Er bringt 25 Bilder von Kunstwerken aus der altdeutschen Zeit, aus der französischen die bischöflichen Schlösser in Straßburg und Zabern — die Schlösser eines deutschen Reichsfürsten — und das Grabdenkmal eines Feldherrn deutschen Blutes: des Marschalls von Sachsen, und schließlich das Standbild Klebers in Straßburg, dessen Schöpfer aus Baden und Württemberg stammten.

In dieser Stadt dauerte anfangs nach ihrer Einnahme das seit den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts eingetretene Stocken des Kunstlebens fort; es erstanden zunächst die Bauten des mit französischen Patres besetzten Jesuitenkollegiums, der Artillerieschule und einer Kaserne, der sechs weitere folgten. Die bauluſtige Zeit unter Ludwig XV. gab Anlaß zu Stadtpaläſten für bedrückte deutsche Territorialherren des Elsasses (Darmstädter und Zweibrückener Hof), für Bauten geistlicher Würdenträger (Domdechant, Abt von Maursmünster, Äbtissin von Andlau) und für den Préteur Royal. Das französische Heer und die katholische Kirche mußten sich in Straßburg einrichten!

Und was blieb von der Gelehrsamkeit? Von den Professoren der protestantischen Straßburger Universität leben wenige im Angedenken fort; vier beschäftigten sich mit der Geschichte der deutschen Zeit: Schilter, Scherz, der aus Baden stammende Schöpflin und Oberlin. Neben ihnen ist der aus Frankreich stammende Abbé

[1] Über seine Abstammung Heinr. Alf. Schmid, Die Gemälde und Zeichnungen des Matthias Grünewald, 11 f.

Digitized by Google

Grandidier zu nennen, dessen guter Name durch erst jetzt erkannte Fälschungen schwer entstellt ist. Professor Koch war ein angesehener Staatsrechtslehrer. Bedeutende Philologen waren Schweighäuser und Brunck, beide von Deutschland stark beeinflußt. Die Professorenschaft lebte als altelsässische fort, und die beiden halbentwickelten Universitäten wirkten fast wie bis 1914 Lausanne. Deutsche und andere ausländische Studenten kamen über den Rhein dorthin, um die französische Sprache, die der feineren Gesellschaft unentbehrlich schien, kennen zu lernen, und man kam doch nicht in das eigentliche Frankreich. Die blühenden Buchdruckereien verschwanden, ihre glänzenden Zeiten im Elsaß waren vorüber. Die stolze deutsche Reichsstadt war auf dem Wege, eine französische Provinzialstadt zu werden, bis die deutschen Waffen sie 1870 erlösten. Die Leiter der Provinzialverwaltung, die Intendanten, waren samt und sonders Franzosen.

Die Blütezeit des Elsasses beruhte auf seiner innigen Verbindung mit den übrigen deutschen Landschaften. Wenn man es wagt zu sagen, daß Straßburg zeitweise die geistige Hauptstadt Südwestdeutschlands war, so muß man sich vor Augen halten, daß das nur möglich war, weil es Talente anzog, sich verband, befruchtete und von ihnen befruchtet wurde.

„Das Volk sprach in Straßburg romanisch." — „Die rheinischen Städte, nach Bildung und Überlieferung gallo-römisch, sprachen so lange le bas latin." — „In den Heimstätten des gewöhnlichen Volkes auf dem Lande sprach man les jargons tudesques."[1] Solche Behauptungen auch nur für das 10. Jahrhundert aufzustellen, ist eine Keckheit, für deren Berechtigung man Beweise bringen muß. Ich kenne das Straßburger Urkundenbuch sehr genau, aber für eine solche These kenne ich darin keinerlei Stützpunkte, und ebensowenig sonst. Machen wir für spätere Zeiten eine Probe. Das Register des Straßburger Urkundenbuches für 1266—1332 führt 343 Familien von Bürgern mit ihrem Familiennamen auf, sie alle erklären sich glatt sofort bis auf acht als deutsche, und diese acht müßten näher untersucht werden: Blamenser, Bumbile, Colin, Faber, Fiminin, Marsilius, Ruses, Tristan, bei den Straßburger Rittern sind unter 163 nur 5 zweifelhaft: Colin, Marsilius, Panfilin, Turant, Vivianz. Nun kann ja wohl ein Romane öfter einen deutschen Namen ge-

[1] Babelon a. a. O. 2, 140 f.

Digitized by Google

tragen haben, aber die Masse ist entscheidend. Die Stadt war reindeutsch. Die Behauptungen Babelons sind völlig unbeweisbar und völlig unhaltbar.

Daß später die Zahl von Welschen größer war, mag sein. Das wäre zu prüfen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts bot Straßburg für französische Hugenotten eine Zufluchtstätte. Hoch und nieder kamen; manche traten auch in das Straßburger Bürgerrecht ein, bis es dem Stadtregimente zu viel wurde. Wegen ihrer Religion bedrängten Volksfremden eine Zuflucht zu gewähren ist höchst achtenswert; so haben auch die Hohenzollern und andere deutsche Fürsten gehandelt. Aber wenn man, wie Flach, dann daraus politische Ansprüche ableitet, so rechtfertigt er damit aufs glänzendste die Voraussicht der Straßburger Dreizehn, die schließlich die französischen Reformierten aus der Stadt drängten. Flach könnte ja auch auf Magdeburg, Berlin und andere Städte Anspruch erheben, weil Hohenzollern dort reformierte Gemeinden mit französischer Sprache duldeten und noch dulden. Noch heute wird dort auch französisch gepredigt.

Soll ich nun wirklich diese Studien ausdehnen auf die Pfalz, den Westrich, das linksrheinische Land von Worms bis Utrecht und dann auch noch die rechtlichen Zusammenhänge der wallonisch-französischen Reichsteile mit dem Reiche erörtern? Sicherlich hat es Unterschiede in der Stärke der Beziehungen gegeben, das hat auch nie ein deutscher Geschichtschreiber geleugnet, und Verbindungen mit Frankreich waren so natürlich, daß sie jeder anerkennt.

Aber die Zugehörigkeit der deutschredenden Landschaften von Lauterburg bis Cleve zu erweisen, den gänzlichen Mangel französischer Sympathien festzustellen, erspare ich mir. Otto von Freising hat gesagt, daß in der Landschaft von Basel bis Mainz bekanntlich die Macht des Reiches ruhe.[1] Ein wahres Wort, aber nicht weit dahinter stand der untere Teil der Rheinlande zurück. Nur in wenigen Worten skizziere ich einige Tatsachen. Die Rheinpfalz war die Heimstätte des salischen Königshauses, seines Aufblühens und seiner Sorgen, der Dom zu Speier ward ihre und ihrer Nachfolger Grablege, bis König Albrecht I. als letzter deutscher König hier in den Kaisergräbern beigesetzt wurde. Die Staufer

[1] Ottonis Gesta Friderici (Script. rer. Germ. ed. 3), S. 28.

Digitized by Google

erbauten sich als eine glänzende Residenz Kaiserslautern, auf dem Trifels bargen sie die Kleinodien des Reiches wie die wichtigsten Gefangenen (den König Richard Löwenherz und die aufständischen sizilischen Großen) und den aus Sizilien herbeigebrachten Goldschatz, von der Pfalz ging eines der größten Reichsdienstmannengeschlechter aus: die Bolanden, wie Markward von Annweiler.[1] In dem goldenen Mainz aber saß der Primas der deutschen Kirche, dessen Metropolitanbezirk von den Alpen Graubündens bis Verden ging, der Reichskanzler und Leiter des Kurkollegiums war. Eine Kette von Reichsbesitzungen führte nach Aachen, der Krönungsstadt, hinüber. Die Königswahlen fanden meist auf dem rechten Rheinufer statt, aber in der Nähe des Rheines. In Trier und Köln die beiden andern geistlichen Kurfürsten des Reiches! Weiter am Strome abwärts der Reichswald und die Pfalz von Nymwegen. Soll ich all die Hof- und Reichstage aufzählen, die auf dem linken Rheinufer stattfanden? Soll ich die Beziehungen der Klöster zum Reiche feststellen?

Die Arbeit käme mir verloren vor, und sie ist es; denn wer nicht sehen will, wird die Augen verschließen, und für einen wirklich neutralen Leser genügt das Gesagte, um zu zeigen, daß diese Lande ebenso tief mit Deutschland verbunden waren wie Reims, Laon und Soissons mit Frankreich, und daß das Streben Frankreichs nach Erwerb des linken Rheinufers auf Gebiete deutschen Volkstums gerichtet ist, die die deutsche Geschichte im Mittelalter in erster Linie getragen haben und auch in der Neuzeit sehr wesentliche Glieder der deutschen Volksgeschichte gewesen sind.

Eine genaue Untersuchung würde auch für diese Lande den Beweis erbringen, daß eine Landschaft in ihrer Blütezeit immer Talente von außen anzieht und ausbildet. Die beiden größten Erzbischöfe von Köln: Anno und Rainald von Dassel, waren keine Rheinländer.

Nur einen Punkt muß ich berühren, die Bedeutung der französischen Sprache für die höheren Kreise. Die Kenntnis der französischen Sprache war im Mittelalter in Deutschland sicher nicht wenig verbreitet. Wer sich zum Studium der Theologie lange in Paris aufgehalten hatte, konnte gewiß die Sprache handhaben; in den Kreisen der Ritter, die vielfach Solddienste taten, war sie

[1] Hampe, Die Pfälzer Lande in der Stauferzeit, Histor. Zeitschrift 115, 31—63.

Digitized by Google

bekannt, die französische Dichtung war manchem vertraut. Das gab der fremden Sprache große Vorteile. Dazu kam, daß die Kanzleien mancher an der Sprachgrenze wohnender Fürsten und Grafen sich der französischen Sprache bedienten. So verwandten die Grafen von Luxemburg entweder die lateinische oder die französische Sprache, und mit Kaiser Heinrich VII. wurde daher die französische Sprache die bevorzugte Hofsprache; die Rechnungen des königlichen Haushaltes und Schatzes und andere Aufzeichnungen der Hofbeamten wurden in ihr abgefaßt; aber in Urkunden des Königs wurde sie doch nur selten und eigentlich nur, wenn dieselben sein Stammland betrafen, angewandt.[1] Ähnlich liegt es in den durch die Sprachgrenze durchschnittenen Territorien in Flandern, Hennegau, Brabant, Lüttich, Metz und Lothringen. Ja vereinzelt ging dieser Brauch darüber hinaus. Aber im Elsaß ist das z. B. nicht der Fall. Im übrigen lag darin ein großer, tief greifender Vorteil für die Franzosen, für die Französierung deutscher Landschaften und namentlich der oberen Schichten. Doch muß man im Auge haben, daß die Verwendung dieser Sprache an sich noch nicht eine Abkehr von dem Reiche bedeutete. Man war noch lange auch in rein französisch sprechenden Gebieten politisch antifranzösisch.

Daß in Trier drei französisch redende Reichsangehörige zu Erzbischöfen gewählt wurden, ist in diesem sprachlich gemischten Sprengel nicht verwunderlich: der berühmte Albero von Montreuil war von dem Könige vor der Wahl als ihm genehm bezeichnet worden,[2] bei Hillin (von Fallemannien Diöz. Lüttich) ist die königliche Zustimmung vor der Wahl nicht bezeugt, er war aber ein Vertrauensmann des Königs, Arnold (von Walcourt [?] Diöz. Lüttich), Propst von St. Andreas in Köln, aber wurde auf Anraten Kaiser Friedrichs I. gewählt. Babelon stellt diese drei als Friedensmänner dem Kyrieleison der deutschredenden Erzbischöfe gegenüber, deren Untaten (forfaitures) nur noch von den Laien überboten wurden. Albero ein Friedensmann! Zum Verläſtern ist Babelon jeder Anlaß recht.[3] Und das trinkfrohe Trier sah auch trinkfeste Romanen beim deutschen Wirte.[4] Er, der deutsch angerufen wird, bekundet uns den deutschen Charakter der Stadt.

[1] Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre 2^2, 384.
[2] Mon. Germ. SS. 8, 248.
[3] Babelon a. a. O. 2, 180.
[4] Carmina Burana. 2. Aufl. S. 242.

Digitized by Google

VIII.

Französisches Vordringen. Quatrevaux und Armagnakenkrieg.

Französische Ausdehnungsbestrebungen. — Vierströmegrenze. — König Adolf. — König Albrecht zu Quatrevaux. — Habsburgisch-kapetingische Ehe. — Plan der Erblichkeit der Krone. — Keine Abtretung des linken Rheinufers. — Alexander von Roes. — Pierre Dubois, der erste Theoretiker des Chauvinismus. — Methoden seiner Nachfolger. — Der hundertjährige Krieg Frankreichs mit England. — Frankreich und Deutschland nach ihm. — Die Jungfrau von Orleans. — Gegensätze im Südwesten des Reiches. — König Friedrich bittet um französische Hilfe; sie erfolgt, um Eroberungen zu machen. Der Dauphin und die Armagnaken vor Basel und im Elsaß. — Karl VII. in Lothringen. — Haltung der Bischofstädte. — Verteidigung von Metz. — Gegnerschaft zwischen Habsburg und Frankreich. — Der Anfang des Militarismus.

Die Zeiten von Philipp August (1180—1223) bis zum Tode Philipps des Schönen (1314) sind von Kern durch seine Untersuchungen und durch erfolgreiche Nachforschungen in französischen Archiven aufgeklärt und in dem vortrefflichen Buche: „Die Anfänge der französischen Ausdehnungspolitik bis zum Jahr 1308" (1910) dargestellt worden. So kann ich mich hier kurz fassen.

Das französische Königtum war durch Philipp August lebenskräftig geworden, stieg weiter empor und trat unter Philipp dem Schönen, dessen Regiment durch Juristen gestützt wurde, an die schwierigsten Fragen heran. Zwei Strömungen traten in der deutschen Grenzfrage hervor, die mildere verlangte gegen das Reich und Arelat die „Vierströmelinie", so benannt, weil auf längere Strecken Schelde, Maas, Saône und Rhone die Grenze bilden sollten, zu ihr bekannte sich die Regierung offen und nahm auf eine alte Reichsteilung Bezug, die nicht existiert.[1] Die schärfere Forderung lautete auf Pyrenäen, Alpen und Rhein, das war die Revindikation des alten Galliens.

Die Herstellung der Vierströmegrenze wurde in dem angegebenen Zeitraum in sehr verwickelten Vorgängen durchgeführt, die hier übergangen werden. Der neue Grenzzug durchschnitt viel-

[1] Kern, Acta Imperii, Angliae et Franciae ab a. 1267 ad a. 1313 (1911), S. 205, § 16.

Digitized by Google

fach die alten kirchlichen Grenzen, aber auch die weltlichen Gebiete. Unter König Rudolf war diesen französischen Ausdehnungsbestrebungen gegenüber ein Erstarken des deutschen Nationalgefühles zu beobachten, doch zum offenen Kriege kam es nicht. Hinter Rudolfs Gegnern stand im stillen Frankreich, Proteste und Grenzenqueten bezeichnen seine Regierung.

Schlimmer war der Verlauf der Regierung König Adolfs von Nassau. Der alte Gegensatz zwischen Frankreich und England führte damals zu einem neuen Kampfe und, wie es später so oft der Fall war, bildete Flandern eine der Grundlagen des englischen Angriffes, und deutsche Streitkräfte dienten England. Damals waren es nicht einzelne Soldritter, nicht die Truppen einzelner Fürsten, der oberste Herr Deutschlands war ein englischer Söldling und erklärte im englischen Interesse den Krieg. Doch er und sein niederrheinischer Anhang trieben es noch weit schlimmer. Sie verkauften sich an Frankreich; nach Empfang des französischen Geldes marschierten die Deutschen nicht auf, König Adolf strich aber auch die englischen Gelder ein. Ein ehrloses Doppelspiel, das eines Landsknechthauptmanns würdig war; die bettelhafte Kreatur geldgieriger Kurfürsten nahm das Gold, wie sie es bekam. Der König mit der hohlen Hand hatte Glück damit, daß sein Doppelspiel geheim blieb.

Die Verwaltung der Grafschaft Champagne war 1285 an Frankreich gefallen, eine intermediäre Gewalt damit verschwunden, und von dort aus erhob Philipp nun Ansprüche gegen die Grafen von Bar und die Herzöge von Lothringen. Champagnische Lehensrechte boten meistens die Grundlage, andere Forderungen gingen weit darüber hinaus. Bei Göllheim besiegte Albrecht den König Adolf und trat nun als Herrscher in eine überaus schwierige Lage. Er hatte als Gegner Adolfs Beziehungen zu Frankreich und verhandelte über eine Familienverbindung, das Reich stand aber offiziell im Kriege mit diesem Lande. Der staatskluge Habsburger mußte geschickt operieren, er hielt sich anfangs zur englisch-flandrischen Gruppe und deckte sich durch weitreichende Verbindungen. „Der herbe und rücksichtslose, doch seit den Staufern und bis auf Karl IV. der einzige in der Anschauung und Praxis der hohen Politik aufgewachsene deutsche König“[1] hatte sich so eine Stellung

[1] Kern, Ausdehnungspolitik, S. 197.

Digitized by Google

verschafft, um den Bankbruch der Reichspolitik, den er nicht verschuldet hatte, zu verschleiern und ihn möglichst abzuschwächen. Er zwang so Philipp dem Schönen Zugeständnisse ab. Die von Frankreich besetzte Freigrafschaft Burgund blieb wenigstens Reichslehen, wenn auch in kapetingischen Händen. Die verabredete Ehe zwischen dem ältesten Sohne Albrechts, Rudolf, und der Schwester des französischen Königs, Blanka, sollte so stattfinden, daß die österreichischen Herzogtümer fortan jenem allein zufallen sollten, was die Willebriefe der Kurfürsten voraussetzte; das Wittum der Kapetingerin, sehr reichlich bemessen, sollte die westlichen Lande des habsburgischen Hausgutes umfassen und ihr huldigen. Ein ewiger Friedens- und Freundschaftsbund zwischen Deutschland und Frankreich wurde abgeschlossen.

Eine persönliche Begegnung der beiden Herrscher bei dem Bauernhofe Quatrevaux (bei Vaucouleurs) an der Grenze der Reiche folgte, und da mußte auch die äußerst schwierige Frage der Reichsgrenze, die ohne Konzessionen an Frankreich undenkbar war, erledigt werden. Von den Kurfürsten, die der Zusammenkunft beiwohnen sollten, weigerten sich die rheinischen geistlichen Herren, jene Willebriefe zu geben, und sprachen sich gegen die Absicht des Königs aus, seinen Sohn bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger wählen zu lassen; ihre interessierte Politik wollte jede Tendenz zur Bildung einer deutschen Königsdynastie niederhalten, sie hatten es auch leicht, weit vom Schuß, gegen jede Änderung der Reichsgrenze sich zu setzen. Kundgebungen der Kurfürsten und des Königs wendeten sich an die weite Öffentlichkeit. In der Hauptsache wurden die französischen Ansprüche auf das linke Maasufer anerkannt, doch blieben immer noch Reste dem Reiche erhalten. Die Maas war von der Kaufmannstadt Neufchâteau bis Verdun, abgesehen von einzelnen Vorsprüngen, bald die tatsächliche Grenze — die Einzelheiten sind zu übergehen.[1] Dadurch gerieten Gebiete namentlich der Grafen von Bar und der Kirche von Toul unter französische Staatshoheit.

Albrecht hatte nicht mehr nachgegeben, als unvermeidlich war, er war nicht der eigentlich Besiegte.[2] Doch dieses zum ersten Male

[1] Karten bei Kern, Ausdehnungspolitik (vgl. Text 321), und bei v. Borries, Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Westgrenze zwischen den Ardennen und dem Schweizer Jura in Petermanns Geogr. Mitteilungen 1915, Nov.- und Dez.-Heft.

[2] Kern a. a. O. 211.

Digitized by Google

öffentlich kundgegebene Zurückweichen des Reiches hatte ihm viele Tadler zugezogen und regte in Frankreich zu kühnen Hoffnungen an.

Das Wittum Blankas hätte vorübergehend für die Zeit ihres Witwenstandes eine Kapetingerin zur Herrin im Elsasse gemacht, sie hätte also bis an den Rhein geboten, doch starb sie kinderlos schon 1305, zwei Jahre vor ihrem Gemahle. Aus der Wittumsfestsetzung ist die Legende entwickelt worden, Albrecht habe die Grenze Frankreichs bis zum linken Rheinufer ausgedehnt. In Frankreich reden davon Wilhelm von Nangis — er sagt aber vorsichtig dicitur[1] —, auch Pierre Dubois, der übrigens durchaus kein Kenner von Staatsgeheimnissen war,[2] meint solches zu wissen, und in Deutschland erzählt ein niederrheinisches Chronikbruchstück davon, „daß die beiden Könige so das Imperium zwischen sich teilten und ihren Erben zu Erbrecht so hinterließen, daß der König von Frankreich ganz Deutschland (Germaniam) auf der einen Rheinseite mit all seinen Städten Trier, Mainz und Köln und anderen auf ewig erblich besäße, ebenso der deutsche (Theutonie) König Albrecht das ganze Gebiet auf der andern Rheinseite nach Sachsen hin mit seinen Erben nicht als Kaiser der Römer (Romanorum Augustus), sondern als König von Deutschland (Alemannie) erblich besitze.[3]

Doch die gründlichsten Nachforschungen Kerns lieferten dafür keine Aktenunterlage und die Handlungen des Königs beweisen das Gegenteil, wie ja schon die Setzung einer Grenzmarke bei Vaucouleurs in Gegenwart der beiden Könige und vielleicht eine weitere Grenzbezeichnung die Unwahrheit des Geredes erweist, ganz davon zu schweigen, daß eine solche Abtretung ohne die Zustimmung der Kurfürsten nicht erfolgen konnte und die Politik beider Parteien fortan nie auf sie zurückgriff.[4]

Den französischen Ansprüchen, die in den Tagen des französischen Papstes Martin IV. 1281 auf nichts weniger als auf ein

[1] Mon. Germ. SS. 26, 695.

[2] Vgl. darüber: Zeck, Der Publizist Pierre Dubois, 1911.

[3] Nachrichten d. königl. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-hist. Klasse 1894, 383 f.

[4] Flach, Les affinités, S. 62, hält die Sache für wahr, Langlois in Lavisse, Histoire de France, 3, 2, 219, hält an einer entfernten Möglichkeit der Richtigkeit fest, ebenso Babelon 2, 187 f. Aimond, Les relations de la France et du Verdunois de 1270 à 1552 (1910), sieht in der Sache nur Übertreibungen: les imaginations s'exaltèrent. Sorel, L'Europe et la révolution française, 8. Aufl., 1, 251, bezeichnet den Vertrag als apokryph. Nach Aimond und Kern sollte endlich die Erzählung verschwinden.

Digitized by Google

Kaisertum Philipps III. von Frankreich hinausliefen, war ein Deutscher, Alexander von Roes, entgegengetreten. Er vertrat den Dreiklang: deutsches Imperium — italienisches Sacerdotium — französisches Studium, aber er griff den französischen Begehrlichkeiten an die Wurzel, indem er die Gleichsetzung von Franken und Franzosen, wie die von Galliern und Franken mit sicherem historischen Erkennen bestritt, er nahm auch Karl den Großen als einen Deutschen in Anspruch und bekämpfte die Forderung der Rheingrenze.[1]

Auf französischer Seite trat seit Quatrevaux der Chauvinismus deutlich hervor in dem normannischen Gerichtsbeamten Pierre Dubois, der freilich am Hofe nicht allzuviel Einfluß hatte. Er war, sagt Kern, der erste Dogmatiker des Chauvinismus. Mit der angeblichen Abtretung des linken Rheinufers war er nicht zufrieden, sondern entwickelte die Gedanken einer französischen Weltherrschaft: der weltliche Besitz der römischen Kirche, die Lehnsuntertänigkeit der Kronen Sizilien, England, Aragon, die Lombardei, Byzanz, Spanien, Ungarn, Deutschland, das gütlich annektiert werden soll, sind die Ziele seiner dem Könige unterbreiteten Vorschläge. „Der Herr der Heerscharen wird durch seine Gnade fürsorgen, damit ein Herrscher im Weltlichen regiere."[2]

Zu Dubois fühlen sich auch die heutigen französischen Chauvinisten hingezogen.[3]

In Quatrevaux hatte der Graf von St. Paul für den französischen König das Bündnis beschworen, die Könige wollten wahre und getreue Freunde und in der gegenseitigen Beschützung ihrer und ihrer Reiche Ehren, Freiheiten und Rechte einander gegen jedermann wahre und starke Helfer sein;[4] gleichwohl kehrte sofort der französische König zu seiner Ausdehnungspolitik zurück. Der östliche Teil der Grafschaft Bar wurde ein Lehen von Frankreich, die Reichsstadt Toul unterstellte sich französischem Schutze auf immer, nahm aber die Kriegspflicht gegen den Kaiser aus; kleine Gebiete folgten, das Bistum Verdun beugte sich einem Schutzvertrage.

Die Gedanken der „Reunionen", eines „Rheinbundes" und die Absicht, den französischen König auch zum deutschen wählen zu

---

[1] Kern, Ausdehnungspolitik, S. 88—91, 124—126.
[2] Kern a. a. O. 31 ff. Langlois a. a. O. 286 f.
[3] Babelon 2, 184 ff.
[4] Mon. Germ. Constitutiones regum etc., 4, 1, 59, Nr. 76.

Digitized by Google

lassen, konnten sich weiter entwickeln, als mit Clemens V. wieder ein Franzose Papst geworden war, der auf die Kurfürsten Einfluß gewann. Die Wahl Heinrichs VII. beseitigte die übelsten Gefahren.

Doch ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren.

Dubois hatte ein Ziel gezeigt, daran hängten manche ihr Herz. Historische „Wissenschaft" und juridischer Spürsinn wurden in den Dienst solcher „Reunionspläne" gestellt, der Procureur du roi suchte überall nach Rechtstiteln, wo die französische Politik einhaken könne. Die Legisten waren die eifrigen Werkzeuge der französischen Ausdehnungspolitik und schufen durch die Kunst der Logik und der Begehrlichkeit dem Staate einen „Rechtsboden". „Gleichwohl, je mehr das Ziel ihnen gerecht zu sein scheint, um so mehr werden die Mittel ihnen gleichgültig," sagt Sorel,[1] „alle Wege erscheinen ihnen zulässig, um ein so großes Ziel zu erreichen. Alle Gründe, die eine solche These stützen können, sind ihnen gut. Sie führen alle Texte an, die ihnen die wirre Gelehrsamkeit der Zeit liefert, um alle Maßregeln, die ihnen die brutalen Sitten des Jahrhunderts nahelegen, zu rechtfertigen. Sie stellen ein kritikloses Wissen in den Dienst einer skrupellosen Politik. Sie vermischen den König und den Staat; für den Dienst des Königs und das Interesse des Staates ist jede List erlaubt und jede Gewalttat gestattet. Widersprüche hemmen sie niemals." Mit solchen Worten charakterisiert der große französische Geschichtschreiber die französische Ausdehnungspolitik.

Die Legisten — die Kenner des römischen Rechtes — begründen ihre Macht in Frankreich unter Philipp dem Schönen. „Als der große Plan der Könige sich abzeichnet, erscheint die Menschenklasse, die mit den Leuten der Kirche und mehr noch als diese die Schule bildet, aus der die Unterhändler und die Leiter der Prozesse, die Plänemacher und die Lieferanten von Vorwänden hervorgehen."[2] — „Louvois ist nur der berühmteste Vertreter dieser Familie, die zu ihren Vorfahren Dubois und die Nogaret zählt . . . Durch eine wunderbare Verwandtschaft stammen von ihnen zwei Advokaten, Danton und Merlin de Thionville, die

[1] A. a. O. 1, 251.
[2] Sorel a. a. O. 1, 248.

Digitized by Google

1793 die Förderer und leidenschaftlichen Agenten des Eroberungskrieges wurden."[1]

Nach dem Osten, der Stelle des geringsten Widerstandes, würde sich ohne Zweifel die Ausdehnungspolitik Frankreichs weiter gewendet haben, wenn nicht der hundertjährige Krieg mit England den Weitergang der begonnenen Entwicklung aufgehalten hätte.[2]

Der Krieg, der um die Erbfolge in Frankreich begonnen, war eine Entwicklungsperiode für Frankreich, aus der das Land und das Königtum umgebildet hervorgingen. Bis dahin hatte das nur im Mittelalter denkbare Verhältnis bestanden, daß unter den Vasallen des französischen Königs ein fremder König (der von England) war, der weite Landstriche auf dem Festlande sein eigen nannte, Frankreich besaß direkt noch nicht den größten Teil seiner atlantischen Küste, am Mittelmeere hatte es nur einen Hafen. Das Lehnsverhältnis des englischen Königs war am Ende gelöst, und England besaß nur noch einige Plätze auf dem Festlande. Nicht minder hatte sich der innere Aufbau des Staates geändert. Fast alle Lehensfürstentümer waren verschwunden, der Weg zur Einigkeit größtenteils zurückgelegt. Eine Zeitlang schien es, als würden die Generalstände oder das Parlament die Führung gewinnen. Am Ende war festgestellt, daß Frankreich eine absolute Monarchie bleiben werde. Und wenn der nationale Geist bei Beginn des Krieges noch nicht klar hervorgetreten war, so war er jetzt zu Bewußtsein erwacht.

Das Deutsche Reich hatte in diesen trüben Zeiten eine staatsrechtliche Verbesserung nicht erlebt, nur war tatsächlich jetzt das Königtum und das in seinen Zielen verblaßte Kaisertum an das Haus übergegangen, das die Kurfürsten immer wieder zurückgedrängt hatten, an die Habsburger; doch bot jede Wahl den Kurfürsten die Möglichkeit, einen anderen Fürsten an die Spitze des Reiches zu stellen. Die Territorien lebten in den alten Gegensätzen fort. Immerhin hatte Deutschland wirtschaftliche Fortschritte gemacht. Die Kaufleute der süddeutschen Reichsstädte und der norddeutschen Hansastädte haben dazu sehr wesentlich beigetragen.

An dem Aufleben nationalen Geistes in Frankreich hat einen großen Anteil, nicht den entscheidenden, eine Jungfrau. Die Pucelle d'Orléans ist die Vertreterin der nationalen Gesinnung in Frankreich geworden; sie kämpfte gegen England, heute ist sie zur Ver-

[1] Sorel a. a. O. 1, 252.
[2] Langlois in Lavisse, Histoire de France, 3, 2, 219.

Digitized by Google

treterin des Kampfes geworden, den Frankreich gemeinsam mit England und in dessen Interesse gegen Deutschland führt, und sie kämpft nicht für einen schwachen König, sondern für eine von einer Clique von Advokaten geführte Republik, die durchaus antireligiös gesinnt ist. Ich kann mir nicht denken, daß die Heldin mit alle dem einverstanden wäre. Aber sie hat ja viel mit sich geschehen lassen müssen. Von den Engländern gefangen, wurde sie von einem französischen Bischofe als Zauberin verurteilt, von der Universität Paris für eine solche erklärt, von ihrem Könige verlassen, von den Engländern verbrannt. Einer der Väter des modernen französischen Geistes hat sie in der Pucelle verspottet; die edelste Würdigung ließ ihr ein deutscher Dichter zuteil werden, jedes deutsche Schulkind kennt Verse aus Schillers Drama. Vom Klerus zum Tode verurteilt und von der Kirche selig gesprochen, Närrin und Heilige ist sie diesen und jenen. Man bezeichnet sie in Frankreich als Lothringerin — tatsächlich müßte man sie eher als Champagnerin bezeichnen, denn Domremy und die Herrschaft Vaucouleurs gehörten zur Champagne, eine Reichszugehörigkeit ist nach Kern[1] auch für ältere Zeiten unbeweisbar, und die Zusammenkunft Barbarossas mit dem französischen Könige zu Vaucouleurs im Jahre 1171 stellt das Gegenteil mindestens für diese Zeit fest. Daß sie als französische Untertanin geboren wurde, gab der Jungfrau ihre Richtung und Bedeutung.[2]

Der hundertjährige Krieg war ohne einen Friedensschluß zu Ende gegangen, Frankreich hatte die zuchtlosen Söldnerhaufen, die nach dem einstigen Führer Armagnaken genannt wurden, nicht mehr nötig, aber da bot sich ihm eine höchst sonderbare Einladung, der zu folgen der französische König sich beeilte. Er konnte mit kaiserlicher Autorität die furchtbaren Haufen „der Schinder" aus seinem Lande in die des Deutschen Reiches abschieben, sie unter der Führung seines hochbegabten Sohnes dort auf Annexionen hin-

[1] Ausdehnungspolitik, S. 115 und 318. Anders Longnon, siehe daselbst.

[2] Jeanne la Lorraine heißt sie nun z. B. bei Emile Dubem, Au Rhin Gaulois (3. Ausgabe), S. 22, und der Verfasser riskiert den Satz: „Lothringen ist auf immer durch dieses glorreiche Opfer an Frankreich gekettet" — durch die Verbrennung einer von einem französischen Gerichte verurteilten Champagnerin durch die Engländer!

Digitized by Google

wirken lassen. „Der Unabhängigkeitskrieg war zu Ende, der Krieg um die Grenzen begann wieder."[1] Im Jahre 1434 forderte der Verfasser der „Description de la ville de Paris et de l'excellence du royaume de France", Guillebert de Metz das Reich Austrasien mit Trier, Köln, Mainz und Straßburg.[2]

In den südwestlichen Landen des Deutschen Reiches gab es drei Gegensätze. Der Herzog von Burgund, als Herr der Franche-Comté und niederländischer Gebiete auch im Reiche mächtig, wollte die zwischenliegenden Lande gewinnen — also war er ein Gegner König Renés, des Königs vieler Versuche und keiner Erfolge, der das Herzogtum Lothringen inne hatte. Der zweite Gegensatz streifte von Frankreich hinüber, der des Königs wider den Burgunder, den alten Bundesgenossen der Engländer, den hochfahrenden Vasallen ohne Vasallensinn. Der dritte bestand in der altentwickelten Feindschaft der Eidgenossenschaft wider die Habsburger, auf deren Kosten der Bund sich noch immer ausdehnte; eben hatte sich aber Zürich auf die habsburgische Seite geschlagen. Der Krieg war ausgebrochen.

Man kann es bei dem Habsburger begreiflich finden, daß er, um Zürich zu retten, sich an Karl VII. von Frankreich um Hilfe wandte (August 1443); dem deutschen Könige hätten aber Bedenken kommen müssen, doch Friedrich III. war ein Herrscher ohne Kraft, ohne Begabung, und unter den wenigen politischen Gedanken des Königs war der festeste die Abneigung gegen die Eidgenossen. Eine zweite Einladung kam dem französischen Könige zu: König René, schon damals mit Schulden beladen, wollte sich vor seinen Gläubigern in Metz Ruhe verschaffen. Der französische König wurde also nicht nur seine Landplage los, er hemmte, indem er Lothringen und die Habsburger unterstützte, auch den Burgunder.

Geheime Ziele kamen hinzu! Am 2. September 1444 sagte der Dauphin offen den Gesandten König Friedrichs, er sei ins Elsaß gekommen, „um wieder Besitz zu ergreifen von gewissen, früher der Krone Frankreich zustehenden Landschaften, welche sich freiwillig und durch List dem Gehorsam gegenüber dieser Krone entzogen hätten". Am 11. des gleichen Monats schrieb der König Karl, daß er sich an die Grenzen des Herzogtums Lothringen begeben habe, „um mehreren Usurpationen und Unternehmungen abzuhelfen,

[1] Sorel a. a. O. 1, 253.
[2] Ebenda 1, 254.

Digitized by Google

die in mehreren Ländern, Herrschaften, Städten und Dörfern diesseits des Rheines, die von alten Zeiten gewohnheitsgemäß unsern Vorfahren, den Königen von Frankreich, gehörten, zum Schaden der Rechte des Königreichs und der Krone von Frankreich gemacht worden sind, und sie wieder zu unserer Herrschaft und zu gutem Gehorsam zurückzuführen". Das ist so deutlich in der Absicht wie unwahr in der geschichtlichen Begründung. „Unter diesen unbestimmten Worten, denen eine genaue Fassung zu geben ohne Zweifel sehr schwer gewesen wäre," fügt Petit-Dutaillis hinzu, „erscheint der Ehrgeiz die Schwäche Deutschlands auszunützen und sich zu vergrößern. Es ist nicht zweifelhaft, daß Karl VII. seine Hand auf die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun legen wollte, und der Versuch des Sohnes gegenüber Basel bewegt uns zu dem Glauben, daß der junge Dauphin bereits seinen Plan erwog, sich auf beiden Seiten der Alpen ein Fürstentum zurechtzuschneiden."[1]

Doch dem riesigen, mit einem großen Geschützpark versehenen Heere des Dauphin, das weit größer war, als es der Habsburger wohl wünschte, warf sich der tapfere Haufe der Eidgenossen bei St. Jakob entgegen, er wurde aufgerieben, die Baseler entgingen nur durch den Rückzug einer vollen Niederlage; aber die Tapferkeit der Schweizer, die über alles Lob erhaben war, hatte einen solchen Eindruck auf den Dauphin gemacht, daß er bald von seinem Unternehmen auf Basel, wo das Konzil tagte, abstand. Die Reichsstadt hatte sich wacker gehalten, aber auch gelernt, daß die Deckung durch die militärisch organisierte Eidgenossenschaft für sie von Nutzen sein könne. Sie neigte sich der Eidgenossenschaft zu, der sie sich 1501 anschloß.

Der Dauphin schob seine Soldbanden in das Elsaß ab. Sie mußten für sich selbst sorgen; denn es war keine Subsidienarmee, und nur Quartiere und Lebensmittel hatte man ihnen zugesichert. Im Elsaß war derartiger unwillkommener Besuch nicht neu. Schon 1365 waren Soldbanden unter der Führung des „Erzpriesters"

[1] Petit-Dutaillis in Lavisse, Histoire de France, 4, 2, 304. Vgl. Thibault, Marcel, La jeunesse de Louis XI (Paris 1907), S. 364, der es sogar für möglich hält, daß der Dauphin das Kaisertum erstrebt habe. Für den Dauphiné und das Reich Arelat war er seit 1434 Reichsvikar; aber das galt, soweit es nicht überhaupt ein Titel war, sicher nicht im Elsaß. Rodolphe Reuß, Histoire d'Alsace 5e éd., S. 50, hat trotz der klaren Worte die Kühnheit, die Absichten von Vater und Sohn in Zweifel zu ziehen!

Digitized by Google

unter dem Vorwande der Rechte des Sire Enguerrand de Coucy in das Land eingebrochen und hatten es verwüstet. Und 1375 hatte mit gleicher Wirkung dieser Herr selbst die „Engländer" in das Land geführt. 1382 hatte Jean de Vergy das wiederholt. 1439 hatten elsässisch-lothringische Herren die „Schinder" über die Zaberner Steige geführt, um ihre Privatinteressen zu fördern, sie legten zwischen Zabern und Hagenau 110 Dörfer in Asche!

Jetzt kamen die „Armen Gecken" in dichten Haufen in die elsässischen Gaue, sie waren dieses Mal durch den deutschen König selbst gerufen. Aber der Dauphin hatte keine Lust mehr, mit den Schweizern anzubinden, er schloß mit ihnen wie mit den Baselern Frieden, aber er blieb im Lande. Das offene Land konnte nicht widerstehen, es erlebte erneut und im vollsten Maße die Greuel einer zuchtlosen Soldateska. Wer das näher lesen will, greife zu den Chroniken jener Tage oder lese Heinrich Wittes Buch „Die Armagnaken im Elsaß".[1]

Bei der zweifelhaften Haltung des Königs Friedrich, der Entschlußlosigkeit des Reichstages, der Säumigkeit der benachbarten Fürsten konnten die Armagnaken im Lande hausen, endlich verließen im März 1445 die französischen Mordbanden das Land, das ihnen nichts mehr zum Essen bot und dessen Bewohner den Kleinkrieg mit aller Wildheit geführt hatten. Militärisch wurde das Land gerettet, weil die Reichsstädte und einige andere sich hatten halten können. Von allen Reichsstädten hatte nur die kleinste und verschuldetste, Rosheim, kapituliert, und ihr wurde die Kapitulation gebrochen. Auch hier hatten die Franzosen gesagt, Land und Leute gehörten ihrem Könige.

Politisch aber wurde das Land durch die Treue aller seiner Bewohner dem Reiche gerettet, nur Adlige, namentlich im Oberelsasse, bewogen von habsburgischer Gesinnung, Feindschaft gegen die eidgenössischen Bauern und Eifersucht gegen die Reichsstädter, hatten mit Frankreich gemeinsame Sache gemacht, und zur Strafe wurde jetzt von den erbitterten Baselern und Elsässern manche Burg gebrochen. Zu Frankreich hatten vor allem die Herren von Rappoltstein gehalten. Ein wirklicher Landesverräter war „Schan" von Finstingen, der bereits 1439 die Schinder ins Land geführt hatte.

[1] Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, Heft 11 (1890), 158 Seiten.

Digitized by Google

Basel hatte den Hinweis, daß es von altersher unter den Schirm der französischen Krone gehöre, mannhaft abgewiesen, sie würden sich weder vom heiligen römischen Reich noch von ihrem Herrn von Basel abdrängen lassen, was sie auch darum leiden sollten.[1] Breisach wollte nichts von den Lockungen der Franzosen wissen. Straßburg hatte jeden Versuch, die Stadt zum Anschluß an Frankreich oder doch zur Neutralität zu bewegen, abgewiesen. Sie verweigerten Verhandlungen mit den Franzosen: „dan an iren sachen weder gloube noch getruwen ist; was sie ouch versprechen, verbriefen oder versigeln, haltent sie nit."

Der Zug des Königs mit starkem Heere nach Lothringen hatte Erfolg in der bischöflich metzischen Stadt Epinal, sie bekannte sich als Untertanin des Königs und leistete ihm den Treueid, er forderte ein gleiches von den Reichsstädten Toul und Verdun. Verdun weigerte sich und kam schließlich mit der Erneuerung des alten Schutzverhältnisses und Zahlung einer großen Summe davon, es hatte sich verpflichtet, dem Könige gegen jeden zu dienen, mit Ausnahme des Kaisers und des Bischofs von Verdun. „Die Bürger von Toul, die auf sich allein gestellt waren, taten das Unmögliche, um sich den königlichen Forderungen zu entziehen",[2] sie mußten sich beugen, aber der König erkannte an, daß die Stadt im Reiche liege, nicht im Königreiche, und dem Könige nicht unterworfen sei.

Metz ertrug heldenhaft eine fünfmonatige Einschließung. Ein Legist, Jean Rabateau, Präsident des Parlamentes zu Paris, sagte den Metzer Gesandten: „Der König wird es genugsam, wenn es nötig ist, durch die Geschichte und die Chroniken beweisen, daß die Metzer jederzeit Untertanen des Königs, seiner Vorgänger und des Königreichs gewesen sind." Er warf ihnen Zweideutigkeit vor, dem deutschen Kaiser sagten sie, sie gehörten zu Frankreich, den französischen Königen aber, sie unterständen dem Reiche. Er schloß mit den schwersten Drohungen. Da erhob sich einer von den Dreizehn des Rates der Reichsstadt Metz, der Ritter Nicole Louve: „Wir geben Euch für die Stadt und in ihrem Namen zu wissen, daß wir lieber alle sterben würden, als daß uns jemand vorwürfe, ein einziges Mal den großen Adler, das ist den Kaiser, verleugnet zu haben."[3]

[1] Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, 1, 563.

[2] Du Fresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII. 4, 60.

[3] Du Fresne a. a. O. 4, 55 nach der Chronik des Metzers Philippe de Vigneulles.

Digitized by Google

Die Metzer erreichten durch feste Haltung einen Frieden, der ihnen nur Geldleistungen auflegte.

Deutsche und Franzosen würden sicherlich gern das Blatt, welches den Armagnakenkrieg enthält, in ihrer Geschichte entbehren. Und doch ist es nicht gleichgültig. Die Politik des deutschen Königs hatte die Interessen seines Hauses denen des Reiches vorgezogen, hatte Hilfe des Auslandes erbeten, ohne ihren Umfang zu sichern und ohne an die Mittel zu denken, wie die Bedürfnisse der Soldateska zu befriedigen seien. Der König von Frankreich hatte Massen geschickt, zum Teil um sie los zu werden, weniger kam es ihm auf das nominelle Ziel an, als darauf, im Trüben zu fischen und in dem Reiche seines Bundesgenossen Erwerbungen zu machen. Beide waren enttäuscht. Doch während der deutsche König nichts erreichte als den Entsatz des mit ihm verbündeten Zürich, hatte der Dauphin mit den Eidgenossen das erste französische Bündnis abgeschlossen und die Freundschaft mit ihnen eingeleitet, die sich bald als wertvoll erweisen sollte, und der König hatte auch mit deutschen Fürsten Verträge abgeschlossen, denen er die Freiheit zu verbürgen schien.[1] Aber die Treue von Elsaß und Lothringen hatte sich glänzend bewährt, so hart sie auf die Probe gestellt worden war. Dieses Mal war die alte Freundschaft zwischen Habsburg und Valois noch der Anfang der Politik gewesen, aber sie war brüchig geworden. Von da ab wendete sich das Haus Habsburg dem Feinde der französischen Könige, den Burgundern, zu. Und ein Vorspiel kommender Dinge waren die Bündnisse mit deutschen Fürsten, denen die Libertät mehr galt als die Wahrung des Reiches und seiner Grenzen.

Für diese an Frankreich anstoßenden Lande stieg aber die Gefahr; denn der französische König bildete aus den heimkehrenden „Armen Gecken" die Soldkompagnien, die Anfänge eines stehenden Heeres. Der Militarismus geht ja von Frankreich aus!

---

[1] Der Xantener Kanonikus von Hasselt meldet vom Hofe Karls VII.: „sagete he wulle vor dutsche fryheit und adel wider das hus Ostereich striten ... Frankreich muse das land bis an den Rhine haben, und er forchte die dutschen Fürsten nit, die wulle he allen slagen, einen und nacher den andern, awer he forchte die stedte und bawren." Janssen, Frankreichs Rheingelüste, S. 5.

Digitized by Google

IX.

Das burgundische Mittelreich und die burgundische Erbschaft.

Hanotaux, Burgund und Elsaß. — Die Ausbildung des burgundischen Reiches. — Plan eines Mittelreiches. — Karl der Kühne. — Politik und Stimmung am Oberrhein. — Ludwigs XI. Pläne. — Karl der Große angeblich Patron der Pariser Universität. — Die burgundische Erbschaft. — Der Wotanismus Luthers. — Der Streit um die Semigalli zwischen Wimpfeling und Murner.

Gabriel Hanotaux, einer der ersten Historiker Frankreichs und dreimal in den Jahren 1894—1898 Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den Ministerien Dupuy, Ribot und Méline, schreibt in seiner Geschichte des zeitgenössischen Frankreich über die burgundische Erbschaft:

„Das Rhein- und Maastal hat in Europa eine besondere Stellung. Dieses weite Gebiet ist eines der bevölkertsten und reichsten der Welt. Dort leben tätige, gute, intelligente und arbeitsame Völker. Da erblickten zuerst die großen Werke und die großen Erfindungen das Licht, welche der modernen Zivilisation Bahn brachen: das Pulver, die Ölmalerei, die Buchdruckerkunst. Im 15. Jahrhundert gab es kein zivilisierteres Land als diese weitreichende Besitzung, welche man damals „Burgund" nannte.

Dieses Reich, dessen Ruhm wenig gekannt ist, dessen Geschichte aber eines Tages die Europas verständlich machen wird, lag als Pufferstaat zwischen Frankreich und Deutschland. Aber es hatte die Ursachen seiner Schwäche in sich. Die hauptsächlichsten waren seine zu langgestreckte Gestalt und der Mangel an einer bequemen Verbindung mit dem Meere. Wie dem auch sein möge, durch die Unklugheit Karls des Kühnen wurde die Existenz dieses eingeschalteten Reiches aufs Spiel gesetzt, und als er starb, lebte seine Tochter, Maria von Burgund, lange genug, um durch ihre Meinungsverschiedenheiten mit Ludwig XI. und ihre Heirat mit Maximilian von Österreich die schwierige Frage aufzuwerfen, an der Europa heute noch leidet. Ludwig XV. sagte mit Recht, als er in Brügge

Digitized by Google

das Grabmal Marias von Burgund besichtigte: „Das ist die Wiege aller unserer Kriege.““[1]

Diese Sätze enthalten mehr wie eine Unrichtigkeit. Ganz davon zu schweigen, daß das burgundische Reich die Häfen von Brügge (Sluys) und Antwerpen enthielt, die bis 1585 nacheinander dem Welthandel die erste Heimstätte boten, und dazu noch die Rheinmündung und Amsterdam, wo sich dann der Welthandel sammelte, — diese „grundlegende“ Erörterung krankt daran, daß sie zwei grundverschiedene Landschaften miteinander vermischt: die burgundischen Landschaften, die einschließlich einiger anderer Gebiete die heutigen Königreiche der Niederlande und Belgien bilden, und die Rheinlande, die heute zum Deutschen Reiche gehören, niemals aber zum Reiche der Burgunder gehört, vielmehr mit ihm Kriege geführt haben. Ausnahmen bilden nur Stücke des Oberquartiers Geldern, des Herzogtums Limburg und des Herzogtums Luxemburg, die zusammengenommen noch lange nicht die Größe eines französischen Departements haben. Der hochgebildete Historiker Hanotaux ist leicht durch jede geschichtliche Karte zu widerlegen. Das burgundische Reich berührte oberhalb Cleve niemals den Rhein — wenn wir von Pfandschaften absehen — und erst oberhalb von Trier, zwischen Konz und Igel, beginnt burgundischer Machtbereich. Es führte durchaus irre, wenn man das im wesentlichen auf das Gebiet der Maas und der Rheinmündungen eingeschränkte und das mittlere Moselgebiet nur knapp berührende burgundische Reich auf das Rheingebiet ausdehnt. Der Kampf von 1870/71 (und der von heute) dreht sich nicht um altburgundische Lande, sondern Frankreich will die jenseits der burgundischen Gebiete belegenen Gebiete bis zum Rheine erwerben. Die burgundischen Gebiete, die das heutige Belgien bilden, rechnet man als schon gewonnen. Wenn derartige Dinge einem französischen Historiker ersten Ranges, der mit den Einzelheiten der Zeit durchaus vertraut ist, unterlaufen, ja den Ausgangspunkt seiner Geschichtsauffassung bilden, was soll man dann von dem französischen Gymnasial- und Volksschullehrer erwarten? Ist das der entsagungsvolle Dienst der Wahrheit?

Eine beängstigende Fülle von Unwahrheiten enthüllt ein anderer Abschnitt — und wieder ist es ein grundlegender Abschnitt der Hanotauxschen Darstellung. Er schreibt:

---

[1] Band 1, S. 10 der autorisierten deutschen Übersetzung.

Digitized by Google

„Das Elsaß war bei der Teilung, welche 1556 der Zerstückelung des Reiches Karls V. folgte, von Deutschland reklamiert worden. Aber seit dieser Zeit hatte man festgestellt, daß die Bevölkerung der Idee, dem deutschen Kaiserreiche einverleibt zu werden, abgeneigt war. Richelieu hatte es erobert; Ludwig XIV. hatte Straßburg besetzt. Der Wunsch des Volkes hatte es eng mit Frankreich verbunden."[1]

Die Teilung der habsburgisch-burgundischen Erblande von 1556 betraf nur Stücke des Elsasses, die habsburgischen Erblande, und vom Reiche wurde das Elsaß nicht reklamiert, sondern das Elsaß wie die unter spanische Hoheit geratenden Teile der burgundischen Lande gehörten seit alther, seit 925, zum Deutschen Reiche, mit Ausnahme von Flandern und Artois. Die Bevölkerung, wenige Ausnahmen abgerechnet, war mit der Zugehörigkeit zu ihm, so sehr man seine Mängel beklagte, zufrieden, und Ludwig XIV. hat Straßburg wider den Willen der Einwohner durch einen völlig zweifelsfreien Friedensbruch geraubt. Die Hanotauxsche Darstellung ist eine der übelsten Verdrehungen der Wahrheit, die ich kenne, doch habe ich zu viel Achtung vor seiner Begabung und seinen Verdiensten, um etwas anderes zu empfinden, als das Bedauern über einen solchen Sündenfall.

Doch wir haben es nicht mit Hanotaux zu tun, sondern mit der Sache selbst.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund (1467—1477), gehört der Natur seines Reiches entsprechend der deutschen wie der französischen Geschichte an. Auf Kosten beider Länder, zu beiden im Lehensverhältnis stehend, waren die Burgunderherzöge emporgekommen. Die Schwäche des damaligen Frankreichs und die Deutschlands erlaubten in den Landen, in denen die Könige nie viel zu sagen gehabt hatten, die Entstehung eines intermediären Staatswesens, in dem der alte lothringische Staatsgedanke aus der Karolingerzeit wieder aufleben sollte. Philipp der Gute (1419—1467), der von seiner Mutter her die große flandrische Erbschaft angetreten hatte — die aus der Grafschaft Flandern mit Mecheln und Antwerpen, den Grafschaften Artois, Nevers und Réthel, der Freigrafschaft Burgund bestand, — und der von seinem Vater das Herzogtum Burgund und die Grafschaft Charolais geerbt hatte, hatte die

[1] A. a. O. S. 94.

Digitized by Google

Grafschaft Namur gekauft, erbte Brabant und Limburg, zwang Jakobäa von Holland, ihm Hennegau, Zeeland und Holland abzutreten, und die Erbin von Luxemburg gab ihm auch dieses Herzogtum. Dazu kam die Pfandschaft über die habsburgischen Besitzungen im Oberelsaß, wo der Landvogt Peter von Hagenbach ein brutales Regiment führte.[1] Das burgundische Reich umfaßte ganz verschieden geartete, sich aber innerlich ergänzende Gebiete: das städtereiche, in üppiger Pracht blühende Land an der Schelde, der unteren Maas und an den Mündungen des Rheines, wie das Herzogtum Burgund und die Franche Comté mit ihrem Adel; an der nördlichen wie an der südlichen Hälfte waren Frankreich und das Deutsche Reich beteiligt, jenes stärker im Süden, dieses weit mehr im Norden, so daß der deutsche Anteil stark überwog. Es ergab sich von selbst die Tendenz, die zwischenliegenden Lande: das Herzogtum Lothringen, die Grafschaft Champagne und das Elsaß zu erstreben.

Der Friede von Arras (1435) hatte die Burgunder, die jüngere Linie der Valois, von den langjährigen Kämpfen an der Spitze der einen französischen Adelspartei freigemacht. Burgund hörte auf, eine Partei im Lande zu sein, es ward eine auswärtige Macht, gegen die sich der französische König wenden mußte, war doch der Burgunder in Paris populärer, in Nordostfrankreich mächtiger als der König selbst. Aus dem Agnaten des französischen Königs-

[1] Über diesen grausamen Landvogt, die übelste Figur der elsässischen Geschichte, schreibt Hansi (Waltz) in seinem glänzend ausgestatteten Buche L'Histoire d'Alsace racontée aux petits enfants (Paris 1915): „Anfangs war dieser üble Herr Diener oder Hausmeister am Hofe des Herzogs von Burgund gewesen. Er war rothaarig, von badischer oder bayrischer Herkunft — man hat das niemals sicher gewußt — und ein ausgedienter Höfling." Der Verfasser wird die Landsmannschaft mit diesem Scheusal nicht ablehnen können, denn er gehörte dem oberelsässischen Adelsgeschlechte von Hagenbach (bei Altkirch) an. Ich berufe mich da vor allem auf den Elsässer-Franzosen Nerlinger, danach war er der Sohn Antons von Hagenbach, Herrn von Belmont bei Lisle-sur-le-Doubs in der Franche Comté und der Catherine de Belmont, Witwe des Jean de Montjustin; wie seine Mutter war auch seine Gattin — eine Französin (Nerlinger in Annales de l'Est, 3, 513, Anm. 1). Um auch einen zuverlässigen Autor aus jüngster Zeit anzuführen, Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, 2, 1, 55 sagt: „Hagenbach war geborener Sundgauer." — „Nach dem Breisgau kam das Geschlecht erst im 15. Jahrhundert im Dienste der Herzöge von Burgund und von Österreich," Kindler v. Knoblo ch, Oberbadisches Geschlechterbuch, 1, 519. Hansis Buch zeichnet sich in der Revancheliteratur durch eine ausgesucht niedrige Gesinnung aus. Im übrigen hat jedes Volk und jeder Stamm Verbrechernaturen erzeugt.

Digitized by Google

hauses war ein Gegner des französischen Staates geworden. Philipp hatte zudem die Länder zusammengeballt, die eine der kritischsten Stellen Europas in sich schließen, schon er hatte völlig deutsche und französische Interessen verfilzt. Er, der an Reichtum alle Fürsten seiner Zeit weit übertraf und es durch eine Prunklust sondergleichen bekundete, dachte sich die Lösung der burgundischen Zukunftsfrage in einer Erneuerung des Reiches Lothars, dem auch die Lande von Cleve, Jülich und Berg als Lehen unterstehen sollten. Den kaiserlichen Kanzler Kaspar Schlick gewann er in ganz geheimen Verhandlungen, doch der deutsche König wollte nur ein Königtum Brabant zugestehen, ein abhängiges Königreich, wie es Böhmen war. Der stolze Burgunder mußte sich vertrösten, aber auch aus der verwandtschaftlichen Verbindung, die Friedrich erhofft hatte, wurde nichts.[1]

Der außerordentlich kluge Herzog Philipp hatte den Schwerpunkt seiner Gewalt nach dem Norden verlegt, den Provinzen aber ihre Selbständigkeit belassen und ihnen damit die Fremdherrschaft erträglich gemacht. Der Begründer der belgischen Idee blieb dabei ein Welscher, er duldete die flämische Sprache nicht in seiner Nähe, wie überhaupt das burgundische Regiment die Stellung der französischen Sprache als der höheren auch in den deutschen Gebieten verstärkte.

Karl der Kühne, oder besser der Verwegene, nahm den Plan seines Vaters wieder auf. Er wollte in seinem unbegrenzten Ehrgeiz König werden, und dafür hoffte er den deutschen Kaiser zu gewinnen, indem dessen Sohn Maximilian sein einziges Kind, die burgundische Erbtochter Maria zur Gemahlin erhalten sollte. Er rechnete damit, nach des Kaisers Tode selbst Kaiser zu werden, dann sollte Maximilian ihm in Burgund wie im Kaiserreiche folgen. Der Sohn eines Philipp träumte davon, ein zweiter Alexander zu werden. Er wollte ein burgundisches Imperium, wie es das spanisch-habsburgische wurde. Friedrich entzog sich aber der Entscheidung. Jener andere Plan aber gelang für den Augenblick, der Herr der österreichischen Vorlande, Herzog Siegmund, verpfändete an Burgund Oberelsaß und Breisgau, und eine Zeitlang erdrückte der Burgunder auch den Herzog von Lothringen. Karl der Kühne war als

[1] Vgl. über dieses Projekt Hufnagel, Kaspar Schlick als Kanzler Friedrichs III. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, Ergänzungsband 8, S. 426—447.

Digitized by Google

echter Vorläufer seiner Nachkommen bereits das Haupt der antifranzösischen Partei des Abendlandes, aber die Einheitlichkeit im Handeln fehlte und militärisch fast isoliert bestand er seine Kriege. Er erlag der Kraft des eidgenössischen Fußvolkes, an dem sein burgundisches Reiterheer dreimal zerschellte; gegen seinen Landvogt in Breisach, Peter von Hagenbach, erhoben sich die Bürger, die im Gegensatz zur Eidgenossenschaft benannte „niedere Vereinigung", Straßburg an der Spitze, und der Herzog von Lothringen kämpften wider ihn. Zeitweise tat es auch sein klügster und grimmigster Gegner, König Ludwig XI. von Frankreich, das Vorbild macchiavellistischer Staatskunst, den wir als Dauphin schon kennen gelernt haben! Karl ward besiegt, weil er starrköpfig an dem im Zorn gefaßten Entschlusse festhielt, weil er ungeduldig die Dinge nicht ausreifen ließ, weil bei ihm die Leidenschaft stärker war als die Politik, weil er dem Geschicke nicht auswich, sondern ihm eine eherne Stirn entgegensetzte, weil er an den veralteten Gebräuchen ritterlicher Kriegführung festhielt, sich für einen Feldherrn hielt, was er nicht war, und weil er in maßlosem Selbstvertrauen keinen Rat hören wollte.[1]

Der kühne Traum der Herzöge war vergangen. Das Reich Burgund war nur so lange lebensfähig gewesen, als es Frankreich beherrschte und sich auf England und Deutschland stützen konnte. Isoliert, wie es unter Karl dem Kühnen war, hatte Burgund nicht Kraft genug, um einen Zweifrontenkrieg auszuhalten. Er unterschätzte seine Gegner, die Eidgenossen, und das zerrissene Deutschland, von dem doch der große Historiker Commynes sagte: „Allemagnes, chose si grande et si puissante qu'il est presque increable." So sehr der Besitz zu einer kühnen Politik den Anreiz gab, so wenig war die Grundlage stark genug. So kam es zu der wirren Romantik und zu ihrem Zusammenbruche.

Für die Stimmung am Oberrhein in den Tagen der Burgunderkriege liefert einen wertvollen Beitrag die erst neuerdings mehr beachtete, von nationalen Gefühlen erfüllte, 1477 in Straßburg erschienene Druckschrift: Nicolai de preliis et occasu ducis Burgundie historia. Ihr Verfasser geht dem antiquarischen Unfuge im Gebrauche des Wortes Gallia zu Leibe: „Nicht möge der Leser sich daran stoßen, wenn ich in der Benennung der Länder und

[1] Zur Charakteristik Karls vgl. vor allem Dürr, Karl der Kühne und der Ursprung des habsburgisch-spanischen Imperiums, in der Historischen Zeitschrift Bd. 113 (1914).

Digitized by Google

Völker von den alten Geschichtschreibern abweiche; denn es ist besser, bei der Gewohnheit unserer Zeit zu verbleiben. Wenn du die Kommentarien des Julius Cäsar einsiehst, wirst du dich überzeugen, daß das, was jenseits des Rheines liegt, Gallia genannt wird. Nicht so die Schweizer; du wirst sie vielleicht Helvetier nennen; aber jene ganze Menge der Eidgenossen bekennt sich nicht als Gallier, sondern als Alemannen."[1] Er sieht in dem Kriege zwischen Karl dem Kühnen und den Verbündeten einen Kampf zwischen Galli und Germani, zwischen welsch und deutsch.[2] Das gehobene Empfinden über den Sieg der Deutschen kommt an manchen Stellen zum Ausdruck, und der Burgunder gilt als der Vertreter des französischen Volkes.[3] Wenn der Verfasser der aus Breisach stammende Baseler Weihbischof Nikolaus Friesen sein sollte, so hat doch ein Straßburger Buchdrucker die patriotische Schrift verlegt.[4]

Doch fast der ganze Bestand des burgundischen Reiches ging durch die Hand der Erbtochter Maria, die an dem Verlöbnis mit dem Kaisersohne festhielt, an den Erben Maximilian über; Pikardie, Boulogne, Artois, Charolais und das Herzogtum Burgund kamen nach Karls Tode an Frankreich, für kurze Zeit auch die Freigrafschaft, fast überall unter heftigem Widerstande. Philipp der Schöne, dieser glückliche Erbsohn, heiratete wiederum eine Erbtochter, der die beiden spanischen Reiche zufielen. Man muß billig sein und anerkennen, daß schon durch die an die Habsburger gefallene burgundische Erbschaft eine Lage entstand, welche die französischen Könige nicht ertragen konnten; denn Stücke des alten regnum Franciae kamen nun in die Hand der Habsburger, die dauernd die deutsche Kaiserkrone behaupteten. Als dann noch Spanien habsburgisch wurde, war der dauernde, nur selten durch Bündnisse unterbrochene Kampf zwischen den Häusern Valois und Habsburg natürlich; und er war rechtlich begründet, solange noch ein Lehennexus zwischen burgundischen Landen und der Krone Frankreich bestand. Der Friede von Madrid 1526 und der Damenfriede von Cambrai von

[1] Nicolai de preliis ... historia edita, conversa et notis illustrata edente Rudolpho Luginbuehl, 1911.

[2] Luginbühl a. a. O. S. 81.

[3] Dürr in Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 11, 399.

[4] Dürr a. a. O. 415—419.

Digitized by Google

1529 brachten den Verzicht Frankreichs auf die Lehenshoheit über Flandern und Artois. Die Grenze des Deutschen Reiches umfaßte nun zum ersten Male tatsächlich, seit 1548 auch rechtlich das germanische Flandern. Die burgundischen Lande waren ein Anhängsel einer Weltmacht geworden. Der burgundisch-französische Gegensatz beherrschte auch Deutschland, solange Habsburger die Kaiserkrone trugen.

Inzwischen benutzte Ludwig XI., vor allem nach dem Tode Karls des Kühnen, die Gunst der Umstände, um die französische Macht nach Südosten auf dem Boden des Reiches Arelat auszudehnen, wo sie allerdings an den savoyischen, burgundischen und schweizerischen Gebieten einen Damm finden sollte.

Er hätte gern sein Königreich auch auf Kosten Deutschlands ausgedehnt; auch seiner Seele leuchtete als Ziel die Rheingrenze; der skrupellose Frömmling kümmerte sich im Innern nicht um die Rechte der andern. Die von Lyon bezeugen seine Gesinnung: „Car le roy a voulu et veult toujours soubtenir et maintenir que le royaume s'extend d'une part jusques es Alpes, où est enclos le pays de Savoye, et jusques au Rhin, où est encloz le pays de Bourgogne."[1] Schon unter ihm war die Tendenz der französischen Politik vorhanden, in Karl dem Kühnen und Ludwig XI. waren die Gegensätze der Zukunft verkörpert. So ist auch jene Huldigung gegenüber Karl dem Großen, die oben erwähnt ist, sicher aus politischen Motiven entsprungen.

Babelon geht noch weiter. Nach ihm hat der König Karl den Großen auch zum Patron der Pariser Universität gemacht und die Feier seines Festes für ganz Frankreich angeordnet.[2] Das erstere ist ein Irrtum Babelons. Wenn man die von ihm angeführte Quelle, Bulaeus, Historia Universitatis Parisiensis, Band 4, S. 344, nachschlägt, findet man den Befehl an die Pariser, das Fest des hl. Karl zu feiern. Blättert man aber weiter, so entdeckt man, daß allerdings Karl der Große Patron war, aber nicht der Gesamtuniversität, sondern — der natio Alemanniae! Und das war schon längst der Fall. Die Deutschen bildeten mit den Engländern, den Germanen des Nordens und den Slawen des Ostens die „englische" oder, wie sie seit dem 15. Jahrhundert genannt wurde,

[1] Sée, Henri, Louis XI et les villes, Paris 1891, S. 25, nach Guige, Bibliothèque historique du Lyonnais (1888), 445 f.

[2] A. a. O. 2, 219.

Digitized by Google

die deutsche Nation.[1] Karl der Große, der angebliche Gründer der Universität, war ihr Patron neben dem englischen Könige Edmund dem Märtyrer. Die Deutschen hatten also in Paris schon auf den großen Kaiser Beschlag gelegt.

Für Deutschland war es ein Glück, daß der Mannesstamm der Burgunder ausstarb. „Römische Jurisprudenz, französische Staatssprache, ein mehr als königlicher Luxus des herzoglichen Hofes hätten allmählich auch die echt germanische Eigenart der nördlichen Provinzen überwältigen und auflösen müssen."[2]

Den Verlauf der Kämpfe um die burgundischen Lande auseinanderzusetzen, ist nicht unsere Aufgabe, wir haben sie nur gelegentlich zu streifen. Ebensowenig ist das Wachstum des niederländischen Besitzes und der Abfall der nördlichen Provinzen von spanischer Herrschaft und dem Deutschen Reiche zu verfolgen.

Der Sohn Ludwigs XI., Karl VIII., verließ die Bahnen seines Vaters und begann den Kampf um die Vorherrschaft in Italien, den auch Franz I. fortsetzte. Er berührt unser Thema nicht.

Ich übergehe auch die Bewerbung König Franz' I. um die deutsche Kaiserkrone (1519), die näher an das Ziel gelangte als alle früheren, und seine Bemühungen, dem Protestantismus in Deutschland zu helfen, den er für Frankreich ablehnte. Vorwiegend suchte er die Entscheidung gegen Karl V. doch in Italien. Auf französische Autoren und ihr geschichtliches Verständnis wirft es ein betrübendes Licht, wenn Babelon sagt, daß die religiöse Reform für die deutschen Massen eine Reaktion des germanischen Wotansglaubens gegen den Romanismus gewesen sei.[3] Und was für ein Unsinn ist es, wenn derselbe Verfasser die Sätze niederschreibt: „Das Luthertum hat seinen Herd in Norddeutschland, er stützt sich auf den Wotanismus der germanischen Wälder. Da das rheinische Volk ihm widerstand und in seiner gewaltigen Mehrheit katholisch blieb, zeigte es unbewußt den Wesensunterschied seiner Geistesverfassung von derjenigen der Deutschen jenseits des Rheines. Der Graben des Rheins ist da, immer ist er da."[4] Ob Luther wohl etwas von

[1] Budinsky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter (1876), S. 32 f. und 46.

[2] von Bezold in Staat und Gesellschaft der neueren Zeit in Kultur der Gegenwart, Teil 2, Abteilung 5, 1, 54.

[3] Babelon a. a. O. 2, 243.

[4] Babelon a. a. O. 2, 246.

Digitized by Google

Wotan wußte? In seinen sämtlichen Werken kommt der Name Wotans oder Odins überhaupt nicht vor.

In Straßburg hatte der Versuch des Dauphins, 1444 die Reichsstadt wegzunehmen, fast 60 Jahre später (1501 und 1502) ein literarisches Nachspiel. Der Humanist Jakob Wimpfeling knüpfte an seine Äußerung an, daß er die Rechte des Hauses von Frankreich wahrzunehmen habe, die sich bis an den Rhein erstreckten. Diese auf historischer Unkenntnis beruhende Meinung finde auch in Straßburg Glauben. Er beschuldigte gar die von der Stadt an die französischen Könige geschickten Gesandten, sie seien semigalli, Halbfranzosen, und sie seien Frankreich geneigt. Im Grundgedanken hatte Wimpfeling recht, wenn er die auf antiquarische Falschschlüsse fußende rechtliche Meinung bekämpfte, aber er hatte die tatsächliche Stimmung übertrieben, unbegründete Vorwürfe gemacht, und einzelne seiner geschichtlichen Beweise sind angreifbar. Da fand er in dem streitlustigen Murner einen Widerpart, der nach der andern Seite über das Ziel hinausschoß. Er widersprach den Anschuldigungen von französischer Zuneigung, verfocht aber den antiquarischen Unfug, den Begriff „Gallien" in die späteren Zeiten zu übertragen und ähnliche Torheiten. Auch er war gegen eine Rückforderung seitens der Franzosen und betonte den deutschen Charakter der Stadt.[1]

Nicht Wimpfelings und Murners Treue gegenüber dem Deutschtum ihrer Vaterstadt, die der gemeinsame Boden beider ist, sondern Wimpfelings übertreibende Anklage und Murners antiquarischer Nonsens ist das, was die neueren Franzosenfreunde und Renegaten des Deutschtums erfreut.[2] Hätte Wimpfeling recht gehabt, so würden andere Zeugnisse von Gewicht für französische Sympathien in Straßburg vorhanden sein, aber umsonst hat man nach ihnen gefahndet. Straßburg war noch lange eine treudeutsche Stadt.

---

[1] Vgl. neuerdings Knepper, Jakob Wimpfeling (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Gesch. des deutschen Volkes, 3. Bd., Heft 2—4), S. 136—140, 148—153, und v. Liebenau, Thomas Murner (ebenda, Bd. 9, Heft 4 und 5), S. 24—28.

[2] Flach, Affinités. 107—118. Coubé 59. Reuß 65.

Digitized by Google

X.

Die Wegnahme von Metz, Toul und Verdun.

1552.

Lage Lothringens. — König Heinrich II. und die deutsche Fürstenverschwörung. — Schwierigkeiten. — Vertrag von Chambord. — Wahre und angebliche Teilnehmer. — Straßburg. — Die Memoiren Vieillevilles ein Roman. — Die drei Städte, nicht die Bistümer. — Französischer Überfall trotz Zusicherung der Neutralität. — Toul. — List und Verrat bei der Einnahme von Metz. — Verdun. — Zug ins Elsaß. — Haltung Straßburgs. — Karl V. vor Metz. — Ausdehnung der französischen Gewalt auf die Bistümer.

Frankreich war seit dem Anfalle der burgundischen Erbschaft an die Habsburger im Norden und Osten, von der Nordsee bis zu der savoyischen Landschaft Bresse an der Saône von habsburgischen Gebieten im Bogen umschlossen. Darin gab es noch immer die Lücke, die das Herzogtum Lothringen und die zwischen seinen Bestandteilen liegenden Gebiete der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun ausfüllten. Das Haus Lothringen befand sich rechtlich in derselben Lage wie einst die Burgundischen Herzöge; in langsamer Entwicklung hatten sie für einzelne Gebiete die Lehnsabhängigkeit von Frankreich anerkennen müssen.

Nach dem alten politischen Gesetze, daß der locus minoris resistentiae die besten Erfolge verspreche, hatte Frankreich hier bei seinem Ausdehnungsdrange, dem keinerlei Recht zur Seite stand, die ersten großen Erfolge. Im Jahre 1552 gelang König Heinrich II. die Wegnahme der drei Reichsstädte Metz, Toul und Verdun.

Die französische Darstellung, welche jetzt wohl am meisten gelesen wird, ist die von Lemonnier in der Histoire de France von Lavisse; während des Krieges haben auf Grund dieser und anderer französischer Bücher deren Meinung an die breitere Öffentlichkeit gebracht und ihre Fehler und Entstellungen noch vergröbert Babelon, Driault u. a. Die deutsche Literatur heranzuziehen, ist den Herren Franzosen nicht in den Sinn gekommen.[1]

[1] Wie aus dem folgenden sich ergeben wird.

Digitized by Google

Als König Heinrich II. (1547—1559), des Kampfes mit England ledig, die antihabsburgische Politik seines Vaters wieder aufnehmen konnte, bot sich ihm in der deutschen Fürstenverschwörung eine Bundesgenossenschaft, wie sie bis dahin noch keinem Lilienkönige zur Verfügung gestanden hatte. Die deutschen Fürsten hatten zwei starke Tendenzen, die durch die Macht Karls V. bedroht schienen. Die eine erfüllte sie fast alle: die Eifersucht des Landesfürsten gegenüber dem Reichsoberhaupte oder, wie man das schöne Wort Freiheit mißbrauchend schrieb, die Forderung der Libertät der Deutschen. Der Landesherr wollte seine Unabhängigkeit steigern, mindestens die kaiserliche Gewalt keine Fortschritte machen lassen. Diese Tendenz hatte schon vorher manchmal einige Fürsten veranlaßt, sich an Frankreich anzulehnen. Jetzt, wo spanische Truppen im Reiche standen und die Erbfolge des Spaniers auch auf deutschem Boden in Aussicht stand, war die Bedrohung der Libertät leichter glaubhaft zu machen. Die zweite Tendenz bewegte nur die protestantischen Fürsten: das Streben, die Lehre der Reformation im ganzen Reiche oder doch in möglichst weitem Umfange durchzusetzen, mindestens ihren Besitzstand zu verteidigen, was sich damals gegen den katholischen Karl V. richtete, zugleich immer am stärksten in der Gefährdung der katholischen Reichsbistümer und Reichsklöster hervortrat. Diese Tendenz konnte in Frankreich so lange keinen Beifall finden, als der Hof eine katholische Politik trieb; noch war das der Fall.

Es ergab sich aus dem gemeinsamen Gegensatze gegen das Haus Habsburg die Verbindung protestantischer Fürsten mit der katholischen Krone Frankreich, die aber nicht ohne Lohn ihre Waffen verwenden wollte, vielmehr die alte, nie eingeschlafene Begierde nach Erwerbung von Stücken deutschen Reichsgebietes nun befriedigen wollte.

Das Bündnis zwischen der deutschen Fürstenverschwörung und der Krone Frankreich war damals nur möglich, indem die Verschworenen von der Absicht, die deutschen kirchlichen Fürstentümer zu säkularisieren, zurücktraten. Der endgültige Vertrag von Chambord war etwas anders, als ihn sich einige seiner Urheber ursprünglich gedacht hatten: der eifrige Protestant Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin hatte schon vorher sich abgewendet, weil er nur defensiv vorgehen wollte, und sein Vetter, der skrupellose Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, hatte

Digitized by Google

keinen Freibrief für seine Begehrlichkeiten erhalten, obwohl er der persönliche Träger der entscheidenden Verhandlungen war. Der Vertrag entsprach dem Geiste des Kurfürsten Moritz von Sachsen, der, wesentlich von weltlichen Gründen getrieben, den Kaiser Karl V., seinen Gönner von früher, durch diese Verschwörung zum Religionsfrieden und zum Verzicht auf die meisten seiner kaiserlichen Pläne zwang. Die Weltlage hatte sich so zu Ungunsten Kaiser Karls V. verschoben, daß ein großes, zielbewußtes Kesseltreiben gegen ihn veranstaltet werden konnte. Meisterlich verstand es der neue Kurfürst von Sachsen, Moritz, sich zum Führer all der verschiedenen Kräfte und Parteien emporzuschwingen.[1]

Im März 1551 beschlossen vier deutsche Fürsten zu Torgau, die Hilfe von Frankreich und England nachzusuchen, im Oktober kam es zu Lochau unter den Verschworenen, von denen Hans von Küstrin, wie gesagt, jedoch sofort ausschied, zum Beschlusse, mit König Heinrich II. von Frankreich ein Angriffsbündnis zu schließen. Die bisherigen Verhandlungen mit den protestantischen Fürsten, die hauptsächlich durch den in Verkleidung reisenden Bischof von Bayonne du Fraisse geführt worden waren, hatten erreicht, daß der Gedanke der Säkularisation von diesen zurückgestellt wurde, doch war der französische Hof durchaus noch nicht gewonnen. So erboten sich denn die Fürsten zu erheblichen Konzessionen: „Es wirdet vor guet erachtet, das die Konigliche Majestet zu Frankreich ufs aller förderlichst die stett, so zum reich von alters gehöret und nit Teutscher sprach sein, als nemlich Chamerich, Toll in Lothringen, Metz, Verdun und was derselben mehr weren, ane verzug inneme, und die als ein vicarius des heiligen reichs — zu welchem titel wir sein Kon. M. zukünftig zu befordern gneigt sein — inhabe und behalte; doch fürbehalten dem heiligen reich sein gerechtigkeit, so es auf denselben stetten hat, damit die also wider aus des gegentheils handen gepracht." Der König wird weiter gebeten, auch in den Niederlanden dem Kaiser ein Feuer aufzuzünden. Die verschworenen Fürsten sagen, der christlichste König handle in diesem Werke bei uns Deutschen nicht allein wie ein Freund, sondern wie ein treuer Vater, deshalb erbieten sie sich, zeitlebens des Königs eingedenk zu sein, ihm zum Erwerbe seiner erblichen Possession (Franche Comté, Flandern und Artois) zu befördern, auch bei der

[1] Hartung, Karl V. und die deutschen Reichsstände von 1546 bis 1555, 1910, S. 66.

Digitized by Google

Kaiserwahl niemand zu wählen, der dem Könige nicht genehm sei, und unter Umständen ihn selbst zu dieser Würde befördern zu helfen.

Markgraf Albrecht Alcibiades erhielt den unterfertigten Vertrag, in dem nur die Höhe der französischen Subsidien noch einzutragen war; aber erst nach der Heimkehr des Bischofs von Bayonne, der es erreicht hatte, daß die deutschen geistlichen Fürsten gesichert waren, war der Heerführer Montmorency dem Unternehmen mehr geneigt geworden, und am 15. Januar setzte zu Chambord der König den Namen unter den Vertrag und beschwor ihn.[1]

Der Vertrag von Chambord war von französischer Seite die Wendung zur Ausdehnung nach dem Osten auf Kosten des Reiches, nicht nur mehr auf Kosten des habsburgischen Besitzers der burgundischen Erbschaft, auf deutscher Seite verrieten deutsche Fürsten ihr Vaterland im Hasse wider den Kaiser. Eines der übelsten Aktenstücke der deutschen Geschichte! Doch es trägt nur die Unterschriften von zwei Fürsten: die des Kurfürsten Moritz von Sachsen und des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Nach den Eingangsworten waren auch gebunden Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg und der dreizehnjährige Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, für den Kurfürst Moritz handelte. Markgraf Albrecht leistete trotz der geringen Zahl der Verschworenen gleichwohl zu Chambord den Eid auf den Vertrag: „von deutscher Nation wegen!"[2] Nur ein Mann von so weitem Gewissen, wie dieser politische Abenteurer, konnte so etwas tun.

Das sind alle Paktanten! Kein anderer Fürst als der damals länderlose Pfalzgraf Ottheinrich hat sich ihnen angeschlossen. Mit großer Verwunderung liest man daher bei Lemonnier: nach Chambord seien gekommen Gesandte von Sachsen, Mecklenburg, Beauftragte von Straßburg und Nürnberg sowie einiger andern Städte.[3] Babelon hebt natürlich die Straßburger hervor, Driault die Vertreter der Hohenzollern, obwohl von dem Haupte der Familie, dem Kurfürsten, seinem Bruder Hans von Küstrin und dem Herzoge

[1] Abgedruckt bei von Druffel, Briefe und Akten z. Gesch. des 16. Jahrhunderts, 3, Nr. 902 (1882).

[2] Die beiderseitigen Eide bezeugt der in Reichsacht befindliche Hauptförderer des Plans am französischen Hofe, Schertlin von Burtenbach, der an den Verhandlungen teilnahm, in seiner Lebensbeschreibung (Frankfurt 1777) 1, 195.

[3] Histoire de France 5, 2, 146.

Digitized by Google

Albrecht in Preußen allbekannt ist, daß sie nicht Teilhaber der Verschwörung von Lochau-Chambord waren.[1]

Straßburg hatte sowenig wie Nürnberg Anteil an diesen Verhandlungen. Durch die Untersuchungen Alkuin Holländers ist längst die Politik Straßburgs festgestellt.[2] Sie dachte an Neutralität, aber jeder weitere Schritt war ihr durchaus fremd, und am allerwenigsten hat Straßburg den französischen König gerufen. Furcht vor ihm und seiner Macht war vorhanden und begreiflich, aber kein Schatten von Zuneigung zu ihm. Obwohl Holländer längst gezeigt hat, daß Spach einst vielleicht ein Irrtum unterlaufen ist — er machte aus dem Schulmanne Johannes Sturm, der sich auf eigene Faust nach Frankreich begeben hatte und allerdings Heinrich II. die Kaiserkrone verschaffen wollte, den Stettmeister und Staatsmann Jakob Sturm, der die Politik der Stadt leitete und alles daran setzte, um seine geliebte Vaterstadt vor einem Überfalle zu sichern und sie „zu einer starken Vormauer des ganzen Rheinstromes zu machen" —, wuchert die alte Legende weiter.

„Die Vorgänge des Jahres 1552 bilden ein Ehrenzeugnis für die Gesinnungen, die Rat und Bürgerschaft Straßburgs im 16. Jahrhundert beseelten. Nicht allein im Gefühle ihrer reichsständischen Selbständigkeit, sondern auch mit klarem Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit hatten sie durch kluges und gleichzeitig kraftvolles Verhalten den Plan Heinrichs II., Straßburg ebenso wie Metz Frankreich einzuverleiben, vereitelt."[3] In einer Bittschrift an den Kaiser vom 21. Mai steht zu lesen: „Daran würden ir. Kay. Mt ir selbs, auch der Königlichen Majestät und dem hl. reich ein heilsamlich gut werk thun, diese stadt vor endlichem abgang verbieten und sye zu dester einer starken vormauer des ganzen Rheinstroms machen, darzu frembde potentaten von solchen gewaltigen uberzugen treffenlich abschrecken und den ganzen Reinstrom dardurch höchlich befriedigen. Dargegen weren wir auch begierlich bereit, unser gut

[1] Die Angaben des Marquis de Monstiers-Mérinville in seinem Buche Jean des Monstiers Seigneur du Fraisse Évêque de Bayonne (Limoges 1895), S. 14, entsprechen ebensowenig den Tatsachen. Leider springt der dort mitgeteilte Briefwechsel von 1545 gleich auf 1554.

[2] Straßburg im französischen Kriege 1552 (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde Elsaß-Lothringens, Heft 6, 1888). Vgl. dazu Heft 16 und zwei Abhandlungen in der Zeitschrift f. die Gesch. d. Oberrheins, N. F., 8 und 9.

[3] Holländer a. a. O. S. 59.

Digitized by Google

und blut zu bewarung und rettung diſer ſtadt darzu zu ſtrecken und dieſelbe unſers ußerſten vermögens bey irer Majeſtät und dem heil. reich auch allen iren herbegrachten liberteten vermittels göttlicher genaden zu retten und zu erhalten und es darzu in ander weg gegen irer Kayſerlichen Majeſtät in allerunterthenigſtem verdienen."[1]

Was ſoll man dazu ſagen, daß ein Forſcher wie Lemonnier einfach an den grundlegenden deutſchen Werken vorübergeht?

Und nun vollends Nürnberg! Ein kritiſcher Kopf, der eine Ahnung von deutſchen Dingen hat, hätte doch Zweifel haben müſſen. Die Quelle, auf die die Erwähnung Nürnbergs zurückgeht, ſind die Memoiren des Marſchalls de Vieilleville, des ſpäteren Gouverneurs von Metz (Buch 4, Kap. 3). Da erſcheinen als Abgeſandte zwei der erſten Räte der kaiſerlichen Kammer zu Speier und die Bürgermeiſter von Straßburg und Nürnberg. Ja, wäre das wahr, ſo erſchiene das deutſche Angebot in einem günſtigeren Lichte! Aber es iſt eine glatte Erfindung.

Babelon ſchenkt den Memoiren Vieillevilles auch ſonſt Glauben, er erzählt den angeblichen Erinnerungen des Sekretärs des Marſchalls, Carloix, es nach, wie der ſpätere Marſchall den König für das Unternehmen gewann und welche Begeiſterung das Unternehmen losgelöſt habe: „Die meiſten Werkſtätten aller Handwerker blieben leer, ſo groß war der Eifer bei allen Arten von Leuten, dieſe Reiſe mitzumachen und den Rhein zu ſehen!"

Wenn Lemonnier und Babelon ſich etwas ruhig die diplomatiſchen Akten der Deutſchen angeſehen hätten oder auch nur den Vertrag von Chambord, ſo hätten ſie zu dem Ergebnis kommen müſſen, das ſchon im Jahre 1778 Garnier feſtgeſtellt hat, daß die wirklichen Tatſachen den Bericht der Carloixſchen Memoiren über dieſe Verhandlungen ausſchließen. Auch dürfte den Franzoſen es näher als einem Deutſchen liegen, zu wiſſen, daß der Abbé Marchand, Profeſſor an den katholiſchen Fakultäten in Angers, ſchon 1893 nachgewieſen hat, daß gar nicht der Sekretär des Marſchalls ſeine Lebenserinnerungen niedergeſchrieben hat, ſondern weit ſpäter ein Schloßkaplan der Familie ſie in gloriam familiae aufzeichnete. Es iſt der Wert dieſer mit Irrtümern geſpickten Memoiren ſo gering, daß Marchand ſein Endurteil mit den Worten abgibt: „Es iſt ohne Zweifel beſſer, die Erinnerungen Vieillevilles völlig

[1] Holländer a. a. O. S. 60.

Digitized by Google

zu verwerfen oder sich ihrer wie eines Romanes zu bedienen, in dem man ein Sittengemälde einer Zeit findet, das für die Tatsachen und die Urteile aber keine Gewähr bietet."[1]

Babelon benutzt Lemonnier. Dieser redet ganz korrekt von den Städten Cambrai, Metz, Toul und Verdun, wie es im Vertrage von Chambord heißt, Babelon aber redet von den vier Bistümern.[2]

Von den Franzosen wirft niemand die Frage auf: Hatten denn die Verschworenen auch nur einen Schatten von Recht auf eine derartige Abtretung und hatten sie den ernsten Willen gegenüber dem neuen Reichsvikar, das Recht des Reiches aufrechtzuerhalten? Irgendein Recht, einen reichsunmittelbaren Stand abzutreten, hatte keiner der Fürsten und auch ihre Vereinigung nicht, dazu wären höchstens der Kaiser und der Reichstag zusammen berufen gewesen.

Doch den Verschworenen lag sehr wenig am Reiche, sie hatten kein positives Ziel einer Reichsreform, sie wußten nur die Negative, die Schädigung der damaligen kaiserlichen Macht, sie handelten nicht im Interesse des Reiches, sondern für die Sicherung der fürstlichen Libertät. Auch die Religion war den meisten von ihnen gleichgültig, stärker war ihr Blick auf das Kirchengut gerichtet, und deshalb trennte sich ja, da Frankreich die Säkularisation nicht zulassen wollte, Albrecht Alcibiades bald von den Verschworenen.

Die Fürsten waren am stärksten durch ihren Eigennutz getrieben, der überwucherte nicht nur jede Rücksicht auf den Kaiser, sondern ließ sie unschuldige Glieder des Reiches an einen ausländischen Fürsten opfern!

Einer wirklichen Reformpartei würde man eher einen solchen Schritt verzeihen, einer Gruppe solcher Egoisten steht nur der schwache Grund zur Seite, daß sie so tatsächlich ihrem evangelischen Glauben wesentlichen Nutzen schufen. Eine der schwersten Krisen der deutschen Geschichte bezahlte das Deutsche Reich mit dem Verluste dreier lothringischer Bischofstädte, denen die Bistümer bald folgten.

Der Angriff auf die drei Städte stand bevor, den der Kaiser noch immer gegen Italien gerichtet glaubte. „Aber es bot sich

[1] Ch. Marchand, Le Maréchal François de Scépeaux de Vieilleville et ses Mémoires. Paris 1893. S. 47.

[2] A. a. O. 2, 236.

Digitized by Google

noch ein Mittel — für die lothringischen Lande — den Sturm abzulenken. Es war dasselbe, das man in den früheren Kriegen angewendet hatte, Lothringen und die drei Bistümer zu neutralisieren. Zunächst schienen sich Heinrich II. und Karl V. darin zu verstehen, wie im Einverständnis bewilligten sie den Grenzlanden eine Reihe von Neutralitätserklärungen, von denen insbesondere das Verdunois Nutzen zog. Besorgt gemacht durch die Kriegsgerüchte, welche um sie herum ertönten, wendeten sich die Bürger von Verdun direkt an Heinrich II. um Erneuerung des Salvaguardiavertrages, den die Stadt mit seinen Vorgängern abgeschlossen hatte."[1] Im September 1551 gab der König die gewünschte Urkunde, nur fehlte entgegen dem Briefe von 1549 die Formel betreffend die Rechte des Reiches. Auch der Bischof, der in seinem Herzen den Franzosen geneigt war, erhielt wie das Domkapitel die gewünschte Neutralitätsurkunde, nur müsse Karl V. ebenso handeln. Auch dieser erließ eine Menge von Neutralitätsurkunden.

So rüsteten sich die Städte weniger, als es sonst wohl geschehen wäre. Doch diese Neutralitätsurkunden waren vom französischen Könige ausgestellt, um zerrissen zu werden.

In Toul und Metz standen an der Spitze derjenigen, die dem französischen Könige nachgeben wollten, die Bischöfe, und an sie wandte sich der Kardinal von Lothringen. Die deutschen Fürsten wollten den Vorteil ihres Glaubens wahren, sie schädigten ihre Glaubensgenossen in diesen Gebieten. Und der Kardinal ging dem französischen Heere vorauf, in dem der leidenschaftliche Protestant der Rheingraf und Schärtlin ein starkes Korps von 7000 bis 8000 Deutschen befehligten, und protestantische deutsche Bankiers lieferten dem französischen Könige das Geld.[2] Heinrich II. erließ in deutscher Sprache ein Manifest an die Deutschen, in dem er sich als den Erretter der deutschen Freiheit ausgab. „Wir wöllen nur männiglich hiermit kundt thun, welches wir mit Gott dem Allmächtigen bezeugen, auch bey unsern Königlichen wahren Worten sagen und bekräfftigen, daß wir aus diesem müheseligen, schweren und gefährlichen Vorhaben, großen Unkosten, auch Sorge und Gefahr unserer eigenen Person keinen andern Nutz oder Gewinn

[1] Aimond, Les relations de la France et du Verdunois de 1270 à 1552. Paris 1910. 413.

[2] Die Liste bei Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger, 2, 99 Anm. Sie streckten eine halbe Million écus vor.

Digitized by Google

ſuchen noch verhoffen dann, daß wir aus freyem Königlichen Gemüth die Freyheit der Deutſchen Nation und des heiligen Reiches zu fördern gedenken unnd daß wir hierdurch einen unſterblichen Namen, wie hie vor Zeiten Flaminio in Graecia beſchehen, in effectu zu erlangen gedenken." Er beſtritt jede Abſicht auf Erwerbungen. „Sondern es ſol männiglich bey ſeiner habenden Gerechtigkeit Ehren Güter und Freyheiten, welche wir wieder zu erretten unnd zu recuperiren dieſen Krieg vorgenommen haben, unverletzt bleiben."[1] Ein verlogenes Aktenſtück!

Die Stadt Toul und ihr Biſchof öffneten die Pforten, am 12. April hielt der König ſeinen Einzug. Die Eidesformel iſt nicht erhalten, aber ſie ſcheint einen Vorbehalt der Reichsrechte enthalten zu haben.[2] In Nancy, dem Sitze der Regierung des Herzogtums Lothringen, nahmen die Franzoſen der Nichte des Kaiſers Chriſtine von Dänemark die Gewalt und übergaben die Vormundſchaft franzöſiſchen Parteigängern.

Leider fehlt eine neuere Unterſuchung über die Einnahme von Metz. Aber die Grundtatſachen ſtehen feſt. In Metz konnte der König auf geheime Beihilfe rechnen. Sowohl der Laienverwalter des Bistums, der Kardinal Karl von Lothringen, wie der Biſchof, Kardinal Robert von Lenoncourt, ſtanden auf der franzöſiſchen Seite und taten alles, was in ihren Kräften lag, das Unternehmen des Königs zu fördern. Doch über die Reichsſtadt hatten ſie keine Gewalt. Unter den Patriziern waren Robert und Kaſpar von Heu zu gewinnen, Dex, der Schöffenmeiſter Gournay und andere ſchloſſen ſich an,[3] doch die Bürgerſchaft wollte von einem Abfalle vom Reiche oder auch nur von der Öffnung der Stadt nichts wiſſen. Man beſchloß, die Freiheit der Stadt aufs äußerſte zu verteidigen. Die notwendigen Schritte wurden getan. Aber von den Verſchworenen begaben ſich einige hinaus zum Connetable von Montmorency, mit einem Fähnlein, ſagten ſie, würde er eingelaſſen werden. Das Tor Serpenoiſe war halb geöffnet, es gelang dem

[1] Hortleder, Handlungen und Ausſchreiben von Rechtmäßigkeit, Anfang, Fort- und Ausgang des deutſchen Krieges ... wider die Schmalkaldiſchen Bundesverwandten, Gotha 1645, S. 1293.

[2] Thiéry, Histoire de la ville de Toul, 2, 101, Anm. 1.

[3] Dieſe und andere Namen der Verſchworenen nennt die Chronik bei Huguenin, Les chroniques de la ville de Metz (1838), 867. Die Erinnerungen des Marſchalls de Saulx, Seigneur de Tavannes, der die Abſicht der Stadt, ſich zu verteidigen, beſtätigt (ebenda), ſind jüngeren Urſprungs.

Digitized by Google

Connetable, mit einem ausgesuchten und verstärkten Fähnlein, das er sofort zurückzuschicken versprach, in die Stadt eingelassen zu werden. Und damit war es um die Stadt geschehen. Die Moral verhüllt sich angesichts der Betrachtung eines Wortbruches des Königs wie seines Generales bei der Einnahme einer friedlichen Stadt, der der Krieg nicht erklärt worden war. Mit Hilfe von Verrat fiel Metz in französische Hände! Aber schlimmer noch war der Betrug des französischen Königs.

Immerhin brauchten die Metzer dem neuen Herrn nur einen Eid zu schwören, der die Rechte des heiligen Reiches vorbehielt. Und die Kalvinisten unter den Verschworenen hatten nichts gewonnen; denn nun wurde erst recht gegen sie vorgegangen.

Verdun wurde bis zuletzt aufgespart, vielleicht deshalb, weil der dortige Bischof Nicolaus Psaulme noch nicht vom Konzile von Trient heimgekehrt war,[1] denn auf ihn richtete der Kardinal von Lothringen seine Hoffnung. Auch in der Stadt arbeitete der hohe Herr persönlich und offenbar erfolgreich, des Bischofes war er sicher. Am 12. Juni hielt der König seinen Einzug in die Stadt, bescheidener als in den beiden anderen Städten; freiwillig ergab sie sich, der Fall von Metz machte Verdun unhaltbar; so sicher auch für diese Stadt noch unmittelbar vorher die Reichstreue bezeugt ist,[2] das Verhängnis ließ sich nicht verhindern. Die lothringischen Bischöfe als Schrittmacher eines Unternehmens, das deutsche Protestanten eingefädelt hatten! Aber alles das war nur möglich, indem sich der französische König als Vikar des heiligen römischen Reiches ausgab. Damit waren die wirklichen Ziele verhüllt und der Treue eine Falle gestellt. Es war der Fluch der deutschen Geschichte, daß man zwischen Kaiser und Reich unterscheiden konnte.

Die Klugheit der französischen Staatskunst bestand darin, zunächst den Schein des Reichsvikariates bestehen zu lassen, aber doch daneben die Macht der neuen Gewalt zu sichern. Nicht offen und nicht schnell, sondern langsam und in den wichtigsten Punkten zuerst sollte die Veränderung erfolgen. Zitadellen und neue Ver-

---

[1] Dieses wurde erst am 28. April vertagt, erst dann konnte der Prälat seine Heimreise antreten. Daß schon am 12. April die Bürger von Verdun zur Kapitulation bereit gewesen wären, hält auch Aimond a. a. O. S. 422 nicht für erwiesen. Ältere Quellen wissen nichts davon.

[2] Aimond a. a. O. 406, 409 f. Verdun schädigte sich selbst, indem es eine kaiserliche Besatzung ablehnte.

Digitized by Google

fassungsstatute waren die ersten Mittel. Die Bischöfe, wie der von Verdun, taten noch, als seien sie getreue Vasallen des Deutschen Reiches, und niemals waren die Appellationen an das Reichskammergericht in Speier so zahlreich wie damals. „Aber langsam, durch eine mehr geschickte als skrupelhafte Auswahl der Mittel suchten die französischen Könige aus Depositaren die Eigentümer der Städte und Bistümer zu werden.“[1] Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der Verkehr mit dem Reichskammergericht verboten und die Adler wurden durch die Lilien ersetzt.

„Man muß einräumen,“ sagt der Franzose Aimond, „daß diese ganze Geschichte, von dem Standpunkte der Moral aus betrachtet, nicht schön ist.“[2] Nein, es ist eine meisterhafte Anwendung der Mittel des Betruges und der Gewalt. Nur einen Milderungsgrund kann man anführen: Frankreich gewann Untertanen französischer Zunge, wenn auch die Städte seit über 600 Jahren nicht mehr mit Frankreich staatlich verbunden gewesen waren. Und da will man den Deutschen das Recht abstreiten, nach einem ehrenhaften, redlichen Kriege Straßburg zurückgenommen zu haben, das erst 190 Jahre zuvor durch eine brutale Gewalt ihnen entfremdet worden war!

Mit dem Gewonnenen war aber der französische König noch nicht zufrieden, er hatte sein Auge auf Straßburg geworfen; seine deutschen Bundesgenossen hatten nicht vorausgesehen, daß dieser protestantischen Stadt die Herrschaft des fremden Königs drohe. Nach der Einnahme von Metz setzte sich das Heer bald wieder in Bewegung und stieg von der Zaberner Steige in den lachenden Garten des Elsaß hinab. Doch Straßburg war durch das Geschick von Metz gewarnt, die Stadt, in die die Bauern sich flüchteten, verproviantierte sich, verstärkte sehr wesentlich ihre Festungswerke, nahm viele Söldner in ihre Dienste und bestellte sich einen wackeren Obersten, einen Elsässer, Claus von Hattstadt, der zu scharfen Maßregeln riet, der König ziehe gegen die deutsche Nation. Die Straßburger waren gewarnt, und der Raum, der Straßburg von Metz trennte, gab ihnen 1552 eine Zeitspanne für Rüstungen, die ihnen 1681 fehlte. Der Connetable war naiv genug, dieselbe List, die ihm bei Metz gelungen war, auch bei der selbstbewußten ersten Stadt des Elsasses zu versuchen, wo die Bürgerschaft einhellig zum Deut-

[1] Aimond a. a. O. S. 425, dem ich auch sonst folge.
[2] Aimond a. a. O. S. 431.

Digitized by Google

schen Reiche hielt; da hatte man die Warnung zu Herzen genommen, man solle dem Könige von Frankreich, der die Metz gewährten Neutralitätsbriefe gebrochen habe, „keinen Glauben zustellen", die Straßburger duldeten nicht einmal eine Annäherung an die Mauern.

So zog der König von Straßburg ab, auch Hagenau suchte ihn abzuweisen, mehr Erfolg hatte er bei Weißenburg, aber diese Stadt hätte sich doch nicht halten können. Deutsche Kurfürsten und Fürsten stellten dem Könige sein Unrecht vor, die Bundesgenossenschaft der Verschworenen von Chambord war unsicher, die Kaiserlichen waren in Frankreich eingefallen. Der König lief Gefahr, nun in einen schweren Kampf bei ungenügender Versorgung seiner Truppen verwickelt zu werden. Zwölf Tage, nachdem er bei Zabern das Elsaß betreten hatte, räumte er es, er tat, als hätte er seine Zwecke erreicht. Französische Historiker erzählen noch immer von der stolzen Freude der Franzosen, daß ihre Reiter ihre Rosse im Rheine getränkt hätten. Tatsächlich war dieses Schelmenstück mißlungen.[1]

Die Absicht, Straßburg wegzunehmen, wurde dem Könige nicht nur von den Bürgern dieser Stadt zugeschrieben, unter denen der hervorragende weltkluge Sleidanus auf einer Gesandtschaft diese Überzeugung gewonnen hatte,[2] dasselbe sagt uns der französische Kriegsmann Tavannes, der ganz unparteiische Thuanus[3] und am deutlichsten der in französischen Diensten stehende Kriegshauptmann Schärtlin von Burtenbach, der wie der Memoirenschreiber Rabutin dabei war. „Und als wir verhoft, uns sollte die Stadt Straßburg aufgethan werden ... haben sie die Stadt mit 6 starcken Fähndlein Knechten besetzt, uns mit nichten anders, dann den König mit etlichen Personen wollen einlassen, und haben daran weißlich gehandelt, dann so wir hinein kommen, wären wir mit Lieb nimmer heraus kommen."[4]

[1] Den Erzählungen der Memoiren Vieilleville's ist auch hier nur dann Glauben beizumessen, wenn sie anderweitig beglaubigt sind, und das ist fast keine.

[2] Die deutschen Zeugnisse bei Holländer, S. 65—67.

[3] Tavannes bei Michaud et Poujoulat 8, 164: „Le roy marche à Strasbourg, pour y faire de mesme, qu'il avoit faict à Metz." Die Erinnerungen rühren von seinem Sohne her und müssen vorsichtig benutzt werden. Thuanus (Ausg. von 1626) 10, 305: „Spe potiundae civitatis exclusus rex."

[4] A. a. O. S. 212.

Digitized by Google

Der am Reiche verübte Raub von Metz, Toul und Verdun hatte wenigstens noch ein dürftiges Mäntelchen, der Anschlag auf Straßburg war auch eine Treulosigkeit gegenüber den Mitverschworenen von Chambord.

Wohl hat Karl V. sofort, als er die Hände freier bekam, den Versuch gemacht, Metz zurückzugewinnen. Der Markgraf Albrecht Alcibiades war in seine Dienste getreten, aber Franz von Guise leitete die Verteidigung so ausgezeichnet, daß der Kaiser abziehen mußte, tief getroffen durch diese Niederlage. Im Waffenstillstand von Vaucelles (1556) und im Frieden von Cateau-Cambrésis (1559) behauptete Frankreich insofern die drei Städte, als sie stillschweigend übergangen wurden, und das war möglich, da nur der König von Spanien die Verträge schloß, nicht das Deutsche Reich, mit dem Heinrich II. ja überhaupt nicht in Krieg lag.

Frankreich aber stürzte dann in die Wirren seiner Religionskriege. Wohl wurde auf deutscher Seite erwogen, sie zur Wiedergewinnung der drei verlorenen Städte zu benutzen, aber die Kraftlosigkeit der Kaiser und die inneren deutschen Gegensätze verhinderten es, daß aus den Plänen eine Tat herauswuchs.

Ein französischer Politiker hohen Ansehens, Joseph Reinach, einst Kabinettschef Gambettas, der die Sophistik der deutschen Geschichtswissenschaft nicht genug tadeln kann, stellt die Dinge keck so dar: „Die drei lothringischen Bistümer (richtig Städte) waren vorher angeboten oder eingeräumt durch die lutherischen Kurfürsten (richtig einen) und die Fürsten (richtig drei) und die Gesandten der großen protestantischen Städte (gänzlich unwahr)." Insbesondere bezeichnet er Preußen (Kurbrandenburg) als einen der Hauptteilnehmer an den Verträgen von 1552 und 1634, was beide Male eben nicht der Fall war.[1]

Wie wenig mit den drei Reichsstädten die dort ihren Sitz habenden Bischöfe und Domkapitel sowie die weltlichen Lande derselben unter Frankreich gekommen waren, beweist klar, daß erst König Heinrich III. den Titel Souverain Seigneur der Städte annahm, bis 1585 nannten die Könige sich nur ihren Protecteur. Die Bischöfe hielten sich vor allem zum lothringischen Herzogshause, und für Metz erreichte Heinrich IV. an der Kurie nicht, daß der Bastard des Königs, Heinrich von Bourbon, der erst acht Jahre

[1] L'Alsace-Lorraine devant l'Histoire 1916, S. 7 und 9.

Digitized by Google

alt war und der katholischen Kirche noch gar nicht angehörte, den Bischofsstab erhielt, vielmehr kam er an den alten Kardinal Givry, der kraftvoll die Selbständigkeit zu behaupten suchte. Doch die Franzosen besetzten bald nach 1552 einige bischöfliche Städte, 1603 wurde den Bischöfen verboten, die Reichsmatrikularbeiträge zu zahlen, um die gleiche Zeit wurde die Appellation an das Reichskammergericht zu Speier untersagt, man mußte sich an das 1602 in Metz eingerichtete Parlament wenden. 1609 sollte die Huldigung der Untertanen des Bistums Metz erzwungen werden, sie erfolgte aber erst nach dem Tode Givrys (1613).[1] In Toul wurde erst 1609 ein französisch gesinnter Bischof gewählt. In Verdun versuchte noch der 1622 zur Regierung gekommene Bischof Franz von Lothringen „sein Absehen auf das Reich zu richten".[2]

Auf Grund seines „Reichsvikariates" über die geraubten drei Reichsstädte hatte König Heinrich II. die Dreistigkeit, Anteil an den Beratungen der Reichstage zu fordern, fand aber für dieses ungeheuerliche Verlangen keine Gegenliebe.[3] Erst der Westfälische Friede erkannte die Abtretung der geraubten Städte und Bistümer an.[4]

---

[1] Jahrbuch der Gesellschaft f. lothr. Geschichte und Altertumskunde, 5, 188 ff., 10, 153 ff. und 19, 464.

[2] Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, 3, 402.

[3] Ritter 1, 94 f.

[4] Der Atlas der Cambridge Modern History, Blatt 11, gibt die drei Bistümer für die Zeit vor 1559 bereits an Frankreich.

Digitized by Google

XI.

Der „große Plan" Sullys. Heinrich IV. Richelieu. Der Dreißigjährige Krieg.

Der „große Plan" Sullys eine Fälschung. — Die wahren Pläne Heinrichs IV. — Der Straßburger Bistumstreit. — Das politische Testament Richelieus eine Fälschung. — Seine älteren Pläne. — Ziele und Mittel seiner Politik. — Die Parteien im Dreißigjährigen Kriege. — Der verdeckte Krieg. — Die Schweden im Elsaß. — Bernhard von Weimar. — Der offene Krieg. — Mazarin. — Stimmung der Bewohner. — Ein Verräter. — Heuchlerische Politik Frankreichs.

Die französischen Religionskämpfe hatten ihr Ende gefunden, mit Heinrich IV. bestieg ein König den Thron, der durch eine vortreffliche Reform der Finanzen das tiefzerrüttete Land hob, die königliche Macht sicherte und dem neuen Hause Bourbon die Liebe und die Unterwürfigkeit des französischen Volkes für fast zwei Jahrhunderte sicherte. Nach außen hin führte er eine friedliche Politik, doch am Ende seiner Regierung hatte er die Armbrust gespannt, was beabsichtigte er?

Der Streit um die große jülich-clevische Erbschaftsfrage war entbrannt, die beiden großen religiösen Parteien in Deutschland hatten sich zu politischen Bünden vereinigt, der Union und der Liga, die Habsburger schickten sich an, durch Anteil an dieser Erbschaft ihre Macht zu erweitern. König Heinrich schloß ein Bündnis mit Savoyen und verhandelte mit den Generalstaaten und der Union, als der Dolch Ravaillacs seinem Leben ein Ende setzte (1610).

Über die wahren Absichten des Königs gibt es zwei Meinungen. Nach der einen hat er einem Riesenplane gehuldigt, dem „grand dessein" seines Finanzministers Sully, nach der andern war er der am wenigsten zu Schimären neigende Fürst, der allein eine vernünftige Vergrößerung des Landes erstrebt habe: Lothringen, Flandern, Genua und eine halbe Unterordnung Savoyens.

Ernsthafte Forscher haben längst entschieden und den Angaben über den Plan Sullys jede Glaubwürdigkeit abgesprochen. Danach wollte er Frankreich mit fünf Erbmonarchien, sechs Wahlmonarchien und drei Bundesstaaten umgeben, eine zwischenstaat-

Digitized by Google

liche Organisation des ewigen Friedens mit sechs Unterausschüssen schaffen, Deutschland um Elsaß, Tirol und Böhmen verkleinern. Es handelt sich um die politische Phantasie eines gestürzten Ministers, der den Ruhm seines Königs und den eigenen erhöhen will. Deutsche[1] und französische Forscher, die ersteren voraufgehend, haben das längst erwiesen. Auf Grund von ganz genauen Studien kommt Pfister zu dem Ergebnis: „So ist es ganz zweifellos, daß alle Stellen, welche sich auf den großen Plan beziehen, in die gedruckte Ausgabe der Économies eingeschoben sind und in dem Manuskripte fehlen, sie sind erst später von Sully geschrieben und haben keinerlei geschichtlichen Wert. Das sind Phantasien, die niemals den Kopf Heinrichs IV. beschäftigt haben und an die auch Sully nicht gedacht hat. Dieser Traum eines vollkommenen Gleichgewichts ... diese Schimäre eines ewigen Friedens ... sind nicht von Heinrich IV., obwohl er Gascogner war, noch von Sully in seiner Amtszeit ... gehegt worden, sondern von dem Sully ohne Amt, dem alternden Sully ...“[2]

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie sich die französischen Historiker zu diesen zweifellosen Ergebnissen stellen. Die ruhigeren folgen der Kritik,[3] wie es in Deutschland durchaus der Fall ist, Babelon sieht sich nicht veranlaßt, den großen Plan klar abzulehnen,[4] und Driault sucht in ihm den Gedankenkern König Heinrichs IV.[5]

Wenig sicherer sind die andern Zeugnisse, die für eine gewaltige Ausdehnungspolitik Heinrichs IV. sprechen[6]; am nächsten dürfte

---

[1] Die deutsche Kritik begann nach dem Vorgange von Cornelius mit Moriz Ritter, Die Memoiren Sullys und der große Plan Heinrichs IV. (Abhandlungen d. bayr. Akad. d. Wissensch. 3 Kl., Bd. 11, 1871). Seitdem waren die Fälschungen erwiesen. Den Faden nahm vor allem Külkelhaus auf (Der Ursprung des Planes vom ewigen Frieden in den Memoiren des Herzogs von Sully, 1893).

[2] Revue historique, Bd. 54—56. Die angezogene Stelle Bd. 56, 328 (1894).

[3] Sorel a. a. O. 1, 270 läßt den König den Plan Sullys ablehnen. Hanotaux, Histoire du Cardinal de Richelieu, 1, 262, hält den Plan für einen Traum des alten Sully, dessen Autorität das angebliche Projekt in das einfältige Geschwätz der Geschichte brachte. Eingehend begründet seine Ablehnung Mariéjol in Lavisse, Histoire de France, 6, 2, 123 ff. Sehr kritisch spricht sich auch Stanley Leathes in der Cambridge Modern History 3, 678 aus.

[4] A. a. O. 2, 253.

[5] A. a. O. 1, 13.

[6] Vor allem das Corrolaire der Memoiren Aubignés und Sandraz de Courtils reden von der Rheingrenze als Ziel Heinrichs IV. Doch dieser schrieb 1688, und wann ist das Corrolaire entstanden?

Digitized by Google

den wahren Absichten des Königs kommen, was ein Vertrauter, Lesdiguères, als den Inhalt eines Gespräches Heinrichs mit ihm aufzeichnete und in die Hände Richelieus gelangen ließ.[1] Das war ein klarer Plan, ein möglicher Plan; es steht darin die Absicht, durch die Heirat des Dauphins das Herzogtum Lothringen zu gewinnen! Das beste Zeugnis für die Absichten auf das linke Rheinufer bieten die Erinnerungen Richelieus: „Vielleicht daß der Appetit ihm beim Essen gekommen wäre und daß er sich entschlossen hätte, Flandern anzugreifen und den Rhein zur Grenze Frankreichs zu machen, indem er dort drei oder vier Plätze befestigte."[2] Erst Richelieu hat die Politik geführt, welche die sorgsame Regierung Heinrichs IV. möglich gemacht hatte, dieser hatte die Waffen vorbereitet, um sie zu guter Stunde zu verwenden.

Wenn Pierre Mathieu recht hat, so war König Heinrich IV. der echte Vertreter des Nationalitätsprinzipes. Nach ihm hat er gesagt: „Ich will wohl, daß die spanische Zunge dem Spanier verbleibt und die deutsche dem Deutschen, aber die ganze französische gehört mir."[3] Dann hätten seine Erben auch nicht an das Elsaß, an Deutsch-Lothringen und Flandern die Hand legen dürfen!

Heinrich IV. spielte auch eine Rolle in dem Straßburger Bistumsstreit, der, entstanden aus den schwersten Konflikten zwischen katholischen und evangelischen Mitgliedern des Domkapitels, bei der Zugehörigkeit aller Domkapitulare zu reichsunmittelbaren Fürsten- und Grafengeschlechtern sofort die weitesten Kreise gezogen hatte und schließlich zu einem Kriege zwischen dem katholischen Hause Lothringen und der die protestantischen Domherrn im Bruderhofe schützenden Stadt Straßburg führte und entsetzliches Leid über das Elsaß brachte. In diesem Streite gab der Straßburger Stadtschreiber Hochfelder der städtischen Politik die Richtung auf Frankreich, er fürchtete mehr für seinen Glauben von den spanisch-österreichischen Habsburgern als von Frankreich.[4] Diese Politik war verfehlt; denn die Verhältnisse gestatteten dem französischen Könige nicht, wirksam für Straßburg einzutreten, so daß die Stadt, von den deutschen Fürsten ebenso sitzen gelassen wie von Heinrich IV.

[1] Hanotaux a. a. O. 1, 259—262.

[2] Mémoires du Cardinal de Richelieu publiés . . . pour la Société de l'histoire de France 1, 22.

[3] Histoire de Henri IV, Paris 1631, erwähnt bei Sorel a. a. O. 1, 271.

[4] Ziegler, Die Politik Straßburgs während des bischöflichen Krieges (1592—1593). Straßb. Dissert. 1906 S. 112 f.

Digitized by Google

und finanziell völlig erschöpft, sich 1593 zum Frieden mit den ebenfalls erschöpften Lothringern bequemen mußte. Der Weg dieser Hochfelderschen Politik hatte zu einer Schwächung der beiden Gegner geführt, sonst zu nichts, und war der Beginn der schwächlichen undeutschen Politik der Reichsstadt, die um ihres Glaubens willen auf das katholischer werdende Frankreich ihre Hoffnung setzte.

In seinem politischen Testamente soll der Kardinal Richelieu die Worte geschrieben haben: „Der Zweck meines Ministeriums war es, Gallien die Grenzen, die ihm die Natur bestimmt hat, den Galliern einen gallischen König zurückzugeben, Gallien mit Frankreich gleichzusetzen und überall, wo es ein altes Gallien gegeben hatte, das neue wieder einzurichten." Er hat die Worte nicht geschrieben, aber sie sind das Leitmotiv seiner erfolgreichen Politik gewesen.

Schon im Jahre 1612 hatte er einem Freunde von den Gelegenheiten geschrieben, die Grenzen auszudehnen und den Ruhm zu mehren.[1] „Der Raum zwischen dem Rhein und den Pyrenäen erscheint ihm nicht groß genug für die Lilien," schreibt 15 Jahre später ein anderer von ihm.[2] Als die habsburgfreundliche Partei am Hofe zergangen war und im Innern die Hugenotten aus ihrer politischen Stellung fast völlig verdrängt waren, legte er, der vielleicht schon 1625 seinem Könige einen Paß über den Rheinstrom zu gewinnen geraten hatte,[3] ihm 1629 ein Programm vor, das als Ziel bezeichnete, „Pforten sich zu bauen und zu öffnen, um in die Nachbarstaaten eintreten und sie vor der spanischen Unterdrückung bewahren zu können. Zuerst müsse man daran denken, sich in Metz stark zu machen und womöglich bis Straßburg vorzurücken, um einen Eingang nach Deutschland zu gewinnen. Das muß langsam geschehen, mit viel Vorsicht und unter sanfter und verdeckter Haltung."[4] „Pour acquérir une entrée en Allemagne", mit diesen Worten bestätigt der größte Staatsmann, den Frankreich erzeugt hat, den offensiven Charakter eines französischen Straßburg, wie den defensiven eines deutschen. 1633 war er geneigt, die deutschen protestantischen Fürsten zu unterstützen, diese Fürsten würden dem Könige alles bieten, „was sie

[1] Hanotaux a. a. O. 1, 140.
[2] Sorel a. a. O. 1, 272.
[3] Reuss, L'Alsace au dix-septième siècle, 1, 68.
[4] Mariéjol in Lavisse 6, 2, 291, und Reuß, Histoire d'Alsace, 98.

Digitized by Google

diesseits des Rheines besitzen". Die Aufzählung der Orte geht bis Caub und greift mit diesem Orte und Mannheim auch auf das rechte Rheinufer hinüber. „Es scheint, daß bei diesem Plane die Vorteile des Königs groß und die Gefahr klein ist." ... „Er wird ohne einen Schwertschlag sein Königtum zum Rheine ausdehnen."[1] Er erwog aber auch ein Vorgehen nach anderer Richtung. „Wenn man diesen Winter Lothringen nähme, kann man unmerklich die Grenzen Frankreichs bis zum Rheine ausdehnen, und bald danach wird man imstande sein, auch an Flandern Anteil zu gewinnen."[2]

„Das war der Plan," sagt Sorel, „es blieben die Rechtsfragen zu regeln, d. h. die Rechtfertigungen, die Vorwände und der Prozeßweg." Der französische Historiker zählt dann die politischen Ratgeber und die öffentlichen Stimmungsmacher auf. Die Legisten und Archivare bewährten ihre Kunst. Der deutsche Kaiser hat kein Recht auf das linke Rheinufer, es war 500 Jahre französisch. Die angebliche Abtretung durch König Albrecht I. marschiert auf. Das Königreich Austrasien wird gefordert, die alte Grenze des von den Franken besetzten Galliens, die Rheingrenze, werde den allgemeinen Frieden und Frankreichs Suprematie sichern. Die Revindikationen weit über die Grenzen Galliens hinaus finden einen phantastischen Fürsprecher in Jacques de Cassan (1632), der gleich das ganze Deutschland und das ganze Reich beansprucht.[3] Bis zum Westfälischen Frieden zieht sich diese in ihren Anfängen von Richelieu gepflegte Literatur hin, die Sorel in ihrer unhistorischen Begründung und in ihrer nackten Begehrlichkeit verurteilt.[4]

Das Amt des Schiedsrichters in Europa war Richelieus Ziel, und während er die inneren religiösen Gegensätze überwunden hatte, fand er die deutschen und europäischen Zustände noch durch sie zerrissen, und namentlich in unserem Vaterlande hatte die „Libertät der Fürsten" und ihr Gegensatz zum Kaiser neben dem religiösen Widerstreit die Einheit und Kraft völlig untergehen lassen.

In dem großen Kardinal verkörpert sich am vollendetsten das Ideal der Staatsmänner der alten höfischen Politik des ancien régime. Die Ausdehnung des Staates war — wie Sorel gesagt

---

[1] Mémoires du Cardinal de Richelieu bei Michaud et Poujoulat 22, 437.

[2] A. a. O. 482.

[3] Janssen, Rheingelüste, 51.

[4] Sorel 1, 273—278.

Digitized by Google

hat — das Objekt der Politik, die Staatsräson ist die Regel der Politik. Der Geist der auswärtigen Politik ist der Krieg und die Vergrößerung, sagt Montesquieu.[1]

Doch die Politik Richelieus vermied alle brutale Formen, gab das Äußerste auf den Schein der Uninteressiertheit, sie wartete geduldig auf Angebote und suchte nicht so sehr sonnenklare Erfolge, welche die Geister erregen und ihre Neigungen dem Gegner zuwenden, sondern die Verträge wurden in möglichst milde Formen eingekleidet, die unverfänglich für den Gegner schienen, ihm die Hoffnung ließen, daß sie Keime blieben, während sie in Wirklichkeit auf dauernde Erfolge hinzielten. Er schob den offenen Krieg möglichst hinaus, vor allem dem Kaiser gegenüber, um durch Subsidien die Kämpfe zu verlängern und im Scheine friedlicher Hilfe seine Truppen einzunisten, das Besatzungsrecht in Festungen zu gewinnen und damit die festen Grundlagen von Annexionen. So erreichte er große Erfolge in Lothringen, und der Kurfürst von Trier und Bischof von Speier Philipp Christoph von Sötern hatte 1632 Trier und Ehrenbreitstein französischen Besatzungen geöffnet, 1634 kam auch die wichtige Festung Philippsburg in Frankreichs Hände.

Seit dem Beginne des Dreißigjährigen Krieges richteten die deutschen Parteien ihr Auge nach Frankreich: Protestanten, weil sie auf den Gegner der Habsburger rechneten,[2] Katholiken, weil sie glaubten, Frankreich werde nie die katholischen Stände ganz stecken lassen. In der Tat rangen in Richelieu der Kampf wider die Habsburger und die Sorge um die Zukunft des Katholizismus miteinander, schließlich hat er doch diese dem Schutze Gottes anheimgestellt und trat in den Krieg gegen Spanien und den Kaiser ein.

Die deutschen Fürsten hatten ihre Vertreter in Paris, wie der Kardinal jetzt seine Agenten ins Reich entsandte, teils weltliche Herren, vielfach aber auch Geistliche und Ordensleute wie P. Joseph, die besonders den Eindruck der Uninteressiertheit hervorzurufen geeignet waren. Unter Richelieu kam der erste französische Agent nach Straßburg, der die guten Bürger über die Zukunft der Huge-

[1] Esprit des lois liv. 9, chap. 2.

[2] Am stärksten tat das der leidenschaftlich verblendete Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Er bot das linke Rheinufer von Basel bis Hagenau, Straßburg ausgenommen, 1630 Frankreich als Preis für Waffenhilfe gegen Österreich an. Vgl. die Abhandlung von Obser in Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins, N. F., 5.

Digitized by Google

notten beruhigte, und mit einer Anleihe begann die Verstrickung der alten stolzen Reichsstadt in französische Politik (1631).

Die Elsässer und Lothringer haben Frankreichs Hilfe nicht gerufen. Im Gegenteil. Im Bistum Verdun regte sich der letzte energische Widerstand, und in Lothringen rang verzweifelt der Herzog und das ihm durchaus treue Land um seine Selbständigkeit gegen die französischen Übergriffe. Die Stadt Straßburg suchte ihr Heil in einer schwächlichen Neutralität. 1621 zog der General des Winterkönigs, Graf Mansfeld, das Kriegselend in die elsässischen Gaue, ohne sich dort dauernd behaupten zu können. Das wahre Leid begann im Elsaß erst mit dem Jahre 1630. Den wiederholten französischen Anerbietungen gegenüber, bei denen feierlich versichert wurde, der König erhebe bei seiner Hilfe keinerlei Anspruch, erwiesen sich die Straßburger spröde, sie hängten ihr Herz an den Schwedenkönig Gustav Adolf,[1] und damit kam nun die innere Rivalität des französisch-schwedischen Bundes zur Geltung.

Richelieu war sehr empfindlich gegen das Erscheinen schwedischer Truppen im Elsasse, schon auf das erste Erscheinen von Schweden auf dem linken Rheinufer hin hatte er, der mit dem Kaiser immer noch in Frieden lebte, Truppen durch das Unterelsaß nach Trier entsandt.

Die Schweden drängten die Kaiserlichen zurück, endlich glaubte der Administrator des Bistums Straßburg, Graf Salm, die Städte Zabern und Hagenau nicht mehr halten zu können; den Schweden wollte er sie nicht einräumen, so verhandelte er mit den Franzosen, die noch immer den Krieg nicht erklärt hatten. Er übergab die Städte und Ämter der Krone Frankreich bis zum Ende des Krieges, nach Herstellung des Friedens sollte alles wieder zurückgegeben werden.[2] Waren in diesem Falle Katholiken vertrauensselig, so hatten kurz vorher die protestantischen Behörden der Hanau-Lichtenbergschen Herrschaft durch Vertrag in Buchsweiler, Ingweiler und Neuweiler französische Garnisonen aufgenommen.

Der kaiserliche Sieg bei Nördlingen veranlaßte die Schweden, ihre festen Plätze im Elsaß, mit Ausnahme von Benfeld, „unbeschadet der Rechte des Reiches", an ihre stillen Bundesgenossen, die Franzosen, einzuräumen, und der zwischen Frankreich, Schweden

[1] Vgl. Jacob, Straßburgische Politik vom Austritt aus der Union bis zum Bündnis mit Schweden (1621—1632), 1899.

[2] Dagobert Fischer, Geschichte der Stadt Zabern, 64.

Digitized by Google

und der Union geschlossene Vertrag von Worms (Oktober 1643) überließ ersterem alle elsässischen Städte und dazu Breisach bis zum Frieden, nicht länger. Die von den Franzosen besetzte Reichsstadt Colmar schloß am 1. August 1635 zu Rueil einen Schutzvertrag mit dem Könige von Frankreich, mit dem Friedensschlusse sollte das Schutzverhältnis ein Ende haben.[1] Die Stadt wollte keinen Verrat am Reiche begehen, sie ließ einen Band Apologia aufsetzen.[2] Als der erste Gouverneur der Stadt, Montausier, die Krallen französischer Habsucht zeigte, bäumte sich die Stadt auf.[3] Kardinal Richelieu hatte die Kühnheit, sich durch den Kurfürst von Sötern zum Koadjutor im Bistum Speier machen zu lassen. Eine schöne Aussicht!

Der verdeckte Krieg wurde von Richelieu trotz aller Verhandlungen erst aufgegeben, als die spanischen Erfolge zu groß schienen (Mai 1635), bald erwuchs aus diesem Kriege mit Spanien der offene Krieg gegen den Kaiser. Eben hatte Richelieu das Meisterstück seiner Politik fertiggebracht. Der General der zugrunde gegangenen Union, Herzog Bernhard von Weimar, hatte eine Armee und war ein erprobter Feldherr, wie ihn Frankreich nicht besaß. Er führte nach dem jüngeren Vertrage vom Oktober 1635 den Krieg im Namen der toten Union weiter, aber er kommandierte unter der Autorität des Königs, der französische König gab und überließ (donne et delaisse) dem General die Landgrafschaft Elsaß und die Landvogtei Hagenau mit allen dem Hause Österreich dort zustehenden Rechten; ein Kardinal übergab also katholische Landschaften einem eifrigen Protestanten. Doch war vorbehalten, Bernhard später anderswo abzufinden. Durch den Vertrag hatte sich Frankreich die militärische Besetzung des Elsasses gegen den Rivalen Schweden und voraussichtlich auch gegen den Kaiser gesichert. Ein Vertrag war es, der beiden Teilen Hoffnungen erweckte, die sich widersprachen. Doch ein Feldherr hat nur die wenigen Jahre seiner Rüstigkeit, die Krone Frankreich hatte die Zeit für sich.

[1] Die zeitliche Begrenzung dieses und ähnlicher Verträge wird gern verschwiegen, wodurch ein ganz falsches Bild entsteht. Solcher Verschweigung machten sich schuldig der sonst gewissenhafte Christian Pfister, Professor der Universität Paris: L'Alsace et la France (1917), S. 9, Helmer, France-Alsace (1916), S. 12.

[2] Lefébure, Le drame de l'âme Alsacienne au 17ème siècle. Extrait du Correspondant (1908), S. 1.

[3] Lefébure S. 7 ff.

Digitized by Google

Die verdeckten Absichten der Franzosen hatten bisher stets die Uneigennützigkeit des Königs betont, in den Verträgen steht immer die Versicherung, daß er alle Orte ohne Beeinträchtigung ihrer Reichsfreiheiten und Gerechtsame nur bis zum Frieden in seinen Schutz nähme.[1] Der Herzog von Weimar behandelte aber die habsburgischen Lande wie sein Eigentum und errichtete eine herzogliche Kammer, er war wider seine Absicht der Pionier der Franzosen. Bernhards wechselnde Kriegserlebnisse übergehe ich, nur sei erwähnt, daß er Breisach 1638 gewann; ein tapferer Oberelsässer, der Freiherr von Reinach, hatte es heldenhaft für das altgeliebte Haus Habsburg verteidigt.

Richelieu hätte gar zu gern in diese beste Festung des Oberrheins französische Garnison gelegt, aber dem widersetzte sich der Herzog, der im Grunde genommen von einer Zerstückelung Deutschlands nichts wissen wollte und Frankreich schließlich um allen Nutzen des Vertrages bringen zu können glaubte. Doch ein schneller Tod raffte ihn Juli 1639 dahin, und wenn er auch seine Rechte an seine Erben vermacht hatte und in seinem Testamente bestimmte, daß die eroberten Lande beim Deutschen Reiche bleiben sollten,[2] so nahm Richelieu doch die Armee in direkten Sold und gewann damit die Lande.

Mit dem Herzoge war die letzte Figur auf dem Boden des Elsasses dahingegangen, die auf diesem schütterigen Grunde eine eigene starke Politik gegen den Kaiser und gegen Frankreich zugleich versucht hat.[3] Alle Vorteile seiner Tätigkeit fielen dem Lilienbanner zu, das nun auch in Breisach wehte, und schon erschien ein lieutenant du Roi als „Intendant de justice, police et finances de l'Alsace, du Brisgau et du Sundgau" und schon zwang ein Armeeintendant die Bürger zu Zabern, dem Könige den Treueid zu leisten.[4]

Mit Richelieu ging im Dezember 1642 der geniale Staatsmann dahin, der in hartem Emporkommen sich und andere zu meistern

---

[1] Jacob, Die Erwerbung des Elsasses durch Frankreich im Westfälischen Frieden (1897), S. 7.

[2] von Gonzenbach, Der General H. L. von Erlach, 1, 350 ff.

[3] Der französische Geschichtsprofessor Driault wagt zu schreiben: „Ein deutscher Fürst, Bernhard von Sachsen-Weimar, stellte sich für die Eroberung des Elsasses in den Dienst Frankreichs." Der Leser muß dann aus den folgenden Sätzen schließen, daß er Breisach für Frankreich erobert habe (La France au Rhin, S. 24 f.).

[4] Reuß a. a. O. 1, 98.

Digitized by Google

gelernt hatte. Sein wildes Blut hatte er bändigen gelernt, er zügelte seine Phantasie, bis der politische Gedanke kristallklar war, er hatte feste Ziele, ohne sie zu verraten, und in der Erfassung einer politischen Lage haben ihn sehr wenige wieder erreicht. Doch er hinterließ als Erben einen klugen Schüler, den Italiener Kardinal Mazarin, der freilich in der inneren Lage seines Landes nicht die honnête obéissance aufrechtzuerhalten verstand, die Richelieu sich mühselig verschafft hatte.

Für das Elsaß brachen wohl noch einmal schlimme Tage herein, namentlich für das Unterelsaß, aber schließlich sicherte der Feldzug von 1644 endgültig den französischen Waffen den Oberrhein. Das Land blutete aus tausend Wunden. Doch darf man nicht übertreiben.[1] Im ganzen hatte in dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege das Land weniger gelitten als die meisten übrigen deutschen Landschaften. Dafür aber war seit den dreißiger Jahren drohend die Zukunft aufgestanden. Die relative Ruhe, zum Teil eine Folge der Passivität der Straßburger Politik, bezahlte das Elsaß mit seiner Zukunft; denn alle jene scheinbare Uneigennützigkeit Frankreichs war eine bewußte Täuschung.

Noch im Jahre 1644 versicherte Mazarin der Reichsstadt Colmar: „Der König ist entschlossen, mit seinen Bundesgenossen ... nicht das Blut und Gut seiner Untertanen zu sparen, wie er es auch bisher keineswegs getan hat, um die Dinge des Reiches wieder in den Stand zu setzen, in dem sie nach seiner Verfassung sein müßten." — „Frankreich trägt den größten Teil der Kriegslast für die Freiheit Deutschlands." — „Daß das der einzige Zweck ist, den Frankreich mit seinen Waffen verfolgt, ohne jeden Plan und jede Absicht, irgendwelchen Vorteil aus so vielem vergossenen Blute und so vielem für das Heil seiner Nachbarn und Bundesgenossen verwendetem Gute zu ziehen, was auch immer seine Feinde ihm haben unterschieben mögen: als den Ruhm, sie zu retten und vor

[1] Die verlassenen Orte sind viel weniger zahlreich als sonst. Nach Reuß a. a. O. 112 zitieren französische Schriftsteller vielfach, daß im Herbst 1643 zwischen Straßburg und Rufach niemand in einem Dorfe gelebt hatte, sie vergessen aber die Worte „alle haben sie sich in Sicherheit gebracht" und vor wem? Den zuchtlosen Scharen des französischen Marschalls Guébriant. Die von Reuß S. 128 einer Röhrichschen Handschrift entnommenen Angaben entstammen Kirchenbüchern, deren Kritik inzwischen große Fortschritte gemacht hat. Die Leiden des Landes waren, auch wenn man alle Übertreibungen ablehnt, zweifellos entsetzlich.

Digitized by Google

der Unterdrückung zu behüten, die sie ertrugen oder von der sie bedroht waren."[1]

Der Dreißigjährige Krieg hatte für das Elsaß drei Perioden: eine Zeit des Übergewichtes der katholischen Mächte bis 1630, die durch den eine furchtbare Erbitterung zurücklassenden Zug des Protestanten Mansfeld unterbrochen worden war. Ihr folgte die Periode des verdeckten französischen Krieges, die aber durch das Hervortreten der Schweden und des Herzogs von Weimar viel stärker als eine protestantische Vormachtsperiode erscheint. In der dritten Periode herrscht durchaus Frankreich, die Leiden der entsetzlich mitgenommenen Lande beschränken sich, abgesehen von einzelnen Streifzügen, auf die Lasten der Winterquartiere, wobei man in Versailles klug genug war, mit Rücksicht auf die spätere Erwerbung, den Generalen die Schonung des Landes ans Herz zu legen.

Es fehlt nicht an Zeugnissen, die die Treue der Bewohner gegenüber ihren alten Herrschaften glänzend beweisen. Die Sundgauer Bauern kämpften für ihre österreichischen Herren und ihre Religion verzweifelt gegen die Schweden, aus der Reichsstadt Schlettstadt wurden 400 verdächtige Männer und Frauen vertrieben.[2] Die Archive von Innsbruck und Wien, die für diese Zeit kaum benutzt sind, werden die Aufklärung über die Stimmung der Bevölkerung zu bringen haben. Die Treue der Reichsstädte gegen das Reich wird durch manche Schreiben bekundet.[3] Daß die Behörden der besetzten Städte demütige Briefe schrieben, daß man in Schlettstadt einmal das Dauphinsfest feierlich beging, daß selbst das neutrale Straßburg unterwürfige Briefe nach Versailles schickte, erweist keine französische Sympathien, wie das auch Reuß anerkennt. Auch die oberelsässischen Adligen, die, um wieder in den Besitz ihrer ihnen von den Weimaranern genommenen Güter zu gelangen, dem französischen Könige den Eid der Treue leisteten, folgten schwerlich ihrer Überzeugung.[4] In hoffnungsloser Lage gebietet die Furcht, der Wille zum Leben derartige Schritte; endlich war der größere Teil der Bevölkerung durch die Jahrzehnte der

[1] Lettres du Cardinal Mazarin 1, 708 (Collection des Documents inédits sur l'histoire de France, 1. série).

[2] Reuß, L'Alsace au dix-septième siècle, 1, 78, 87.

[3] Rocholl, Zur Geschichte der Annexion des Elsasses, S. 14.

[4] Reuß a. a. O. 1, 99.

Digitized by Google

Not gebeugt, aller Hoffnung beraubt, so weit, jedweden Frieden anzunehmen.

Nur einen einzigen wirklichen Verräter kann man nachweisen, das war der ehemalige Sekretär des Rates der Fünfzehn von Straßburg, Glaser, der von dort stammte, seit 1624 in französischem Schutze, in seinem protestantischen Eifer seit 1629 französischer Pensionär, dann zugleich schwedischer Resident in seiner Vaterstadt geworden war und Ludwig XIII. das Projekt unterbreitete, das Elsaß vier Landvögten zu unterstellen und ihnen als Haupt einen Vizekönig zu geben, „einen Franzosen von Geburt, womöglich der deutschen Sprache mächtig, einen Mann der Tat und von viel Geist".[1]

Das arme Land bettelte um französische Schonung, und die französische Regierung hatte leichtes Spiel. Sie konnte damals den Anschein aufrechterhalten, als wolle sie nichts als Gutes bringen, als wolle sie nur vorläufig die Gebiete besetzen; im Besitze aller festen Plätze, abgesehen von Straßburg, gedeckt durch Besatzungstruppen konnte sie die bestehenden Behörden weiter wirken lassen. Die Leute konnten die hohe Politik nicht völlig durchschauen. Heute wissen wir, daß, um einmal in der Sprache jener Zeit zu reden, Richelieu der war, der den Blasebalg zog, damit dem Teufel das höllische Feuer, in dem er Deutschland und Elsaß und Lothringen briet, nicht ausginge. Wir wissen heute, daß die französischen Subsidien und dann das Eintreten Frankreichs in den offenen Kampf den Krieg verlängert haben, daß der Schutz der deutschen Freiheit ein Lügengewebe der französischen Eroberungspolitik war und daß die deutschen Protestanten der eigenen Sache wahrhaftig nicht dienten, als sie dem stärker katholisch werdenden Frankreich die Hand boten. Die Politik Richelieus war ein Meisterwerk raffinierter Staatskunst, aber die Elsässer müssen ihm einen großen Teil der Leiden ihres Landes zuschreiben. Mazarin hatte dann die Keckheit, der Stadt Colmar zu schreiben, Frankreich spiele den Arzt, der nicht allein heilen, sondern auch die Kosten der Heilung tragen wolle.[2] Wenn es die höchste Staatskunst ist, im Nachbarstaate unter den schönsten Redensarten eine Gesundung der Verhältnisse

[1] Reuß a. a. O. S. 98. Vgl. über Glaser drei Abhandlungen von Reuß, Une mission Strasbourgeoise à la Cour de Louis XIII (Annales de l'Est 1900). Josias Glaser et son projet d'annexer l'Alsace à la France (Revue d'Alsace 1869). Les suites d'un emprunt (Annales de l'Est 1902).

[2] Lettres du Cardinal Mazarin 1, 710.

Digitized by Google

zu verhindern, so hatten Richelieu und Mazarin dieses erreicht, sie waren Meister in der Kunst des Schutzheuchelns.

In glänzender Lage stand Frankreich da, als es sich anschickte, den Frieden zu Münster zu unterzeichnen. Straßburg rührte sich nicht. Die Linie des Oberrheins war fest in französischer Hand, vorwärts derselben hielt es — abgesehen von anderem — die beiden Offensivpforten, das sorgfältig behütete Breisach[1] und Philippsburg. Der militärische Durchbruch durch die spanischen Besitzungen südlich und nördlich von Lothringen war gelungen.[2]

---

[1] Reuß a. a. O. 1, 105, 107.

[2] Eine der allerdreistesten Geschichtsverdrehungen leistete sich in den letzten Monaten Louis Batiffol — soviel ich weiß, Bibliothekar an der Bibliothèque nationale zu Paris. „Die Elsässer des Mittelalters ... organisierten sich in autonome, unabhängige, souveräne Republiken." — „Weil die Elsässer frei waren, konnten sie mehrere Jahrhunderte die Hegemonie des hl. Reiches ertragen." Sie hatten schon lange eine Zuneigung zu Frankreich. Richelieu wollte gar nicht das Elsaß erwerben, er wollte Lothringen gewinnen. Am Rhein wollte er nur Stützpunkte: „eine Stadt, ein Fort." Das Elsaß wandte sich freiwillig an Frankreich. Das dehnte sich auf das ganze Land aus. Ganz nebenbei erscheint nur die Klausel aller Verträge, daß der französische Schutz mit dem Friedensschlusse aufhöre; alle Handlungen, welche die Anhänglichkeit und Treue gegenüber dem Reiche beweisen, werden verschwiegen. Durch diese Schirmverträge ist Richelieu überrascht, sie sind gegen sein Ziel. Er gibt den Wünschen der Elsässer nach. Der Vertrag mit dem Herzog von Weimar ist nach seinem Tode hinfällig, weil er keinen anderen Erben hat als Brüder. Bis zu seinem Tode will Richelieu dem Elsaß seine Unabhängigkeit verbürgen! Mazarin will dann nicht das Elsaß annektieren, sondern dem Könige den Titel eines Landgrafen des Elsasses geben. „Die französische Besetzung hat keine Vergleichspunkte mit einer Eroberung." (La Revue de Paris 1918, Heft vom 15. Februar.) Der Verfasser kündigt ein Buch an: „Les anciennes républiques alsaciennes," ich empfehle ihm, sich dann damit zu beschäftigen, die Heiligsprechung Richelieus vorzubereiten.

Digitized by Google

XII.

Der Westfälische Friede.[1]

Verschiedene Auffassungen. — Klärung. — Territorien im Elsaß. — Erste Verhandlungen. — Kaiserliche und französische Politik. — Präliminarvertrag. — Die drei Artikel. — Ihr Sinn. — Weitere Verhandlungen. — Bemühungen der Reichsstände. — Definitiver Abschluß. — Französische Auffassung der Rechte beim Abschluß in den beiden nächsten Jahrzehnten. — Bedeutung des von Frankreich Erreichten. — Die Lage des Deutschen Reiches. — Französische Gelehrte entstellen den Sinn. — Yves Guyot und die preußische Königskrone.

Die Bestimmungen des Westfälischen Friedens über die Erwerbungen Frankreichs bilden bis heute den Gegenstand eines lebhaften Streites, und die letzte, in allen wichtigen Punkten die Sache entscheidende Studie Alfred Overmanns hat sich in Frankreich noch keineswegs völlig durchgesetzt.[2]

Fast die gesamte französische Geschichtschreibung verteidigte bis in die neueste Zeit den Satz, durch die §§ 72—93 des Vertrags von Münster sei schon 1648 das ganze Elsaß im geographischen Sinne an Frankreich abgetreten worden, bis auf das letzte Haus, das südlich der Lauterlinie zu finden sei. Nicht minder entschieden wurde von den meisten deutschen Geschichtsforschern, mit dem alten Pütter an der Spitze, die entgegengesetzte Auffassung vertreten. Nach ihnen umfaßten die Abtretungen lediglich die in direktem österreichischen Besitze sich befindenden elsässischen Gebiete, also etwa nur ein Drittel des ganzen Landes, sowie die mit der Landvogtei verbundenen Rechte. Beide Meinungen sahen die Friedensartikel für klar und unzweideutig an. Gerade das aber bestreitet die dritte vermittelnde Gruppe, als deren Vertreter in Deutschland hauptsächlich Ranke, Häußer und Erdmannsdörffer zu nennen sind, während ihr auf französischer Seite Reuß[3] zuneigt.

[1] Diesem Kapitel liegt die Seminararbeit eines älteren in Bonn studierenden Gelehrten zugrunde.

[2] Die Abtretung des Elsaß an Frankreich im Westfälischen Frieden 1905 (Sonderabdruck aus der Zeitschrift f. d. Gesch. des Oberrheins, N. F., 19 und 20).

[3] L'Alsace au 17me siècle 1, 167—174.

Digitized by Google

Diese Meinung habe auch ich in meinem Buche: „Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693 bis 1697" (1892) vertreten,[1] ihr huldigten trotz der Overmannschen Untersuchungen auch Ernest Lavisse,[2] Rodolphe Reuß,[3] Albert-Petit,[4] Lefébure[5] und Auerbach.[6]

Die Ursache der Verschiedenheit der Ansichten war der Mangel einer eingehenden, auf genügendem Quellenmaterial beruhenden Darstellung der Entstehung der Artikel. Karl Jacob begnügte sich nicht mit dem gedruckten Material, sondern benützte die Akten der elsässischen und Wiener Archive, er verteidigte die alte deutsche Auffassung.[7] Doch zeigte Theodor Ludwig, daß die Abtretungen weit umfangreicher seien,[8] und Georges Bardot verwarf zwar die extreme französische Auslegung der Friedensartikel, stellte aber ausdrücklich fest, daß die Abtretungen sich nicht auf den österreichischen Besitz im Elsaß beschränkt hätten.[9] Dann benutzte Overmann zum ersten Male die französischen Akten der Friedensverhandlungen im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris,[10] die nur Auerbach flüchtig benutzt hatte. Overmann gelangte auch zu einer neuen Deutung der vielumstrittenen Artikel. Er stellte fest, daß 1648 die nichtösterreichische „Landgrafschaft Unterelsaß" und der gesamte österreichische Besitz abgetreten wurde, der im Oberelsaß viel umfangreicher war, als man deutscherseits bisher zugeben wollte.

Die bis dahin tätigen Forscher hatten nie die verwickelten Rechtsverhältnisse des Elsasses gründlich feststellen können, sie befanden sich in der gleichen Lage wie der Hof in Wien und seine Unterhändler in Münster, die, wie sich ergeben wird, nicht genau alle Rechte kannten. Die vorderösterreichischen Lande waren seit 1602 von der Hauptlinie abgetrennt worden, unterstanden der

[1] 1, 456 ff.
[2] Histoire de France 7, 1, 20.
[3] Histoire d'Alsace S. 115 f.
[4] Revue des Deux Mondes 1915, Mai, S. 7 ff.
[5] A. a. O. S. 10.
[6] La France et le Saint Empire romain germanique (Bibl. de l'École des Hautes Études, 196, 1912), S. 7.
[7] Die Erwerbung des Elsaß durch Frankreich im Westfälischen Frieden, 1897.
[8] Die deutschen Reichsstände im Elsaß und der Ausbruch der Revolutionskriege, 1898, S. 7—8.
[9] Les acquisitions de la France en Alsace en 1648. Annales de l'Université de Grenoble te 12 (1900).
[10] In dem oben erwähnten Buche.

Digitized by Google

Innsbrucker Nebenlinie. Wohl hatte einst König Albrecht I. ein genaues Verzeichnis aller Rechte anlegen lassen, ein ähnliches Urbar besaß man nicht, und die Akten der Regierung zu Ensisheim waren großenteils in den Händen der Franzosen.

Über die Territorien im Elsasse und ihre Entwicklung ist das notwendigste in Kapitel VII gesagt worden. Es ist hier nur einiges hervorzuheben. Von der Landgrafschaft Oberelsaß und ihrem Allodial- und Lehensgut ausgehend, hatten die Habsburger im Oberelsaß stark ihre Rechte entwickelt, so oder so, so daß sich etwa zwei Drittel dort in ihrem unmittelbaren Besitze befanden, sie aber auch über das übrige Drittel irgendwelche Hoheitsrechte besaßen, über die Herrschaft Rappoltstein wie über sämtliche Edelleute und Prälaten. Zum Teil hatten trotzdem einzelne Herren ihre Reichsstandschaft behauptet, wie der Abt von Murbach und der von Münster; dem Bischofe von Straßburg gehörte das Ober-Mundat Rufach. Die vier Reichsstädte gehörten zur Landvogtei Hagenau, die seit 1559 im Besitze von Österreich war. Seit 1515 gehörte die Stadt Mülhausen zur Eidgenossenschaft, war also bis 1798 eine fremde Insel geworden. Keinerlei Rechte besaß Österreich allein in der württembergischen Grafschaft Horburg-Reichenweier. Trotz dieser Rechte Österreichs hatten die abhängigen Territorien ein starkes Sonderleben.

Ein politisch ganz anderes Bild gewährt das damalige Unterelsaß. Hier hatte die Landgrafschaft nicht nur nicht sich entwickelt, sondern war untergegangen, den Titel eines Landgrafen und ein paar Besitzungen hatte 1359 der Bischof von Straßburg gekauft, er übte als Landgraf keine Hoheitsrechte aus, er hatte nur unbedeutende Ehrenrechte. Eine Landgrafschaft Unterelsaß gab es nicht mehr, niemals ist mehr von ihr die Rede. So waren hier die Kleinen und Kleinsten reichsunmittelbar geworden oder geblieben. Das Bistum Straßburg, das Domkapitel, die Abtei Andlau, die vier Reichsstädte, zu denen auch Weißenburg und Landau zählten, wie sie auch der Landvogtei unterstanden, die Reichsstadt Straßburg, die Veldenzische Grafschaft Lützelstein und die Herrschaft im Steintal, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die Herrschaft Fleckenstein, die Besitzungen der Grafen von Leiningen-Westerburg, die badische Herrschaft Beinheim und die sehr zahlreichen Besitzungen der Reichsritterschaft: alle diese standen gleichberechtigt nebeneinander unter Kaiser und Reich.

Digitized by Google

So unrichtig die deutsche Auffassung war, die Landgrafschaft Oberelsaß habe nur die unter direkter Herrschaft Österreichs befindlichen Gebiete umfaßt, so irrig ist die französische Auffassung, die Landgrafschaft Unterelsaß sei identisch mit dem ganzen Unterelsaß in seinem geographischen Umfange, ja noch darüber hinaus bis Landau, bis zur Queich.

Die schwierigen Verhandlungen über den Frieden begannen am 16. April 1643. Die Instruktion, die Mazarin den drei Vertretern mitgab, ist nicht bekannt, sie forderten aber sofort, abgesehen von den Bistümern Metz, Toul und Verdun, das Elsaß als Entschädigung für sich.[1] Die französische Politik konnte eher auf Entgegenkommen seitens der Reichsfürsten rechnen, wenn sie habsburgische Gebiete verlangte; bei der Forderung von anderem reichsunmittelbaren Gebiete hätte sie ja den bisher so geschickt getragenen Schleier fallen lassen müssen, daß Frankreich nur für das Beste der Fürsten kämpfe und nur gegen das Haus Österreich; mit dem Reiche stand ja Frankreich überhaupt nicht im Kriege. Da die Abneigung der Deutschen gegen jede Verstümmelung des Reichskörpers bekannt war, lag der Gedanke nahe, die abzutretenden habsburgischen Gebiete vom Reiche zu Lehen zu nehmen, also nicht die Reichsgrenze zu verschieben, sondern den König von Frankreich zu einem Stande des Reiches zu machen.

In Paris dachte man sich allerdings den habsburgischen Besitz im Elsaß noch ausgedehnter als er war. Über diese Grenze wollte man damals sicher nicht hinausgehen: An den alten Rechten des Reiches wolle man im Elsaß nichts ändern.[2] Über die habsburgischen Rechte aufgeklärt, verlangten die Unterhändler auch den österreichischen Breisgau. Wäre die Erklärung vom 20. August 1645, die ganz sorgfältig die verwickelten Rechtsverhältnisse unterscheidend nur österreichische Rechte verlangte, zur Grundlage für die Ausarbeitung der Artikel gewählt worden, so hätte über deren Interpretation nie ein Streit entstehen können.[3]

Der Plan, sich rechtsrheinisch auszudehnen, fand begreiflicherweise Widerstand; diesem Rechnung tragend, bevollmächtigte Mazarin am 22. November die Gesandten abzuschließen, wenn Philippsburg, Breisach und das Ober- und Unterelsaß zugestanden würden.

[1] Overmann a. a. O. S. 35 f.
[2] Negociations secrètes 2, 2, 92.
[3] Overmann S. 42.

Digitized by Google

Damals wäre an nichthabsburgischen Rechten nur die bischöflich speyerische Festung Philippsburg in Frage gekommen.

Die Gesandten spannten anfangs die Forderung höher, verlangten aber außer Philippsburg nur österreichischen Besitz. Das Eingreifen der übrigen Reichsstände hätte vielleicht die Klarheit bewahrt, wurde aber von den Kaiserlichen verhindert, die einen Teil der Entschädigung dem übrigen Reiche aufbürden wollten; jedenfalls wollte man auf dem rechten Rheinufer nichts abtreten. Bei diesem Hin und Her der Verhandlungen bediente sich der Kaiser eines höchst unglücklichen Ausdruckes, er redete von der österreichischen Landgrafschaft Elsaß, die es gar nicht gab.[1] Die Franzosen waren damit wohl zufrieden, sie dachten noch immer nur an habsburgische Rechte, diese allerdings wollten sie im vollen Sinne haben: „Wir haben nichts dagegen einzuwenden," schrieben die Gesandten nach Paris, „nur muß man über diese (nichtösterreichischen) Reichsstände die nämliche Protektion fordern, die bisher das Haus Österreich besessen hat."[2] Mazarin wollte aber unter allen Umständen Breisach dazu haben. In Paris gedachte man das Erworbene vom Reiche zu Lehen zu nehmen: Denn sonst — bei einer Abtretung zu Souveränitätsrecht — würde sich selbstverständlich das Reich die im Elsaß enklavierten Reichsstände vorbehalten, die doch auf ihre Souveränität verzichten müßten, wenn Frankreich die Souveränität über das Land erhielte.[3] Aus diesen Bemerkungen erhellt klar und deutlich, daß während die Kaiserlichen unter dem abzutretenden Elsaß stets nur ihren Hausbesitz und jene Rechte verstanden, die sie über eine gewisse Zahl von Ständen ausübten, die Franzosen das ganze Land im Auge hatten und wähnten, alle unmittelbaren Reichsstände im Elsaß seien durch ein wenn auch loses Band an Österreich geknüpft.

Die beiderseitigen Irrtümer sind durchaus erklärlich, haben doch erst die peinlichen Untersuchungen der letzten 40 Jahre ein Bild der Rechte im Elsasse ergeben, das der wahren Lage entspricht. Die damaligen Gesandten konnten unmöglich so viel wissen wie wir. Zwei Umstände haben dann bei dem Weitergange der Verhandlungen verhängnisvoll eingewirkt. Einmal behielt man falsche Ausdrücke,

---

[1] Joh. Gottfr. von Meiern, Acta pacis Westfalicae publica (1734 bis 1736), 3, 6 f.

[2] Overmann a. a. O. S. 52 f.

[3] Négociations secrètes 3, 195 f.

Digitized by Google

die einmal gebraucht worden waren, ruhig bei, und zweitens teilte man bei der Redaktion die Frage nicht in drei Paragraphen, von denen der eine die habsburgischen Rechte, der zweite die Rechte des Reiches, der dritte die Rechte der reichsunmittelbaren nichtösterreichischen Stände behandelt hätte. Aus diesen Ursachen entstand der ungeheuerliche Artikel, der so viel Unheil in sich barg. Die Technik der Redaktion konnte kaum schlechter sein.

Wohl vermied der österreichische Vorschlag vom 29. Mai 1646 den Ausdruck Landgrafschaft Unterelsaß und setzte dafür Landvogtei Unterelsaß, doch waren die Bestimmungen über die Reichsstände von Zweifeln nicht frei.[1] Die Franzosen lehnten das ab und forderten Breisach, Ober- und Unterelsaß samt dem Sundgau; nichts in diesen Gebieten solle ausgenommen sein als die Besitzungen der Bistümer und Städte Straßburg und Basel.[2] Damals wurde zum ersten Male gefordert, daß auch das Reich die Abtretung sanktioniere. Longueville berichtete bald darauf nach Paris: auf der Forderung der Souveränität über die elsässischen Reichsstände wolle man mit Rücksicht auf den Unwillen der übrigen Reichsstände nicht weiter bestehen.[3]

Die Franzosen verlangten, die Kaiserlichen sollten das Wort Landgrafschaft Unterelsaß statt Landvogtei wiederherstellen. Damit beschäftigte sich am 15. Juni 1646 der Kaiserliche Geheime Rat in Wien. Der Sachverhalt wurde richtig vorgetragen: „Was das Unterelsaß anbelangt, sind die Franzosen mit der österreichischen Landvogtei nicht zufrieden, sondern fordern die ganze Provinz." Statt aber ehrlich zuzugestehen, Österreich habe im Unterelsaß außer dem Weilertal und der Landvogtei nichts abzutreten, gab der Geheime Rat seine Zustimmung, den Artikel „also zu setzen, wie es diesfalls die Franzosen gesetzt haben".[4] Dieser Beschluß, der nur gefaßt wurde, um die Franzosen von weiteren Forderungen auf österreichische Gebiete abzuhalten, war verhängnisvoll; denn er gab die unmittelbaren Reichsstände im Unterelsaß preis, da die Franzosen nach ihrer Auffassung mit der Landgrafschaft Hoheitsrechte über sie erwarben, während die Landgrafschaft Unterelsaß

[1] von Meiern a. a. O. 3, 34.
[2] von Meiern a. a. O. 3, 18 f.
[3] Overmann a. a. O. S. 64.
[4] Jacob a. a. O. S. 184, Anm. 1.

Digitized by Google

tatsächlich doch zu einem bloßen Titel und zwei Ehrenvorrechten des Bischofs von Straßburg zusammengeschmolzen war.

So kam am 13. September 1646 der Präliminarvertrag zustande. Der Artikel, der im Kern auf einem kaiserlichen Aufsatz vom 31. August beruht,[1] wurde im wesentlichen unverändert in das Friedensinstrument aufgenommen. Sein Inhalt ist folgender:

„Der Kaiser, das gesamte Haus Österreich wie auch das Reich treten an Frankreich ab: Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß, den Sundgau, die Landvogtei der zehn Reichsstädte mit allen dazugehörigen Dörfern und Rechten. — Die Abtretung soll derart geschehen, daß die gesamte Landgrafschaft beider Elsaß und des Sundgaues sowie die Landvogtei der zehn Städte und ihre Dependentien ohne jeden Vorbehalt mit aller Gerichtsbarkeit und Oberhoheit mit der Krone Frankreichs vereinigt werden. — Doch soll der allerchristlichste König gehalten sein, nicht nur die Bischöfe von Straßburg und Basel, sondern auch die übrigen reichsunmittelbaren Stände in beiden Elsaß, die Äbte von Murbach und Lüders, die Äbtissin von Andlau, das Benediktinerkloster Münster im Gregoriental, die Pfalzgrafen von Lützelstein, die Grafen und Freiherren von Hanau, Fleckenstein und Oberstein sowie die ganze unterelsässische Ritterschaft und auch die zehn von der Landvogtei Hagenau abhängigen Reichsstädte in derselben Freiheit und in demselben Besitz der Unmittelbarkeit gegen das römische Reich, dessen sie sich bis dahin erfreut haben, zu belassen, so daß er keinerlei königliche Oberhoheit darüber hinaus über sie beanspruchen kann, sondern sich mit den Rechten zufrieden gibt, die das Haus Österreich besessen hat und die durch diesen Vertrag an Frankreich abgetreten werden. Doch soll durch diese Erklärung das oben bewilligte Recht der Souveränität nicht geschmälert werden."[2]

Bei der Bedeutung der Sache gebe ich den Text der wichtigsten Paragraphen des definitiven Friedens mit Bezeichnung der Abänderungen gegenüber dem Präliminarvertrage. Was der erstere

[1] Wer die Schuld an dieser höchst mangelhaften Redaktion trägt, bleibt zweifelhaft. Man würde zunächst an den Juristen Dr. Isaac Volmar denken, er hatte an der Spitze der Ensisheimer Regierung, dann der Innsbrucker Hofkammer gestanden, war also unter den Kongreßgesandten der sachlich am besten Unterrichtete. Aber er war gegen die Abtretung und stand zu dem leitenden Gesandten Trauttmannsdorff in vielfachem Gegensatze.

[2] von Meiern a. a. O. 3, 724.

Digitized by Google

mehr enthält, ist durch eckige Klammern hervorgehoben, sonstige Abweichungen sind in den Anmerkungen angegeben.

§ 73. [Tertio] Imperator pro se totaque Serenissima Domo Austriaca itemque Imperium[1] cedunt[2] omnibus juribus, proprietatibus, dominiis, possessionibus ac[3] jurisdictionibus, quae hactenus sibi, Imperio et familiae Austriacae competebant in Oppidum Brisacum, Landgraviatum superioris et inferioris Alsatiae, Suntgoviam, Praefecturamque provincialem decem Civitatum Imperialium in Alsatia sitarum scilicet Hagenow, Colmar, Schlettstadt, Weissenburg, Landaw, Oberenhaim, Roshaim, Munster in Valle Sancti Gregorii, Kaisersberg, Turinckhaim omnesque Pagos et alia quaecumque jura, quae a dicta Praefectura dependent, eaque omnia et singula in Regem Christianissimum Regnumque Galliarum transferunt,[4] ita ut dictum Oppidum Brisacum . . .

[1] *Prael.*: et Imperio *statt der beiden letzten Worte.* [2] *P.*: cedet. [3] *fehlt in P.* [4] *P.*: transferet.

§ 74. itemque dictus Landgraviatus utriusque Alsatiae et Suntgoviae tum etiam Praefectura provincialis in dictas decem Civitates et loca dependentia, itemque[1] omnes vasalli, landsassii, subditi, homines, oppida, castra, villae, arces, sylvae, forestae,[2] auri, argenti[3] aliorumque mineralium fodinae, flumina, rivi, pascua omniaque[4] jura, regalia et appertinentiae[5] [absque ulla reservatione] cum omnimoda jurisdictione et superioritate supremoque dominio a modo in[6] perpetuum ad Regem Christianissum Coronamque Galliae pertineant et dictae Coronae incorporata[7] intelligantur absque Caesaris, Imperii Domusque Austriacae vel cujuscumque [alterius] contradictione. Ita[8] ut nullus omnino Imperator aut Familiae Austriacae Princeps quicquam juris ac[9] potestatis in eis[10] praememoratis partibus cis et ultra Rhenum sitis, ullo unquam tempore praetendere vel usurpare possit aut debeat.

[1] *P.*: item. [2] *P.*: foresta. [3] *P.*: argenti, auri. [4] *P.*: omnia. [5] *P.*: appertinentia. [6] *P.*: ad. [7] *P.*: et pertinere *statt der vier letzten Worte.* [8] *P.*: adeo. [9] *P.*: aut. [10] *P.*: his.

§ 87. Teneatur Rex Christianissimus non solum Episcopos Argentinensem et Basiliensem [cum Civitate Argentinensi],

Digitized by Google

sed etiam[1] reliquos per utramque Alsatiam Romano Imperio immediate subjectos Ordines, Abbates Murbacensem et Ludecensem, Abbatissam Andlaviensem, Monasterium in Valle Sancti Gregorii Benedicti Ordinis, Palatinos de Luzelstain, Comites et Barones de Hanaw, Fleckenstain, Oberstain totiusque Inferioris Alsatiae Nobilitatem, item praedictas Decem Civitates Imperiales, quae Praefecturam Haganoensem agnoscunt, in ea libertate et possessione immedietatis erga Imperium Romanum, qua hactenus gavisae sunt,[2] relinquere: Ita ut nullam ulterius in eos Regiam superioritatem praetendere possit, sed iis juribus contentus maneat, quaecumque ad Domum Austriacam spectabant et per hunc Pacificationis Tractatum Coronae Galliae ceduntur. Ita tamen, ut praesenti hac declaratione nihil detractum intelligatur de eo omni supremi dominii jure, quod supra concessum est.

[1] *P.*: et. [2] *P. hat andere Wortstellung.*

Während die Bestimmungen vom 29. Mai die Abtretungen klar und deutlich auf den österreichischen Besitz im Elsaß beschränkt hatten, konnte ein Unbefangener aus der Fassung dieses neuen Artikels keineswegs mit Sicherheit ersehen, ob damit nur Rechte und Besitzungen des Hauses Österreich abgetreten werden sollten.

Insbesondere zwei Stellen sind es, die den Wortlaut unklar erscheinen ließen. Zunächst die Schlußklausel: „Ita tamen, ut praesenti hac declaratione nihil detractum intelligatur de eo omni supremi dominii jure, quod supra concessum est." Zwar sollte der Schlußsatz einzig und allein verhindern, daß den zu Souveränität an Frankreich abgetretenen ehemals österreichischen Rechten über elsässische Reichsstände irgendein Abbruch geschehe durch die vorher übernommene Verpflichtung des Königs von Frankreich, diese Reichsstände im übrigen völlig unangetastet im Besitz ihrer Freiheit und Reichsunmittelbarkeit zu belassen. Dies erhellt klar nicht nur aus der Entstehungsgeschichte der Klausel und der Erklärung, welche die französischen Gesandten selbst in den Randbemerkungen, womit sie die redaktionellen Änderungen des Paragraphen „Teneatur" begründeten, über Zweck und Sinn der Klausel gegeben haben,[1] sondern auch aus der Auffassung, die man beim Friedensschluß und darüber hinaus von ihr gehabt hat. Aber

[1] Overmann a. a. O. S. 75.

Digitized by Google

zweifelsohne konnte sie von einem Unbefangenen auch so aufgefaßt werden, als sei mit ihr eine Einschränkung, wenn nicht gar eine verschleierte Zurücknahme der in den vorhergehenden Sätzen zugunsten der Freiheit und Unmittelbarkeit der Stände getroffenen Bestimmungen ausgesprochen. Tatsächlich wurde sie auch von den elsässischen Reichsständen so aufgefaßt.

Die andere Unklarheit liegt in dem verhängnisvollen Worte Landgraviatus inferioris Alsatiae, das auf Verlangen der Franzosen eingefügt wurde. Da die Kaiserlichen, nur von ihrem Hausinteresse geleitet, den Irrtum nicht aufklärten, mußten die Franzosen glauben, mit der Abtretung seien ihnen noch bestimmte reale Abtretungen über die Landvogtei hinaus gemacht worden.

Ein weiteres Verhängnis war, daß die Österreicher in den Artikel, der die Verpflichtung Frankreichs den elsässischen Reichsständen gegenüber enthielt, nicht nur die der österreichischen Protektion unterliegenden Reichsstände namhaft machten, sondern auch noch eine Reihe von Reichsständen, die gar nicht unter den Begriff der abgetretenen Stände fielen. Durch diese Vermischung zweier grundverschiedener Gruppen wurde die zweite erst recht in Gefahr gebracht, zumal die Stadt Straßburg, von der man in Frankreich ganz genau wußte, daß sie vom Hause Österreich völlig unabhängig sei, nicht mit aufgeführt worden war; eine sehr bedenkliche Inkonsequenz.

Die französischen Gesandten hatten, treu ihrem den Ständen gegenüber ausgesprochenen Grundsatze, „daß Frankreich nur mit Österreich und nicht mit dem Reiche im Kriege sei", außer Philippsburg nie etwas anderes als österreichischen Besitz gefordert, sie hatten im Präliminarvertrag auch nichts anderes als den Gesamtbesitz des Hauses Österreich im Elsaß und Breisach erhalten. Freilich glaubten sie, darin seien Hoheitsrechte über die meisten elsässischen Reichsstände beschlossen.[1]

Als der insgeheim abgeschlossene Präliminarvertrag bekannt wurde, setzten sofort die eifrigen Bemühungen der elsässischen Stände ein, um ihre klare Sicherung zu erreichen, sie alle wollten

[1] Bezeichnend ist, was Avaux an Mazarin am 23. Oktober 1646 schrieb: „Je ne sais, s'il y a beaucoup d'inégalité entre l'ancien duché et souverainité de Lorraine et le landgraviat d'Alsace, car dans la basse Alsace nous n'avons que la prévosté de Haguenau avec soixante villages; les villes, le clergé et toute la noblesse relevent immédiatement de l'empire." Overmann a. a. O. 87, Anm. 2.

Digitized by Google

von französischer Oberhoheit nichts wissen.[1] Die Stadt Straßburg verlangte die Fortlassung der Klausel Ita tamen und wollte in die Reihe der namentlich aufgeführten Reichsstände aufgenommen werden. Das Bistum Straßburg und die Reichsritterschaft sah sich durch die Bezeichnung Landgrafschaft bedroht, vor allem rührten sich die am meisten bedrohten Städte der Dekapolis.[2] Die Kaiserlichen fanden diese Wünsche und Bedenken keiner Berücksichtigung wert, sie wollten an die Abmachungen nicht rühren, um nicht den dann vielleicht nachgebenden Franzosen Ersatz aus österreichischen Hausgute gewähren zu müssen. Sie nahmen nur in die Reihe der namentlich angeführten Reichsstände noch einige auf, nicht jedoch die Stadt Straßburg. Auch wurde dem Bischofe von Straßburg eine Deckung wegen der Landgrafschaft gegeben.[3] Diese Änderungen waren geeignet, die Unklarheit nur noch zu vermehren; denn jetzt war erst recht die Landgrafschaft Unterelsaß akzentuiert worden.

Die Hauptdifferenz zwischen den Franzosen und den Kaiserlichen bestand bei den Bestimmungen über die Abtretung der Bistümer Metz, Toul und Verdun; aus dem Präliminarvertrag konnte man sowohl die Abtretung wie die Nichtabtretung der bischöflichen Lehen herauslesen, der neue österreichische Entwurf war zu Ungunsten von Frankreich abgeändert worden. Die Franzosen antworteten mit einem Gegenvorschlag, der auch „die Schenkungen, Verleihungen, Übertragungen, Verkäufe und andere Veräußerungen" eingeschlossen verlangte.[4]

Das rief einen Sturm von Protesten und Gegenbemühungen der schwer bedrohten Stände hervor, und jetzt kam die ganze Sache zum ersten Male an die offiziellen Reichskollegien.[5] Die Franzosen wichen dem einmütigen Widerstande der Kaiserlichen und Reichischen gegenüber auf den Wortlaut des Präliminarvertrages zurück, und da begegneten sie sich mit den Wünschen der Kaiserlichen. Beide Mächte näherten sich. Am 11. November 1647 wurde das in den hier in Betracht kommenden Artikeln nur unwesentlich geänderte Friedensinstrument von beiden Mächten unterzeichnet.[6]

[1] Jacob a. a. O. S. 80—93, 202—219.
[2] Ebenda a. a. O. S. 333—336, von Meiern 4, 711—715, und 5, 414—425, und X. Moßmann in Revue d'Alsace 40 (1889), 469—474.
[3] von Meiern a. a. O. 5, 134—137.
[4] von Meiern a. a. O. 5, 151—153.
[5] von Meiern 4, 730 f. — Jacob 242.
[6] von Meiern 5, 161—166.

Digitized by Google

Ob Frankreichs Irrtum über den Umfang der mit der Landgrafschaft verbundenen Rechte noch fortbestand und wie lange, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit beantworten.[1] Dagegen steht fest, daß die Franzosen auch jetzt noch der Auffassung waren, nichts mehr als den österreichischen Besitz im Elsaß gefordert und erhalten zu haben.

Das Friedensinstrument bedurfte noch der Bestätigung der Reichsstände. Diese, von Schweden unterstützt, wollten wirkliche Verbesserungen, vor allem Beseitigung des Paragraphen Teneatur.[2] Sie erreichten nur die Aufnahme der Stadt Straßburg. Eine authentische Interpretation der Vertragsbestimmungen wußte Servien mit geschickten Worten abzulehnen.[3] Er erklärte, daß sein König nur beanspruche, was das Haus Österreich im Elsaß besessen habe, fügte aber vieldeutig hinzu: gemäß dem Wortlaut des Vertrages. Wenn die Kaiserlichen etwas abgetreten hätten, was dem Hause Österreich nicht gehöre, so sei es ihre, nicht Frankreichs Sache, die wahren Eigentümer zu entschädigen.[4]

Die Stände baten dann Servien, Frankreich möge die von Österreich abgetretenen Rechte im Elsaß vom Reiche zu Lehen nehmen, dadurch würden eine Menge von Schwierigkeiten wegfallen. Die Kaiserlichen aber wollten nicht, daß Frankreich Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhalte.[5]

Eine Erklärung der Reichsstände über ihre Auffassung der heißumstrittenen Artikel wurde von den Kaiserlichen angenommen und beiseite gelegt, von Paris kam eine einfache Empfangsanzeige.[6] So wuchs bei den Ständen das Mißtrauen, Frankreich verweigere nur deshalb eine Interpretation der Friedensartikel im Sinne der Stände, weil es sich für die Zukunft die Hände nicht binden wolle und zur Erweiterung seiner Machtstellung eine andere, ihm günstigere Interpretation vorzubringen gedenke.

Daß die französische Politik beim Friedensschluß wirklich solche Hintergedanken hatte und daß ihre Vertreter den Wortlaut des Friedensinstrumentes in diesem Sinne auffaßten, hat die französische Geschichtschreibung bisher nicht bewiesen. Sie hat sich auf

[1] Overmann a. a. O. S. 86—88.
[2] Jacob a. a. O. 259—273.
[3] Overmann a. a. O. 115—119.
[4] Vgl. auch Jacob a. a. O. 270.
[5] Jacob S. 267—277. — Overmann S. 95, 120.
[6] Jacob S. 278 f.

Digitized by Google

den völlig ungenügenden Beweis beschränkt, daß das offizielle Frankreich später, während der Reunionen, die Ansicht vertrat, im Frieden zu Münster sei ihm das ganze Elsaß im geographischen Sinne abgetreten worden.

Dagegen hat Overmann auf Grund des in Paris beruhenden, bisher völlig unbenutzten Briefwechsels zwischen Münster und Paris im Sommer 1648 mit unwiderleglicher Klarheit gezeigt, daß die Auffassung der Reunionszeit nicht die der französischen Staatsmänner beim Friedensschluß gewesen ist, daß vielmehr sowohl der Gesandte Servien wie die Pariser Regierung nach wie vor daran festhielten, daß Frankreich im Elsaß nichts mehr beansprucht und auch nichts mehr erhalten habe als den Gesamtbesitz des Hauses Österreich.[1] Klipp und klar kommt dies namentlich in Serviens Denkschrift vom 24. August 1648[2] zum Ausdruck. „Was die Abtretung des Elsaß betrifft, kann man zu Recht nur das beanspruchen, was bisher dem Hause Österreich gehört hat, das ja keine Oberhoheit über die elsässischen Reichsstände besessen hat."[3] Wohl hatte Servien, durch die wiederholt geäußerten Besorgnisse der Deutschen aufmerksam gemacht, erkannt, daß der Wortlaut der Artikel verschiedener Interpretation fähig sei, und machte auch darauf aufmerksam. Aber er dachte nie daran, das ganze Elsaß in seinem geographischen Umfange für Frankreich zu fordern und zu diesem Behufe einzelnen Sätzen der Friedensartikel einen Sinn unterzulegen, der diesen ursprünglich ganz fremd war. Insbesondere dachte Servien nicht daran, die Klausel: „Ita tamen" als geeignete Grundlage für spätere französische Ansprüche zu empfehlen. Er wollte für sein Land nur gewinnen, was die Franzosen von vornherein als Entschädigung gefordert hatten, aber infolge des Widerstandes der gesamten deutschen Reichsstände im Westfälischen Frieden nicht erreichen konnten: die Lehen der lothringischen Bistümer, auf die Frankreich eine Art von Anrecht zu haben glaubte,

---

[1] Overmann a. a. O. S. 97 f.

[2] Ebenda Beilage 3, S. 116—119.

[3] Die Berichte Serviens sind seit 1874 zugänglich, die Akten sind — wie Overmann S. 123 ff. nachweist — von Bertrand Auerbach benutzt worden; er hat sich aber wohl gehütet, sie zu veröffentlichen, vielmehr hat er durch Herausnahme einzelner Sätze aus dem Memoire vom 14. September, das die Hauptstütze der gegen die französische gerichteten deutschen Anschauungen bildet, das Aktenstück zur Bekämpfung der deutschen Auffassung benutzt. Das nennt man gewissenhafte Aktenbenutzung!

Digitized by Google

und die Souveränität über diejenigen elsässischen Reichsstände, über die Frankreich österreichische Rechte erworben hatte.

Auf Grund der Bestimmungen über die französische Entschädigung und auf Grund der Denkschriften Serviens vom August und September 1648 steht also zweifellos fest, daß Frankreich durch den Frieden zu Münster im Elsaß nur den Gesamtbesitz des Hauses Österreich erworben hat, nichts mehr. Mögen der Ausdruck: Landgrafschaft Unterelsaß und die Klausel: Ita tamen dem Leser, der nur sie kennt, subjektiv unklar sein, objektiv sind sie es durchaus nicht.

Der dienstlichen Erklärung Serviens über den Umfang der elsässischen Abtretungen entspricht auch das Verhalten der französischen Regierung in den ersten Jahrzehnten nach dem Friedensschlusse. Frankreich tat keine Schritte, die einen Anspruch auf eine das ganze Elsaß umfassende Souveränität erkennen lassen.[1] Im Gegenteil hielt sich Frankreich innerhalb des österreichischen Besitzes, und die Stände fühlten sich als Bestandteile des Reiches. Den wichtigsten Beweis hierfür liefert die Einsetzung des höchsten Gerichtshofs für das Elsaß im Jahre 1657, des Conseil souverain d'Alsace. Die öffentlichen königlichen Briefe bezeichnen ihn ausdrücklich als Nachfolger der alten österreichischen Regierung zu Ensisheim und umschreiben seinen Wirkungskreis durch die wörtliche Wiederholung der im Friedensinstrument gebrauchten Wendungen.[2] Das ist mit der Annahme nicht zu vereinigen, der König habe schon in diesem Augenblicke eine Jurisdiktion über das ganze Elsaß auch nur im Prinzip beansprucht.

Ebenso erhellt aus den offiziellen Denkschriften der königlichen Intendanten im Elsaß, vor allem aus denen von Charles Colbert de Croissy 1657 und 1663,[3] daß sich damals die französische Regierung lediglich als Rechtsnachfolgerin der Habsburger betrachtete und überzeugt war, daß der König im Unterelsaß nur wenig besitze und daß die Landgrafschaft Unterelsaß gar nichts bedeute.[4] Zwar hat auch Colbert genau wie Servien darauf hingewiesen, daß man die Rechte auf Grund der Friedensbestimmungen bei guter Ge-

[1] Reuss, L'Alsace au 17e siècle, 1, 191—198.

[2] Vgl. u. a. Vanhuffel, Documents inédits concernant l'histoire de France et particulièrement l'Alsace (1840), S. 191—198.

[3] Ch. Pfister, Une mémoire de l'intendant Colbert sur l'Alsace. Revue d'Alsace N. S. 9 (1895), S. 196—202.

[4] Vgl. Ludwig a. a. O. S. 3—8.

Digitized by Google

legenheit erweitern könne,[1] aber die positiven Vorschläge, die er in dieser Hinsicht macht, beziehen sich nur auf die Erwerbung der vollen Souveränität über die zehn Reichsstädte, weil die Bestimmung, daß Frankreich sich mit den Rechten Österreichs begnügen solle, durch die Schlußklausel: „ita tamen" aufgehoben werde. Und selbst das sind bei Colbert nur unbestimmte Pläne für die Zukunft, die von der Wirklichkeit streng zu unterscheiden sind.

So werden die Erklärungen Serviens über den Umfang der elsässischen Abtretungen durch das Verhalten der französischen Regierung in den ersten beiden Jahrzehnten, also noch über den Tod Mazarins (März 1661) hinaus, aufs vollkommenste bestätigt. Erst nach Beginn des Krieges Ludwigs XIV. gegen die Niederlande vollzog sich die durchgreifende Wendung in der elsässischen Politik Frankreichs.

Die französische Politik durfte mit ihrem Erfolge zufrieden sein. Sie hatte den Wall habsburgischer Macht im Zentrum durchbrochen, sie hatte die Franche Comté flankiert, war imstande, jederzeit mit den Feinden der Habsburger im Reiche in Fühlung zu treten; denn wie die Habsburger den Herzog von Lothringen hatten in seinem Kampfe stecken lassen müssen, so war auch eine Wiederherstellung seiner Herrschaft zunächst aussichtslos, daher den Franzosen der Durchmarsch durch Lothringen frei, und mit Breisach und Philippsburg, wo ihnen auf ewig das Besatzungsrecht zugestanden worden war, hatten die französischen Truppen rechts und links von dem noch beim Reiche verbliebenen Straßburg den Übergang über den Rheinstrom in der Hand. Man kann es nicht scharf genug betonen, daß das erste Mal, da Frankreich den Rhein, die Grenze Galliens mit seinem Staatskörper erreicht hatte, die vielgepriesene Grenze den Franzosen als ungenügend erschien. Ich kenne keinen französischen Historiker, der ehrlich genug ist, das hervorzuheben und Mazarin der Fälschung des französischen Staatsprogrammes zu zeihen.[2]

Man hatte so oft feierlich und privatim erklärt, man wolle nur der „deutschen Freiheit" dienen, man stand gar nicht im Kriege

[1] Ludwig a. a. O. S. 8 f.

[2] Der Belgier Stiénon, der für die französische Patriotenliga arbeitet, bringt es fertig, selbst die Tatsache des Besitzes auf dem rechten Rheinufer zu leugnen! La rive gauche du Rhin et l'Équilibre Européen (Petite Bibliothèque de la Ligue des Patriotes 4, 1917), S. 16.

Digitized by Google

mit dem Reiche und doch mußte ein deutsches Fürstentum, das Bistum Speier, es büßen, daß sein Fürst den Franzosen mehr als den Spaniern getraut hatte. Aber es war ja nur ein unbedeutender katholischer Bischof ohne mächtige Vettern und dazu mit dem Kaiser verfeindet!

Es war zwar verhindert worden, daß der König von Frankreich als Reichsstand, als „Landgraf von Elsaß" auf dem deutschen Reichstage Sitz und Stimme erhielt — die Ehrsucht jener Zeit, die für französische Vertreter auf dem Reichstag sich nicht mit den Ehren eines landgräflichen Gesandten begnügen wollte, und der Widerstand der Kaiserlichen, die dann ja dem Herzensfeind in alle Verhandlungen mit den Fürsten hätten Einblick gewähren müssen, hatten dahin gewirkt —, doch war die kaiserliche Macht im Reiche wie dieses selbst an Ansehen schwer durch die Bestimmungen des Friedens geschädigt worden. So war das Bündnisrecht der Fürsten mit dem Auslande anerkannt, nur waren Bündnisse wider Kaiser und Reich und seinen Frieden verboten. Über Krieg und Frieden durfte der Kaiser nicht mehr ohne den Reichstag entscheiden. Eine Reichsreform war nun erst recht unmöglich geworden. Der Friede stand unter der Garantie von Frankreich und Schweden! Die politischen Sünden unserer Vorväter hatten Deutschland zu einem staatlichen Monstrum gemacht, das keine bewegliche und kräftige Verwaltung hatte, dem die Einigkeit und die Entschlußkraft fehlte. Während in Frankreich aus den furchtbaren Wirren der Religions- und Adelskriege ein äußerst starker, schneller Entschlüsse fähiger, zentralisierter Staat entstanden war, den ein absoluter König unbedingt beherrschte, war in dem Deutschen Reiche jeder Wille des einen durch den Willen anderer gehemmt. Die innere Schwäche des Deutschen Reiches war für Frankreich ein dauernder Vorteil — ein so großer Vorteil, daß die heutige Generation der Franzosen gar gern diese alten Zustände bei uns wieder einführen möchte!

Wir haben oben gesehen, wie sehr die französischen Gelehrten sich weigern, den Overmannschen klaren Ergebnissen sich zu beugen. Für die populäre Literatur sind sie erst recht nicht vorhanden, in ihr lernt jeder Franzose den Satz: im Westfälischen Frieden ist von Kaiser und Reich das ganze Elsaß an Frankreich abgetreten worden, wenn es nicht heißt: mit Frankreich wieder vereinigt worden (réuni).

Digitized by Google

Die Darstellung zweier Gelehrter muß noch besonders besprochen werden. Babelon versteigt sich dazu, die Frage zu stellen: „Gibt es in der Geschichte der Völker eine bewunderungswürdigere und mehr legitime Eroberung als diese, welche definitiv das Los des Elsaß bestimmte?“[1] Derselbe Gelehrte gibt die Abtretungsparagraphen 75 und 79 im Wortlaut, verschweigt aber den Paragraph 85 und übergeht alle Einschränkungen![2] Die Wahrheit hat für ihn eine wächserne Nase. Yves Guyot, einst französischer Minister und heute Rédacteur en chef du Journal des Économistes schreibt gar: „La France se fit *confirmer* la possession des trois évêchés Verdun, Toul, Metz et *de l'Alsace*, sauf Strasbourg.“[3]

Die geschichtlichen Kenntnisse dieses in Frankreich hochangesehenen Herrn beleuchten zwei andere Stellen. Er schreibt über den Erwerb der Königskrone durch Preußen: „Johann Sigismund kaufte von den Rittern des Deutschen Ordens einen kleinen Winkel Erde, der jenseits der Weichsel liegt und mit einem Teile den Niemen überschreitet. Er nennt sich Preußen.“ — Tatsächlich war der Kurfürst der Erbe des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen in dem längst säkularisierten Ordenslande. — „Obwohl er nicht einen Teil des Reiches bildete, erreichte Friedrich II.“ — richtig Friedrich III. — „von dem Kaiser Sigismund“ — der tatsächlich von 1433—1437 Kaiser war — „daß er zum Königtum erhoben wurde (1701).“[4] Guyot hat aber noch eine andere Version: „Gleichwohl gab (conféra) Leopold I. in seiner Eigenschaft als römischer Kaiser 1701 dem Kurfürsten von Brandenburg den Titel eines Königs von Preußen.“[5] An dem Vorgange ist gerade umgekehrt charakteristisch, daß das preußische Königtum auf das nicht zum Reiche gehörige Teilgebiet begründet wurde, der Titel also eben nicht vom Kaiser verliehen werden mußte!

Ich glaube nach vorstehendem, daß Herr Yves Guyot durchaus berechtigt wäre, neben den Herren Babelon und Flach einen Platz unter den Unsterblichen einzunehmen.

---

[1] A. a. O. 2, 281.
[2] A. a. O. 2, 280.
[3] Les Causes et les Conséquences de la Guerre (1915), S. 259.
[4] A. a. O. S. 26.
[5] A. a. O. S. 260.

Digitized by Google

XIII.

Frankreich und das Elsaß bis zum Frieden von Nymwegen (1679).

Anfängliche Milde. — Die ersten Verwaltungsbeamten. — Stellungnahme der zehn Reichsstädte. — Militär- und Gerichtshoheit. — Lokale Selbstverwaltung. — Entwaffnung der Reichsstädte. — Die Wahl des Fürstenbergers zum Bischof von Straßburg. — Die eigene Politik Ludwigs XIV. — Der holländische Krieg. — Straßburg laviert. — Hagenau. — Der Friede von Nymwegen.

Für die Franzosen, die dem Glauben huldigen, im Westfälischen Frieden sei das ganze Elsaß an Frankreich abgetreten worden, sind die in diesem Kapitel zu erzählenden Ereignisse Beweise der Güte, der Langmut, der Klugheit, mit der die französische Regierung ihre Rechte zur Geltung brachte. Die deutsche öffentliche Meinung hat sich sofort auf die Seite der elsässischen Stände gestellt, die sich mit aller Kraft gegen jeden Schritt der französischen Regierung zur Wehr setzten. Die deutsche Geschichtsforschung hat vor allem die Reunionen und die Wegnahme Straßburgs als bewußt begangenen Rechtsbruch bezeichnet und die Overmannschen Untersuchungen haben dafür den zwingenden Beweis erbracht. Eine Vermittlung zwischen diesen beiden Auffassungen gibt es nicht, sie scheiden sich wie Wasser und Feuer. Der vermittelnde Standpunkt ist unhaltbar geworden.

Die scheinbare Milde der französischen Politik unmittelbar nach dem Friedensschlusse hat ihre sehr begreiflichen Gründe.[1] Zu-

[1] Eine übersichtliche Darstellung gab 1905 Tumbült: Wie wurde Elsaß französisch? Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, Band 26 (1905). Außerdem habe ich benutzt: Legrelle, Louis XIV et Strasbourg. 3 éd. 1883. — Rocholl, Zur Geschichte der Annexion des Elsasses, 1888 (mit reichen und wichtigen Aufschlüssen aus dem Kolmarer Archive). — Reuss, L'Alsace au 17me siècle, 1897. — Bardot, Georges, La question des dix villes impériales d'Alsace. Thèse Lyon, 1899. — Waldner, Die Angelegenheit der Reichsstädte des Elsaß am Reichstage und vor dem Schiedsgerichte zu Regensburg (1663—1673). Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv zu Kolmar, 1, 1907. — Lefébure, Le Drame de l'âme Alsacienne au 17e siècle (1908, Extrait du Correspondent), der vor allem auf Kolmar eingeht. — Reuss, Histoire d'Alsace, 1912. — Dorlan, Histoire

Digitized by Google

nächst war Mazarin durch den Krieg mit Spanien, durch die Kämpfe mit der vielgestaltigen Opposition der Fronde verhindert, dann aber gebot die Rücksicht auf die deutschen Fürsten, für deren Libertät ja Frankreich gekämpft zu haben vorgab, im Elsaß äußerst vorsichtig vorzugehen, zumal wenn man an dem Plane festhielt, deutsche Fürsten in einem französischen Interessen dienenden Bunde zusammenzufassen, wie das im Rheinbunde unter Leitung des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn von 1658 bis 1667 gelang, oder wenn man gar den Versuch machen wollte, den jungen Ludwig XIV. auf den deutschen Kaiserthron zu bringen, wie das 1657, allerdings vergebens, versucht wurde. Dabei gehen auch lange die Versuche fort, für den König von Frankreich Sitz und Stimme am Reichstage zu erhalten.

In der elsässischen Verwaltung hatte Mazarin zunächst Unglück. Er vertraute das Amt eines Lieutenant général du Roi einem Gliede des lothringischen Herzogshauses an, dem Grafen von Harcourt; dieser beteiligte sich an den Kämpfen der Fronde, ja er trat in geheime Verhandlungen mit dem Kaiser und Spanien, er erneute das Projekt Bernhards von Weimar, nur in katholischem Sinne; als Herzog des Elsaß wollte er die Oberhoheit des Deutschen Reiches anerkennen. Der Gouverneur wurde von Mazarin durch einen demütigenden Vertrag überwunden. Die wirkliche Verwaltung übernahm dann als Intendant ein sehr fähiger Beamter, der Bruder des großen Colbert, Charles Colbert de Croissy. Die Ausdehnung der Gewalt Frankreichs im Lande wurde von dieser neuen Beamtengattung getragen, nicht von den Generalgouverneuren; wie diese waren auch die Intendanten bis zur Revolution ausnahmslos Franzosen, und in dem höchsten Gerichtshofe des Landes saßen neben drei Elsässern sechs Franzosen. Das Land wurde in noch viel stärkerem Maße als früher von Fremden geleitet.

Wie stand es nun mit den Ständen? Die zehn Städte lasen aus § 87 ihre Reichsunmittelbarkeit heraus und versuchten alles, sie zu behaupten. So beschickten sie den Nürnberger Kongreß für die Ausführung des Friedens, sie erreichten, daß Frankreich seine

architecturale et anecdotique de Schlestadt (sic), t^e 2 (1912), der von den großen Fragen nichts versteht. — Auerbach, Bertrand, La France et le Saint Empire romain germanique (Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes fasc. 196), 1912. — Albert-Petit, Comment l'Alsace est devenue Française? 1915. — Vidal de la Blache, La France de l'Est, 1917.

Digitized by Google

Garnison aus Kolmar und Schlettstadt herauszog, Hagenau und Landau blieben wie Philippsburg und Breisach allerdings die militärische Deckung Frankreichs und die Bedrohung Deutschlands. Sie verlangten, daß der französische Landvogt ad punctum nur solche Rechte habe, wie früher der habsburgische; als das nicht zugestanden wurde, verweigerten sie den Eid der Treue und des Gehorsams. Auch zum Regensburger Reichstag (1652—1654) sandten sie eine gemeinsame Deputation. Die Franzosen parierten den Schlag, indem sie sich bereit erklärten, in den Reichslehensverband einzutreten. Ein Ergebnis kam nicht zustande.

Die Reichsstadt Hagenau schlug noch bis 1673, Kolmar bis 1670 Münzen mit der Bezeichnung „freie Reichsstadt", dem Reichsadler und der Umschrift: Leopoldus dei gratia Romanorum imperator semper augustus. Die Reichsstädte verweigerten auch die Anerkennung des 1649 in eine französische Gerichts- und Verwaltungsbehörde umgestalteten Regimentes zu Ensisheim, das 1649 als Chambre royale nach Breisach verlegt wurde. Colbert de Croissy machte daraus einen Conseil souverain und verlegte ihn wieder nach Ensisheim, jetzt nur noch ein Gericht, aber eines, das alle Sachen definitiv entschied. Die Städte verharrten im Widerstand, sie wußten, wie schädlich das Metzer Parlament auf die Rechte der Stände gewirkt hatte, sie wollten nicht von dem Rechtszuge an das Reichskammergericht in Speier ablassen. Kolmar weigerte sich sogar, die Notifikation des neuen Gerichtshofes entgegenzunehmen.

1661 starb der Kardinal Mazarin, die von ihm nach Harcourt bekleidete Würde eines Gouverneurs ging auf den Gatten einer seiner Nichten, den Duc de Mazarin, über, die Leitung der auswärtigen Politik Frankreichs kam aber an den jungen König selbst, der mehr und mehr von der nur auf die tatsächliche Gewalt, nicht aber auch auf deren scharfes äußeres Hervortreten gerichteten klugen Politik der beiden Kardinäle abging.

Bei der Einführung dieses neuen Landvogtes (1662) widersetzten sich die Städte abermals, leisteten aber schließlich den Treueid, nachdem ihr Gewissen durch die Formel beruhigt worden war, daß sie nur versprachen: „alles zu leisten, wozu wir kraft des Münsterischen Friedens hinsichtlich der ... Abtretung der Landvogtei Hagenau gehalten sind." Entschlossenen, einstimmigen Widerstand leisteten die Bewohner von Kolmar, die in den an sie gestellten

Digitized by Google

Forderungen auch eine Verletzung ihrer Verträge von 1635 und 1644 sahen; da half nichts das pomphafte Auftreten des Herzogs von Mazarin, nichts die verführerischen Worte des französischen Agenten Fleischmann in Straßburg und des ersten Adligen, der sich an Frankreich anschloß, des Herrn Vogt von Hunoltstein. Die Städte hatten auch Kaiser und Reich davon verständigt, daß sie nur der Notwendigkeit gewichen seien.

Die Annexion eines Landes brauchte damals nur auf drei Dinge entscheidenden Wert legen, auf die Militärhoheit, auf die Gerichtshoheit und auf das Recht, bindende Verfügungen zu erlassen. In dem Zeitalter der Söldnerheere kam es noch nicht auf die immer riskante Aushebung von Soldaten an, da handelte es sich nur um das Garnisons- und Befestigungsrecht. Der französische Staat ging eben der Durchbildung seines Heereswesens durch Louvois und dem Ausbau seines Festungswesens durch Vauban entgegen. Die ersten französischen Fortifikationen in den Reichsstädten begannen erst nach 1673.

Die Gerichtshoheit war im Deutschen Reiche durch das Reichskammergericht in Speier vertreten, das, viel zu spät errichtet, viel zu abhängig von den reichsunmittelbaren Ständen, nicht die politische Rolle spielen konnte, die das Parlament von Paris seit Jahrhunderten für die Ausdehnung der Rechte des Königtums hatte ausführen können. Immerhin war diese Justizhoheit, soweit ich das übersehen kann, im ganzen Elsaß 1648 außerhalb der österreichischen Territorien noch gewahrt. Der Obergerichtshof von Ensisheim hatte die Verbindung mit dem Reichsgericht durchschnitten. Da machte 1661 der König den Versuch, die Lande und auch die Reichsstädte dem außerhalb liegenden Parlamente von Metz zu unterstellen. Wieder Widerstand der Reichsstädte und abermals Zurückweichen Frankreichs, das schließlich im Lande, in Breisach, einen neuen Conseil souverain als oberste Gerichtsbehörde errichtete. Ihm ward, wie schon dem Conseil von Ensisheim, auch die Aufgabe zugewiesen, methodisch nach den königlichen Rechten im Elsaß zu forschen und sie zur Geltung zu bringen. Die Bedeutung dieses Gerichtes für die Einführung des französischen Gedankens ist sicherlich höchst bedeutend gewesen.

An der wirtschaftlichen Organisation eines Landes änderte auch sonst keine annektierende Regierung damals etwas, die französische aber hatte um so weniger dazu Anlaß, als das Elsaß

Digitized by Google

nirgendwo mit dem französischen Staatskörper räumlich zusammenhing, und auch als durch die Einverleibung des Herzogtums Lothringen die räumliche Verbindung eintrat, ist es dem ancien régime nicht eingefallen, etwa die Zollgrenze zu verlegen, die Lande blieben eine province d'étranger effective, wie sich so bezeichnend die französische Staatssprache ausdrückte. Wirtschaftlich blieben Elsaß und auch Lothringen in ihrer überkommenen Verfassung bis zur großen Revolution mit dem reichsdeutschen Wirtschaftsgebiete verbunden.

Der Westfälische Friede hatte den abgetretenen Landen die lokalen Privilegien und Freiheiten verbürgt, es blieb also zunächst beim alten Zustande, bei der Wahl der Gemeindeverwaltung ohne französische Bestätigung usw. usw. Man sieht also, daß die „Milde" der neuen Verwaltung einmal durch den Westfälischen Frieden aufgezwungen war und auch ihre Interessen keineswegs ein anderes System geboten. Und auf der elsässischen Seite ergibt sich, daß ihr das Recht zur Seite stand. Mit großer Treue hielten die Stände möglichst jede Verbindung mit dem Reiche aufrecht. Die staatlichen Anforderungen, die das Reich einst gestellt hatte, waren sicherlich — leider — sehr gering, es ist aber doch eine starke Übertreibung, wenn französisch gesinnte Geschichtsdarstellungen die Reichsstädte als freie Republiken und die Reichsunmittelbaren als Souveräne und souverainunculi hinstellen und so wohl gar rückwärts die ganze Zeit seit 1273 charakterisieren, wie es in der volkstümlichen Literatur fast regelmäßig geschieht. Die stärkere innere Konzentration des französischen Staates verführt dazu, die wenn auch schwachen Bande des deutschen Staates zu unterschätzen.

Der Duc de Mazarin versuchte nun die Rechte des Landvogtes zu klären und auszudehnen, er fand nur bei Hagenau einiges Entgegenkommen. Die übrigen Städte protestierten am 7. Februar 1665 am Deutschen Reichstag und erklärten alle staatsrechtlichen Handlungen, welche ihre Reichsunmittelbarkeit berührten, sowohl den Eid des Jahres 1662 wie die Zugeständnisse, welche die sechs katholischen Städte 1664 gemacht hatten, als erzwungen und ohne die Zustimmung und Autorität des Reiches geschehen für null und nichtig. Ein Schiedsgericht begann 1667 seine Tätigkeit, allein die französische Politik erreichte bis 1673 eine Verschleppung. Und da begann ein neuer Krieg.

Digitized by Google

Ludwig XIV. ließ die Reichsstädte unter seinen Augen militärisch besetzen, die Vorräte an Waffen und Munition konfiszieren, die Bürger völlig entwaffnen und die Befestigungen der Städte niederlegen. Wohl versprach der König, nach dem Frieden die Truppen wieder zurückzuziehen, tatsächlich bedeutete aber das Vorgehen die Einverleibung der Städte in den französischen Staat. Das war das Ende der Herrlichkeit der elsässischen Reichsstädte! Der Straßburger Chronist Johann Jakob Walter schrieb in sein Tagebuch: „Also hat das arme Elsaß mit einem Schlage seinen alten Glanz, seine Schönheit und seine Freiheiten verloren. Nicht zu schildern sind die Klagen dieser armen, von aller Welt verlassenen Leute.“[1] Die Wut der Reichsstädter, die sich des Schutzes ihrer Mauern beraubt sahen, richtete sich vor allem gegen diejenigen, die zu einer nachgiebigen Haltung gegenüber Frankreich geraten hatten. Der Syndikus von Schlettstadt, Knecht, mußte sich nächtlich vor der Wut seiner Mitbürger flüchten, die ihn umbringen wollten. Der französische König vernichtete die Privilegien einzelner der Reichsstädte, entgegen den Bestimmungen des Westfälischen Friedens.[2] Das Ganze war eine regelrechte Annexion.

Der militärische Gewaltstreich, durch den bei Beginn eines Krieges Frankreich sich selbst fast aller festen Plätze beraubte, die es im Elsaß besaß, ist der schlagende Beweis dafür, daß nach fünfundzwanzigjährigem Aufenthalte die Franzosen im Elsaß keine Wurzeln geschlagen hatten. Der große Condé schrieb am 30. Januar 1679 nach einer Inspektionsreise an Louvois: „Die Autorität des Königs im Elsaß ist auf dem besten Wege, völlig verloren zu gehen. Die zehn Reichsstädte ... sind fast wie Feinde, die Ritterschaft des Unterelsaß ist auf dem gleichen Wege, Hagenau hat vor der Nase M. Mazarins die Tore verschlossen, und die kleine Stadt Münster hat ihn vor einiger Zeit schmählich weggejagt. Er hat diese beiden Kränkungen mit viel Geduld getragen. Immerhin faßt man etwas Fuß.“[3] Das sind deutliche Beweise der Reichstreue, die im Elsaß noch ungebrochen lebte. Frankreich hatte gewartet, um in entscheidender

[1] Reuß 1, 220. Das wird auch von französischer Seite bestätigt. Über den Abbruch der Festungswerke von Kolmar sagt die Mlle. de Montpensier in ihren Erinnerungen: „Niemals sah ich Menschen, die so konsterniert waren und in solcher Betrübnis.“ Lefébure a. a. O. 26.

[2] Rocholl a. a. O. S. 85.

[3] Duc d'Aumale, Histoire des princes de Condé, 7, 380.

Digitized by Google

Stunde die Worte, die einst Servien gesprochen hatte, wahr zu machen: „Wir haben über die Städte genug Recht, um sie eines Tages mit Waffengewalt zu unterwerfen, wenn sich dafür eine günstige Gelegenheit bietet.“ [1] Aber dieses selbe Frankreich hatte vor diesem Schritte auch niemals offen die Interpretation der Artikel vertreten, die seinen Interessen am günstigsten war. [2] Warum wohl? Weil man selbst nicht an sie glaubte.

Vergebens sucht man in der Literatur über diese Zeiten nach Beweisen dafür, daß die elsässische Bevölkerung sich mit Wärme der französischen Herrschaft unterworfen hätte. Selbst in den österreichischen Landesteilen fehlte es nicht an deutscher Gesinnung, in Schlettstadt schwur noch 1664 der Bürgermeister „einzig und allein ... Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät Treue“. 1669 wurde der von Hagenau abgesetzt, weil er, nachdem er erst auf das Wohl des Kaisers getrunken hatte, sich geweigert hatte, auf das des Protektors der Stadt, Ludwigs XIV., zu trinken. [3] Über alle diese Dinge, die Frankreich ungünstig sind, gehen Babelon, Henri Stein und Driault hinweg! Hansi hat die Stirn, zu sagen: „Lange vor der französischen Okkupation hatten elsässische Städte: Zabern, Hagenau, selbst Straßburg, auch zahlreiche Herren sich unter den Schutz Frankreichs gestellt oder gebeten, französisch zu werden. Ihr habt es richtig gelesen, seit dem 17. Jahrhundert gebeten, französisch zu werden.“ [4]

Die Lage der Deutschen im Elsaß wurde sehr wesentlich verschlechtert durch die Wahl des Landgrafen Franz Egon von Fürstenberg-Heiligenberg zum Fürstbischof von Straßburg. Unter den hochadligen Wählern war ein Lothringer (Graf von Kriechingen), alle anderen stammten aus von Frankreich nicht bedrohten Gebieten; aber noch herrschte der Rheinbund und sein Geist, die Sorglosigkeit gegenüber Frankreich, und dann kamen französische Versprechungen und französische Gelder hinzu, so daß schließlich die kaiserliche Partei die Flinte ins Korn warf und an die Stelle des am 20. November 1662 gestorbenen Habsburgers — der freilich nie im Lande gewesen war — ein ausgesprochener Anhänger Frankreichs trat. Er nahm es gewissenhaft mit der Bestimmung der

[1] Bardot a. a. O. 64, Anm. 2.
[2] Ebenda 73.
[3] Vgl. Reuss, L'Alsace, 1, 208 f.
[4] A. a. O. S. 62.

Digitized by Google

Wahlkapitulation, alles, was dem Bistum in der Stadt Straßburg und sonst entzogen worden war, zurückzugewinnen, darunter die in den Händen der Protestanten befindliche Domkirche, aber er nahm es leicht mit seiner Unabhängigkeit als Reichsfürst gegen Frankreich. Diese Wahl mußte den alten Gegensatz zu der einstigen Bischofstadt verschärfen, in der Tat gab der neue Fürstbischof sich der Hoffnung hin, durch Anlehnung an Frankreich seine Domkirche zurückzugewinnen. Die konfessionellen Gegensätze wurden verschärft, und stärker trat es hervor, wie es sich schon bei den Reichsstädten gezeigt hatte, daß die Katholiken im Elsasse auf Frankreich, das katholischer ward, Vertrauen zu setzen begannen. Aber auch sie wurden noch sehr durch die Erinnerung an das Reich und das katholische Haus der Habsburger gehalten.

Die Stadt Straßburg hatte die schwächliche Haltung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges beibehalten, sie glaubte durch Liebenswürdigkeiten den französischen König günstig stimmen und zu gleicher Zeit dem kaiserlichen Hofe gegenüber — er war ja katholisch — die alten Freiheiten behaupten zu können. Sie stritt Leopold I. den Huldigungseid ab. Ein katholisches Straßburg hätte wohl eine energischere Stellung eingenommen und würde sich weniger mit Frankreich eingelassen haben. Auch eine Verständigung mit dem neuen Fürstbischof scheiterte an der Frage des Münsters. Als der holländische Krieg ausbrach, erklärte die Stadt die strikteste Neutralität. Gleichwohl ließ Condé November 1672 die Straßburger Rheinbrücke in Brand stecken, und aus Furcht vor Frankreich wagte die Stadt — trotz des Neutralitätsbruches — nicht, die Brücke sofort wieder aufzubauen. Das Volk war über eine solche Schwäche des Magistrates empört. Eine Stadt, die vorwärts eines Stromes gelegen ist, konnte sich nur halten, wenn sie für ausgezeichneten Stand der Festungswerke, der Bewaffnung, für eine starke Garnison sorgte sowie für unbedingte Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem andern Ufer. Straßburg aber war zu arm geworden, glaubte zu sehr an die Kunst, sich durch alle Schwierigkeiten zu winden, mißtraute den Kaiserlichen und erwartete auch wohl kaum den Rechtsbruch, der ihm bevorstand.

Ludwig XIV. hatte die Bahnen der beiden Kardinäle verlassen, sie waren in Deckung auf Umwegen vorgegangen, er aber, der allerchristlichste König, hielt solche Schleichwege für unter seiner Würde stehend, er wollte frei und offen die Erfolge erstreben, er

Digitized by Google

wollte nicht nur die Macht, sondern er schätzte bald geradezu den weithin blendenden Schein höher ein als die Sache. Frankreich hatte scheinbar seinen Bundesgenossen mehr genutzt als diese ihm, jetzt verschob sich das völlig. So auch gegenüber den deutschen Fürsten. Zunächst „hatte er", nach den Worten von Lavisse, „bei jeder Gelegenheit von seinem äußersten Eifer für die Aufrechterhaltung der deutschen Freiheit geredet. Diese alte Lüge," fährt der französische Geschichtschreiber fort, „konnte noch während der ersten Jahre geglaubt werden,"[1] im holländischen Kriege war aber den deutschen Fürsten der Star gestochen worden. Die Fürsten merkten, daß die Macht, mit welcher man gemeinsam gegen das Haus Österreich Front gemacht hatte, sich an seine Stelle setzen wollte, und dann war sie weit gefährlicher als der langsame Wiener Hof. Die größere Beweglichkeit Frankreichs bedrohte jeden weit mehr!

Der Egoismus der Politik der Kardinäle hatte durch Klugheit gemäßigte Instinkte, der Egoismus Ludwigs XIV. verwandelte sich in Selbstanbetung und beruhte auf den schrankenlosen Theorien von Legisten. Er kam sich vor als der Erbe Karls des Großen in allen seinen Gebieten, als der erste unter den Fürsten, als der Leiter Europas; was die Staatsräson zu fordern schien, griff er freudig auf, und er zeigte das vor aller Welt, die französische Akademie huldigte ihm, Inschriften und Denkmäler verkündeten es. Der großen Gefahr des Absolutismus, daß der Fürst seinen Glanz allzusehr erstrahlen lassen will, erlag der arbeitsame König, der immer mehr sich von gewaltsamen Tendenzen beherrschen ließ. „Es gab," sagt Sorel über die „klassische" Politik Richelieus, „in den auswärtigen Unternehmungen ein gewisses Maß, das nicht überschritten werden durfte, ein Übermaß, welches Europa nicht geduldet hätte und welches die Franzosen selbst durchzuführen nicht imstande waren. Das ist der tiefe Grund des klassischen Systems, Ludwig XIV. denaturierte es."[2]

Die ersten Kriege waren Grenzkriege, aufgebaut auf windige Ansprüche, die ein Legist gefunden und der König aufgenommen hatte; damit wurde er ein Eroberer, auf den immer stärker ein Militär, Louvois, Einfluß gewann, der immer weniger auf die Vertreter des alten Systems hörte. Die Juristen mußten ihm für

[1] Lavisse 7, 2, 278.
[2] Sorel a. a. O. 1, 283.

Digitized by Google

seine Eroberungen Pfadfinder sein, dem Spruche der Parlamente folgt die Ausführung durch seine Feldherren. „In diesem bewaffneten Prozesse ist jede Prozeßverhandlung durch eine Schlacht bezeichnet.“[1] Dann kam der Plan, die spanische Erbschaft und damit die Obmacht in der Welt zu gewinnen, ein zähe festgehaltenes Ziel. „Seine Bundesgenossen entglitten ihm, und bald bekämpften sie ihn. Es gab in Deutschland keine Bündnisse mehr, als gegen ihn. Die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) entfremdete ihm die protestantischen Fürsten, die Verwüstung der Pfalz vereinte sie zu gemeinsamer Entrüstung mit den Katholiken. Man sieht, das war der Untergang des Werkes von 1648, das Reich mit dem Kaiser geeint, marschiert gegen Frankreich.“[2] Und Lavisse sagt: „So hatte der König es leicht, klug, sehr vorsichtig zu sein, überall nach vorwaltenden Trümpfen zu suchen, ein ebenso treuloser Politiker wie die übrigen zu sein, nahezu immer zu lügen; stärker als seine Klugheit und seine Treulosigkeit werden die Liebe zum Ruhme sein und der Ehrgeiz, ihn zu zeigen. Endlich wird er Europa belehren, daß die bis dahin geschickte und gemäßigte Politik Frankreichs für alle gefährlich geworden und der Gefahr der spanischen Herrschaft die der französischen gefolgt ist.“[3]

Ludwig XIV. hat in den für seinen Sohn bestimmten Ausführungen von 1661 es ausgesprochen, daß den Königen, die in Reims gekrönt würden, von Rechts wegen das abendländische Kaisertum als Erbe Karls des Großen gebühre, nicht den Deutschen. Die Deutschen hätten das Kaisertum zugrunde gerichtet; die jetzigen Wahlkaiser könne man nur als die Häupter oder Generalkapitäne einer deutschen Republik ansehen. Nur ein Herrscher von der Macht des französischen Königs kann das Kaisertum wieder zu Ehren bringen und zu seiner alten wahrhaft monarchischen Bestimmung zurückführen.[4]

Diese deutsche Politik des Königs unterstützte der Advokat am Pariser Parlamente d'Aubery. In seinem 1667 erschienen Buche: Les justes prétentions du Roy sur l'Empire, behauptete er die rechtliche Einheit des Volkes der Franzosen und Deutschen: der legitime Erbe ihrer Herrschaft war Hugo Capet,

[1] Sorel a. a. O. 1, 285.
[2] Ebenda 1, 286.
[3] Lavisse a. a. O. 7, 2, 229.
[4] Œuvres de Louis XIV, 1, 70—77.

Digitized by Google

im Sinne der ursprünglichen Weltordnung gebührt Reich und Kaisertum nicht dem Kaiser, sondern dem französischen Könige, der Erwerb des Elsasses ist keine Eroberung, sondern er bringt nur den kleinsten Teil der gerechten Ansprüche zur Erfüllung, die der König auf ganz Deutschland hat.[1]

Als der Markgraf Hermann von Baden 1667 den in Köln versammelten Beauftragten der Fürsten, die größtenteils im französischen Solde standen, dieses Buch vorlegte, waren sie nicht allzusehr bewegt, erst die Anfänge der Ausführung der Gedanken hat sie belehrt.[2]

Mit einem solchen Könige hatten es nun die Reichsstände im Elsaß zu tun; denn der Überfall der Niederlande brachte den Krieg nach dem Lande, das sich eben erholt hatte, und das nun wieder Kriegsschauplatz wurde. Im September 1674 bemächtigten sich die Kaiserlichen der notdürftig wiederhergestellten Rheinbrücke, die eben Turenne abermals wegnehmen wollte. Straßburg schien nun aktiv am Kriege, der auch ein Reichskrieg geworden war, teilnehmen zu wollen, doch nach der Schlacht bei Enzheim, nach dem Rückzug der Deutschen, setzte sich die Stadt, von Furcht getrieben, wieder mit den Franzosen ins Einvernehmen, von da ab verweigerte sie beiden Teilen die Rheinbrücke und erniedrigte sich dazu, bald den Franzosen zu Erfolgen zu gratulieren, bald den Kaiserlichen! Die Bürgerschaft forderte Eintritt in den Kampf, im Rate aber herrschte Furcht, und in unwürdiger Haltung stand man den französischen Residenten gegenüber. Im stillen dachten mindestens französische Generäle daran, die neutrale Festung wegzunehmen, so legte der Marschall Créqui in seinem Briefe vom 22. Juli 1678 Louvois die Tat nahe.[3] Die Wegnahme von Kehl beantwortete die Stadt durch ein offenes Bündnis mit dem Kaiser. Doch jetzt war es zu spät. Wie wertvoll wäre vorher die Deckung durch Straßburg gewesen, als die Deutschen im Elsaß in Winterquartieren standen. Dann hätte Turenne wohl die Quartiere sprengen und bei Türkheim siegen können, aber das Heer hätte sich dennoch gehalten,

[1] Es genügen einige Kapitelüberschriften: Der größte Teil Deutschlands ist das Patrimonium und das alte Erbgut der Fürsten Frankreichs. Karl der Große hat Deutschland als König von Frankreich besessen und nicht als Kaiser. Das deutsche Kaiserreich hat nie einen passenden Namen gehabt und besteht nicht mehr.

[2] Vgl. Krieger in Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 27, 416.

[3] Legrelle a. a. O., 3. Aufl., 392.

Digitized by Google

nun ohne den Besitz von haltbaren Plätzen mußte es zurück. Die kurze Freude der Elsässer über die Befreiung vom französischen Joche war, schon durch die neuen Kriegsleiden gedämpft, nun verflogen.

Diejenige Stadt, die zuerst nachgegeben hatte, war Hagenau, wo der Unterlandvogt seinen Sitz hatte. Über ihr Geschick schrieb 1913 der Elsässer Klélé in dem Vorwort zu seinem sorgfältigen Buche: Die Reichsstadt Hagenau vom Westfälischen Frieden bis zum Nymweger Frieden (1648—1679):

„Wenn bei den Verhandlungen von 1662 sich Hagenau auch kleinmütig gezeigt und das Zeichen zur Kapitulation gegeben hat, so ist dies zu entschuldigen durch die mißliche Lage der Stadt und den mächtigen Druck, den die ortsangesessenen Organe der Landvogteiregierung auf deren Vertreter auszuüben vermochten. Ohne Zweifel haben jene, bei dieser Gelegenheit, wie bei sonstigen, die finanzielle Not der Stadt weidlich ausgenützt, um sie durch verführerische Lockungen und schöne Versprechungen — die nie gehalten wurden — zum Nachgeben zu verleiten. Dabei wird wohl eine spezifische Lebensfrage Hagenaus, nämlich der Forst, eine wesentliche Rolle gespielt und den Ausschlag zum vorübergehenden Abfall gegeben haben. Wie dem auch sei, die momentane Verzagtheit der Hagenauer wurde ihnen von den anderen Städten schwer verdacht; jahrelang, und noch auf dem Regensburger Reichstag, wo ein enger Zusammenschluß und ein einheitliches Vorgehen der Vereinsstädte im Interesse der guten, wenn auch verlorenen Sache vonnöten gewesen wäre, wurden unsere Vertreter allenthalben als Abtrünnige behandelt. Aber abgesehen von einzelnen Beispielen schwächlicher Gesinnungsart, rafften sich unsere Stadtväter wieder auf, um in ihrer altbewährten Beharrlichkeit und mit der vollen Kraft der Überzeugung für ihre höchsten Güter zu kämpfen, bis alles verloren war."

„Und so möge denn das Büchlein der Öffentlichkeit überliefert werden und den nachsichtigen Leser bekannt machen mit der unglücklichsten Zeit, welche die ehemalige Reichsstadt Hagenau während ihres Bestehens durchlebt hat, und mit dem tragischen Ende, welches ihr beschieden war."

Durch die Kunst der Diplomatie wußte der König die Koalition zu sprengen und zuletzt (zugleich im Namen des Reiches) schloß der Kaiser am 5. Februar 1679 den Frieden zu Nymwegen ab, der

Digitized by Google

zwar Philippsburg ans Reich zurückgab, dafür aber Freiburg bei Frankreich ließ. Dieses hatte einen Brückenkopf verloren, den zweiten aber wesentlich verstärkt. Die Bestimmungen des Westfälischen Friedens über das Elsaß wurden einfach aufrechterhalten, doch nur eine klare Auslegung derselben im deutschen Sinne hätte Ludwig XIV. eine Reunionspolitik erschweren können. Für einen solchen Zweck war die Deklaration der kaiserlichen Unterhändler, worin sie die deutsche Auslegung der Artikel des Westfälischen Friedens aufrechterhielten, viel zu schwach — sie hielt nur für spätere Schritte der Deutschen den Rechtsboden fest. Ein zweiseitiger Vertrag war das nicht.

Frankreich hatte durch diesen Krieg die Franche Comté und an der spanischen Grenze Aire, St. Omer, Cambrai, Valenciennes, Condé und Maubeuge gewonnen. Seinen Überfall auf den alten Freund an den Mündungen des Rheins haben im wesentlichen die deutschen Truppen abgeschlagen, aber dafür blieb das deutsche Elsaß in seiner ungünstigen Lage; es war das Lösegeld, auf daß die Niederländer ihre Freiheit behaupteten. Wenn ein deutscher Raemakers den deutschen Michel oder — wie ihn die Niederländer nennen — Moff darstellte, wie er den Brand bei seinen Nachbarn löscht, das eigene Haus aber brennen läßt, so würde er sich in den Grenzen seiner Karikatur bewegen, die jener holländische Zeichner unter der Duldung seiner Landsleute so oft überschritten hat.

Digitized by Google

XIV.

Die Reunionen. Die Wegnahme Straßburgs. Der Friede von Ryswik.

Chamlay über die Reunionen. — Die Reunionskammern. — Tätigkeit im Elsaß. — Croissy. — Straßburg in Nöten. — Der Überfall und die Kapitulation. — Erregung im Reiche. — Reunionen der Metzer Kammer. — Der Brief Fénélons. — Verhandlungen mit dem Reiche. — Stillstand von Regensburg. — Die Augsburger Allianz. — Der Vorwand die Pfälzer Erbfolge. — Die Verwüstungen Louvois'. — Ergebnis des Krieges. — Die Bedeutung von Straßburg. — Der Friede von Ryswik. — Unklarheiten.

„Frankreich ... entfernte sich bei den Reunionen etwas von den Regeln der Klugheit und der Politik. In der Tat, ganz abgesehen von den betrüblichen Folgen, welche diese schrankenlosen Reunionen haben konnten, verdarb es sein Recht dadurch, daß es das, welches es legitimer Weise über weite Gebiete besaß, mit strittigem, hinfälligem und schlecht begründetem vermischte," das sind die Worte des Generalquartiermeisters Chamlay, eines der ersten Mitarbeiter von Louvois, dem militärischen Träger der Reunionen.[1]

„Reunionen" heißt auf deutsch „Wiedervereinigungen".[2] Die Reunionen, von denen dieses Kapitel redet, waren aber niemals Teile von Frankreich gewesen, und auf diese Gebiete hatte der „allerchristlichste" König auch nicht durch Eroberungen Ansprüche gewonnen; was sich nun abspielte, war ein Raub, bemäntelt durch voraufgegangene juristische Beschlüsse. Es gibt kaum etwas Widerwärtigeres, Unsittlicheres als den durch ein „Rechtsverfahren" gedeckten Raub.

Seit Nymwegen ließ die französische Regierung den Schein der Uneigennützigkeit fallen und ging den glatten Weg des Eigen-

[1] Rousset, Histoire de Louvois, 3, 31.

[2] Noch unhistorischer ist der Ausdruck: Reprise de Strasbourg. So aber betitelt z. B. Hayem den Abschnitt über 1681 in seinem populären Buche Au Rhin Gaulois, 3. éd. 1916, S. 35.

Digitized by Google

nutzes und der Gewalt.[1] Zuerst ein Wechsel des Personals. Statt des hochadligen Gouverneurs und Grand-Bailli übernimmt die oberste Leitung der Provinz ein General Montclar, Verwaltung und Militär ruhen in seiner Hand. Neben ihm war La Grange Intendant. Die Dekapolis mußte nun ohne jeden Vorbehalt dem Könige huldigen; wenn, wie in Kolmar, ein paar Tausend Soldaten da sind, wird ein Bürger sich nicht weigern, zu schwören, „dem Könige, seinem gnädigsten Herrn und souveränen Protektor treu und gehorsam zu sein".[2] Der Name Protektor war eine alte Etikette für eine neue Sache.[3] Das französische Lilienwappen wurde überall angeschlagen.

Durch Erlaß des Königs vom 23. Oktober 1679 wurde bei dem Metzer Parlament eine besondere Kammer zu Reunionszwecken eingerichtet; im folgenden Januar begann der Conseil souverain d'Alsace zu Breisach, welcher seinen früheren Rang als Obergericht wieder erhielt, mit den Reunionen im Elsaß. Das Parlament zu Besançon eröffnete ebenfalls seine Tätigkeit in der Franche Comté.

Durch Beschluß der Breisacher Kammer vom 22. März 1680 wurden alle Städte, Burgen und Dörfer im Unterelsaß, und die andern, welche von der königlichen Landvogtei Hagenau und dem

[1] Zum Folgenden wurden neben schon genannten Schriften u. a. herangezogen: Send-Schreiben Eines guten Freundes aus dem Elsaß ... Wie es bei Subjugation deß H. Reichs Straßburg hergangen seye, 1696 (Verf. Gottfried Stösser). — (Rathgeber) Zur Geschichte der Straßburger Kapitulation von 1681. 1881. — Armand Weiss, Le 30. septembre 1681 (Extrait de la Revue Alsacienne 1881), 1881. — Marcks, Anzeige von Legrelle, Louis XIV. et Strasbourg. Göttinger Gelehrte Anzeigen 1885, 1, 114—142. — Marcks', Beiträge zur Gesch. v. Straßburgs Fall, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 5 (1890). — Freiherr von Müllenheim und von Rechberg, Die Annexion des Elsaß durch Frankreich, 2. Aufl., 1896 (Beitr. z. Landes- und Volkeskunde v. Elsaß-Lothr., Heft 22). — Hölscher, Karl, Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Straßburgs während der Jahre 1681 bis 1684. 1896. Vgl. auch Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Literat. Elsaß-Lothr. 18 (1902), 131—136. — von Borries, Die Anrede des Bischofs Franz Egon an Ludwig XIV., Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 13 (1898), S. 140 ff., 359 ff. — Kaufmann, Die Reunionskammer zu Metz, Jahrbuch der Gesellsch. f. lothringische Geschichte und Altertumskunde, 11, 1—313. 1899. — Pfister, Christian, La Réunion de l'Alsace à la France. La Revue de Paris. 15. Juli 1900. — Marcks, Ludwig XIV. und Straßburg in „Männer und Zeiten", 4. Ausgabe (1916), 1, 95—112.

[2] Bardot a. a. O. S. 268.

[3] Bardot a. a. O. S. 269.

Digitized by Google

Mundat Weißenburg abhingen, unter die Souveränität des Königs gestellt. Dadurch gewann Frankreich auch das zum Speiergau gehörige Gebiet bis zur Lauter, ja einzelnes darüber hinaus. Ein weiterer Beschluß vom 9. August verkündete die Souveränität des Königs für alle übrigen Teile des Elsaß, die bisher bei den Einzelaufforderungen, das anzuerkennen, etwa übergangen waren, nur Straßburg und Mülhausen waren ausgenommen.

Die Reichsstädte hatten es nicht mehr gewagt, offen beim Kaiser einen Protest einzulegen, aber Kolmar und Landau wandten sich doch insgeheim an das Reichskammergericht zu Speier.[1] Der Reichstag und der Kaiser, die an ihrer Auffassung des Westfälischen Friedens festhielten, berieten über die französischen Übergriffe, und ein kaiserlicher Beauftragter verhandelte auch in Paris, doch Colbert de Croissy hielt an dem Grundsatze der Souveränität rücksichtslos fest. Ende 1681 trat eine Konferenz zu Frankfurt zusammen, um über die Reunionen eine Einigung herbeizuführen. Umsonst.

Colbert de Croissy ist in seiner Tätigkeit im Elsaß und in Metz zuerst mit dem Gedanken an „Reunionen" in einem Gutachten von 1663 hervorgetreten. „Dieser Prozeß wurde verlassen, aber Croissy vergaß den Gedanken der Reunionen nicht, der vielleicht von ihm kam. Nach dem Kongreß von Nymwegen, wo er für die Beibehaltung des Frankreich günstigen Gallimathias des Westfälischen Friedens eingetreten war, riet er, die Reunionen wieder aufzunehmen. Das gefiel dem Könige, weil er die Gelegenheit fand, „die verlorenen Vorteile" wiederzugewinnen, und ebenso Louvois, der, wie er seinem Vater sagte, nach Gelegenheiten suchte, um dem Könige ebenso in Friedenszeiten zu gefallen wie in denen des Krieges, er war glücklich, diesen Vorwand zu Eroberungen mitten im Frieden der Verfolgung der Hugenotten hinzufügen zu können."[2] Für den Augenblick war vom Auslande nichts zu besorgen, vor allem auch von Deutschland her nicht; denn der Große Kurfürst schloß mit dem Könige, der auch Kurkölns und Kursachsens sicher war, einen Vertrag.

Wohl protestierten manche Stände, so der Kurfürst von Trier, vor allem auch der König von Schweden, als Herzog von Zweibrücken, in der Tat entfremdete dieser Streit Frankreich die alte Bundesgenossin Schweden. Im Juli 1680 protestierte der deutsche

[1] Bardot S. 269, Anm. 2.
[2] Lavisse, 7, 2, 348 f.

Digitized by Google

Reichstag, umsonst; darauf entschloß er sich zur Aufstellung eines stehenden Heeres, das aber bei der Langsamkeit der deutschen Einrichtungen noch lange nicht zusammen war.

Im Elsaß beugte sich zuerst die unterelsässische Reichsritterschaft; um ihre Privilegien zu retten, gab sie das Vaterland auf. In der Geschichte dieser Körperschaft ist das die einzige Tat. So viele Privilegien für so unedle Haltung. Der Bischof von Straßburg, der seit dem 29. Mai 1680 eine jährliche Pension von 60 000 Gulden von Frankreich erhielt, suchte sich durchzuwinden, aber er erhielt nicht alles, was er zu behalten wünschte, bestätigt, er verlor mindestens die Zölle und das Münzrecht. Von da an hatte die bischöfliche Kanzlei im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und dem Reiche zwei verschiedene Anweisungen zu geben, die Untertanen im Elsaß beteten für den Sieg der Waffen des Königs, die in der Ortenau für den der Kaiserlichen!

Eine Einladung zu weiteren Reunionen bot das Schreiben des Bruders des Fürstbischofs, Wilhelm Egons von Fürstenberg-Heiligenberg. Wenn der König auf Belehnung sich einlasse, auf genaue Festsetzung seiner Rechte, „dann," schrieb der Graf, „bin ich sicher, daß nicht allein die Stadt Straßburg, sondern mehrere andere Stände dem Beispiel des Bistums Straßburg folgen und es vorziehen würden, sich gutwillig und aus eigenem Antriebe Ew. Majestät zu unterwerfen, als sich auf die Protektion von Kaiser und Reich zu verlassen."[1]

Durch den Spruch der Breisacher Kammer vom 9. August 1680 war Straßburg nicht selbst getroffen.[2] Die Stadt war schwer bedroht, ihre Neutralität hatte ihr nichts genützt. Die Straßburger hatten zur Zeit der Verhandlunge nvon Nymwegen in Wien durch ihren Vertreter, den Syndikus Gottfried Stößer, eine Instruktion für die kaiserlichen Gesandten erreicht, daß ausdrücklich die Reichszugehörigkeit der Stadt im Friedenstraktate verbrieft werden solle. Ehe der Auftrag aber an den Ort der Friedensverhandlungen gelangte, war der Friede unterzeichnet worden und Straßburg war darin, wie Stößer meinte, „vergessen".[3] Eine nicht erreichte Sicherung war übler, als wenn sie gar nicht erstrebt worden wäre.

---

[1] Legrelle a. a. O. S. 476 ff.

[2] So Bardot, S. 273, Anm. 2. Tumbült a. a. O. S. 757 meint, dadurch sei implizite die Stadt unter französische Oberhoheit gestellt worden.

[3] Vgl. Sendschreiben a. a. O., A 2, Rückseite.

Digitized by Google

August 1679 zog die kaiserliche Besatzung gemäß den Ausführungsbestimmungen des Friedens aus Straßburg ab, Frankreich verhinderte die Wiederherstellung der Kehler Brückenschanzen. Die Reunionen begannen mit den zahlreichen Dörfern der Stadt, die Entgegnungen der Stadt blieben ohne Frucht. Schon kamen von vielen Seiten bedenkliche Berichte über Bereitstellung französischer Truppen usw. Die Dreizehner hatten nicht den Mut, eine angebotene kaiserliche Besatzung aufzunehmen, sie verhandelten höchst ängstlich mit dem in der Stadt erschienenen Gouverneur von Philippsburg Grafen von Starhemberg, dem General Grafen Mercy und dem kaiserlichen Gesandten von Neveu, man glaubte die „Neutralität" weiter spielen zu können. Die städtische Garnison blieb bei den schlechten Finanzverhältnissen ungenügend, sie bestand aus 500 dienstbrauchbaren Mannschaften,[1] und die Festungswerke waren nicht in gutem Zustande. Die Stimmung der Bevölkerung war franzosenfeindlich und hartnäckig protestantisch.[2]

Die erste Reise des Königs in seine neue Provinz hatte der Dekapolis das Unheil gebracht, die zweite verhängte es über die Hauptstadt des Landes, über den Schlüssel des Reiches. Die Technik der Wegnahme war meisterhaft, sie selbst der Gipfel der Treulosigkeit. In der entscheidenden Stunde wurden die Schweizer Kantone beruhigt, die Truppen heimlich zusammengezogen und heimlich herangeführt; in der Nacht vom 27. zum 28. September 1681 schnitten drei Dragonerregimenter die Stadt von der Rheinbrücke ab, andere nahmen Kehl weg, andere Truppen umringten die Stadt selbst. Sie war von jedem Entsatze abgeschnitten. Auf den Ruf der Sturmglocke hin eilten die Bürger auf die Wälle, das Volk war zum Widerstande bereit, es gab in der Stadt keine Verräter,[3] wenn auch Louvois das später aussprengte, um seine Gewalttat zu bemänteln; und wiederum gilt die alte Regel: wer von Bedrohungen spricht, bedroht gerne selbst. Louvois tat, als habe

---

[1] Sendschreiben, B 3, Rückseite.

[2] Marcks, Beiträge, S. 9.

[3] Höchstens den Sekretarius Günzer, von dem es im Sendschreiben heißt: „Den Frantzosen jederzeit im Hertzen zugethan." Henri Welschinger, Les Villes d'Art célèbres: Strasbourg, 1908, S. 14, dehnt den Verdacht mit St. Simon auch auf den Juristen Obrecht aus. Metzenthin, Ulrich Obrecht und die Anfänge der franz. Prätur in Straßburg (Beitr. z. Landes- u. Volkeskunde von Elsaß-Lothr., Heft 46, S. 3), hält ihn für ganz unverdächtig.

Digitized by Google

er die Stadt vor kaiserlicher Besetzung behüten wollen. 30 000 bis 35 000 Mann französischer Truppen und 82 Geschütze umgaben die Stadt, Louvois erwartete einen entschlossenen Widerstand, aber dazu wäre eine leidenschaftliche Liebe zum Alten und die Tatkraft einer aufrechten Gesinnung nötig gewesen, die nicht durch Kompromisse innerlich schon erschüttert war. Am zweiten Tage der Einschließung traten die Schöffen zusammen, in einem langen Berichte legten die Dreizehner die Gründe für und gegen die Verteidigung vor: das Mißtrauen gegen Frankreich, die Pflicht gegenüber dem alten Vaterlande, die Gerechtigkeit der Sache und auch das Wort der Bibel von der Kraft eines kleinen Haufens lag auf der einen Wagschale; die Gründe für die Kapitulation waren knapp in Worten, schwer aber durch das Gewicht der Tatsachen. Es war nicht anders: der mächtige Einheitsstaat Frankreich forderte die Hauptstadt eines Landes, das die wirtschaftliche Grundlage der Stadt war; für den König war ebenso das Elsaß ohne Straßburg ein Rechen ohne Stiel, wie für die Stadt sie selbst ohne das Elsaß. Der furchtbare Widersinn der deutschen Geschichte, die Schuld unserer Voreltern, trat zutage: die Straßburger hatten ihre Libertät gegen den alten Stadtherrn, den Bischof, erkämpft und behauptet und auch dem Haupte des Staates wirksam getrotzt, dem Kaiser. In der Nachbarschaft war bei der Zersplitterung der Territorien keine militärische Macht vorhanden, die kaiserlichen Truppen viel zu schwach. Die Stadt hatte ehrenhaft sich behauptet, solange die Armbrust und das gewöhnliche Schießgewehr zur Beschützung der Stadtmauern ausreichten; im Zeitalter der stehenden Heere, der Belagerungsgeschütze und der sich entwickelnden Belagerungstechnik konnte sich die Bürgerschaft nicht halten und eine wirkliche Festung wirksam verteidigen. Wer gerade eben die großen Belagerungen von der Ferne aus miterlebt hatte, konnte den ehrenhaften Bürgern solche Kraft, solches Verständnis nicht zutrauen. Die Natur des zersplitterten, militärisch unorganisierten Deutschland auf der einen Seite und die des ersten Militärstaates der Zeit waren von einer Bürgerschaft abzuwägen, die fühlen mußte, daß ihr geliebtes Straßburg ein Überbleibsel alter Zeit war, unhaltbar in der Gegenwart.

Schweren Herzens wandten die Schöffen und dann die übrige Bevölkerung, die auf den Wällen und auf den Straßen über das Pro und Kontra aufgeklärt wurde, sich der Hoffnungslosigkeit zu; zu ihr führte die lange Vorbereitung durch die Politik der Neutralität.

Digitized by Google

In einer Machtfrage zwischen dem französischen Könige und dem zerrissenen Deutschen Reiche konnte die Straßburger Bürgerschaft nur dann etwas sein, wenn sich ein genialer Offizier im Dienste der Stadt befunden und die waffenfremden Bürger geführt hätte. Aber die Wachtstuben an den Toren einer Reichsstadt sind keine Pflanzschule für militärische Genies. Mit der Kapitulation rettete man wenigstens etwas: die alte Verfassung mit ihren Vorzügen und ihren Zöpfen, und man erhoffte etwas: „den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, zu bekommen.“[1] Man verlor die höchsten Zeichen der „Libertät“: das Arsenal mit seinem berühmten Geschütz, die oberste Justiz und die Konfessionshoheit, den Angelpunkt des politischen Lebens der Stadt. Louvois, der draußen zu Illkirch sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, verlangte die Rückgabe des Münsters an die Katholiken. Der Bischof, offensichtlich durch Frankreich gedeckt, war schon vorher mit der gleichen Forderung an die Stadt herangetreten, doch man hatte ihn abgewiesen, der Ammeister Dominikus Dietrich hatte sich dagegen gestellt: „weilen solches wider Gottes Ehre und Sein heilig Wort streiten würde.“ Der konfessionelle Zwiespalt Deutschlands hatte mit dazu beigetragen, Straßburg zu isolieren. Am 30. September wurde zu Illkirch die Kapitulation unterzeichnet, sofort rückten Truppen in die Festung ein. Das Deutsche Reich hatte eine seiner wichtigsten Städte und Festungen eingebüßt, nun war die Oberrheinlinie und das Elsaß wirklich verloren, Frankreich glaubte den naturgemäßen Abschluß des eigenen Gebietes gegen die Offensive des Auslandes wenigstens am Rheine erreicht zu haben.

Am 20. Oktober traf der Fürstbischof in Straßburg ein und nahm vom Münster Besitz. Drei Tage später kam der König in vollem Gepränge, alle Glocken wurden geläutet, das Geschütz feuerte Salut und der Bischof hielt ihm im Münster eine Rede: er pries Chlodwig und Dagobert, von deren Verdiensten um die Straßburger Kirche im besonderen die Geschichte nichts weiß, und feierte den neuen Herrn. Die Worte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen,“ hat er nicht gesagt.[2] Sofort begann Vauban mit der Anlegung der Zitadelle.

[1] Memorial Reißeisen (Straßburgische Chronik von 1667—1710), 1877, S. 103.

[2] von Borries a. a. O.

Digitized by Google

Hat die Stadt sich leichten Herzens gebeugt? Nach dem Memorial Reißeisen könnte es scheinen. Aber alle andern Quellen bezeugen das Gegenteil. Der Straßburger Universitätsprofessor Gottfried Stößer, der die Stadt sehr oft in den wichtigsten Angelegenheiten vertrat, schreibt: „Ich versichere mein Herrn mit Warheit, und aus eigener Experientz daß bey besserer Verfassung, und da man einigergestalten den erforderten Succurs erwarten oder hoffen können, demjenigen, der in dem Rath oder Bürgerschaft von einiger Submission das erste Wort gesprochen hätte, der Hals gebrochen seyn würde, so animirt war der Rath und Bürgerschafft für ihre Libertät und gegen Franckreich, so man zwar pro ratione status venerirte, aber sonsten zu groß und gefährlich hielte, als daß man sich in einige Gemeinschafft einlassen solte."[1] Schrag, Frantz und Wencker, die alle drei gebildete und der Geschäfte und Dinge genau kundige Männer waren, lassen ebensowenig darüber einen Zweifel, daß die Bevölkerung nur dem Zwange folgte: mehr Soldaten umgaben die Stadt, als drinnen Menschen waren! Einer listig und geschickt vorbereiteten Gewalttat war die Stadt erlegen.

Angesichts dieser zweifellosen Tatsachen gehört wirklich etwas dazu, daß Driault es fertig bringt, zu schreiben: „Ludwig XIV. schickte einige Truppen dorthin unter dem Befehle des Baron de Montclar, Louvois folgte ihm in kurzem Abstande. Man erwartete einigen Widerstand. Die Stadtbehörden ließen von den Wällen das Pulver wegnehmen, um jeden Zwischenfall zu vermeiden, und sie ergaben sich nach einigen Stunden Verhandlung. Die Soldaten Frankreichs wurden herzlich empfangen und feierten mit den braven Leuten der Stadt; eine gute Frau kommt sich beklagen, daß ihr Mann, durch die Ereignisse sehr aufgeheitert, zu spät nach Hause gekommen sei. Es gab keinen andern Protest."[2] Hat denn Driault nicht einen Schatten von Ritterlichkeit und von Takt? In einer andern seiner Hetzschriften sagt er: „Straßburg gab sich an Frankreich ohne den geringsten Widerstand."[3] In einer dritten heißt es: „Der König beauftragte Louvois zu Verhandlungen mit den Straßburger Behörden und unterstützte ihn durch einige Dragonerregimenter ... Die Beratungen führten auf die freundlichste Weise

[1] Vgl. Sendschreiben, vorletztes Blatt.
[2] La République et le Rhin 1, 25 f.
[3] Pas de Paix durable sans la Barrière du Rhin, 1917, S. 8.

Digitized by Google

zu einem Vertrage ... und die Dragoner Montclars rückten unter der sympathischen Neugierde der Bevölkerung ein; sie hatten eine gute Stimmung und behandelten sich liebenswürdig, die einen wie die andern."[1]

Babelon verschweigt die moralischen Widerstände wie den Zwang durch einen plötzlichen Überfall seitens eines großen Heeres.[2] Und ebenso handelt der Landesverräter Helmer.[3]

Das Reich war tief erregt durch diesen Gewaltstreich. Eine Fülle von Flugschriften bekundet die Bewegung der sonst so schwachen öffentlichen Meinung. Ein schlesischer Landedelmann greift zur Satire, der große, in Österreich lebende Nationalökonom von Hornick schreibt gleich drei Traktate, Leibniz ein Epitaphium auf Straßburg und brandmarkt im „Mars Christianissimus" Ludwig XIV. als den Störer des Weltfriedens. Auch ein deutsch gesinnter Straßburger Bürger griff zur Feder und schrieb den „Straßburgischen Staats-Simplicius", wie später sich Stösser und Schrag, die Straßburger Juristen, an die Öffentlichkeit wandten.[4] Diese ganze Literatur wird von den Franzosenfreunden in der Regel verschwiegen, während sie hervorheben, daß es noch immer Deutsche gab, denen die Augen noch nicht aufgegangen waren, die noch immer Frankreich umwarben oder durch Furcht veranlaßt sich zu Huldigungen bequemten.[5] Was soll man dazu sagen, wenn ein Mann wie Lefébure schreibt: „Die Besetzung von Straßburg rief keine große Bewegung in Deutschland hervor, seitdem die Furcht vor einer weiteren Ausdehnung Frankreichs zerstreut war. Das Ereignis überraschte niemand, es war vorausgesehen."[6]

Die Geschichte der Reunionen in den drei Bistümern Metz, Toul und Verdun ist ein recht schwieriges Kapitel. Wir erinnern uns, daß 1552 die deutschen Fürsten nur an die Städte gedacht hatten, dann hatten die Könige aber tatsächlich sich den weltlichen unmittelbaren Besitz der drei Bistümer unterworfen. 1624 sandte Richelieu drei höhere Beamte als königliche Komissare in die Gebiete, sie sollten die zu Ungunsten derselben erfolgten Usurpationen

[1] La France au Rhin, S. 28 f.
[2] A. a. O. 2, 298.
[3] France-Alsace (1916), S. 16 f.
[4] Vgl. Hölscher a. a. O.
[5] Paul Deschanel, im Vorwort zu Reuss, La France et l'Alsace à travers l'Histoire (1915), S. 6.
[6] A. a. O. S. 28.

Digitized by Google

feststellen und die Beweise für die Rechtfertigung der königlichen Rechte liefern.

Das war das Prinzip der Reunionen und sofort beginnt die Nachforschung in den Archiven, die Ausspionierung durch Abgesandte, die jahrzehntelang fortgesetzt wurde, und eine starke publizistische Tätigkeit; Dupuy, Hersent stellten ebenso maßlose Forderungen auf wie Aubigny. Das 1633 errichtete Parlament zu Metz sollte seine Tätigkeit nicht auf die weltlichen Gebiete der drei Bistümer beschränken, sondern auch auf alle anderen Gebiete und Herrschaften ausdehnen, die in dem Bereiche der genannten Provinzen und anderer abhängigen Gebiete, als Souveränitäten und Enklaven derselben, liegen. Diese „Vorreunionskammer" hielt sich freilich bei ihren Ansprüchen und bei ihren Nachforschungen noch in engeren Grenzen. Auch ging man damals noch nicht zu gewaltsamen Reunionen über. Doch war das Herzogtum Lothringen bereits bedroht.

Bei den Friedensverhandlungen in Münster war das Ziel der französischen Vertreter, die Lehen der drei Bistümer, womöglich mehr zu gewinnen. Sie verlangten die Abtretung der drei Bistümer in ihrem kirchlichen Grenzumfange. Darauf konnten die Kaiserlichen nicht eingehen, man einigte sich auf den zweideutigen Ausdruck „districtus" statt „dioecesis", der endlich auch in das gültige Friedensinstrument überging. Die Kaiserlichen hatten schließlich davon Abstand genommen, daß das Wort temporalis zu districtus hinzugefügt werde. Alle Angriffe schlugen die Franzosen ab, um gemäß ihrer Weisung „die Rechte des Königs in ihrem ganzen Umfange zu bewahren, damit wir bei zukünftiger Gelegenheit die Abmachung nach dem Sinne deuten können, wie die Stände das gleiche für sich in Anspruch nehmen werden".[1] So liegt hier auf französischer Seite eine bewiesene Absicht, die Rechte zweifelhaft zu lassen, vor. Servien gibt in der entscheidenden Denkschrift vom 24. August zu: „Man muß sich auch erinnern, daß die Erklärung, welche wir der Abmachung zu unserm Vorteile werden geben können, nicht völlig außer Zweifel steht und nicht auf ein unzweifelhaftes Recht gegründet ist, weil die Kaiserlichen die Sache vorher bestritten haben, welche die Stände noch heute bestreiten und die Kaiserlichen nur mit Mißfallen und zweideutig eingeräumt

[1] Kaufmann a. a. O. S. 59.

Digitized by Google

haben, da sie wahrscheinlich wissen, daß die Stände sie noch lebhafter beanstanden würden als sie selbst."[1]

Einen unzweifelhaften Rechtsanspruch auf die Vasallen der drei Bistümer hatte Frankreich durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens nicht erhalten.[2] Auf das Herzogtum Lothringen erstreckten sich die Abmachungen nicht. Eine zweite Vorbereitung der Reunionen leitete 1656—1663 Colbert de Croissy.

1679 wurde am Parlamente zu Metz eine besondere Reunionskammer eingerichtet. Ihre Tätigkeit steht in der Weltgeschichte unvergleichlich da. Hätte sie wenigstens gleich von vornherein alles „reuniert", was innerhalb der Grenzen der drei Diözesen lag, so hätte sie doch einen Schein von Recht gehabt. Das tat sie erst am 10. September 1683. Nein, sie ging zunächst den einzelnen Fragen nach, und dabei bewies sie eine echt französische Unkenntnis der Geographie — es gab noch keinen Vidal de la Blache —, eine Gleichgültigkeit gegen den gesunden Menschenverstand, gegen das wirkliche Recht, gegen die Psyche der Unterdrückten, gegen alles, was guter Glaube und ererbter Besitz an sittlichen Kräften erzeugt, in einer Weise, die in der Weltgeschichte bis ins 19. Jahrhundert hinein undenkbar war. Eine Juristengruppe kann sich in Irrtümer verrennen, aus Prinzip Recht in Unrecht umwenden, aber so wie es damals geschah, hat die formale Justiz nie ihr Wesen mißbraucht. Die Grafschaft Saarbrücken wurde auf Grund einer Urkunde von 1065 — in Worten eintausendfünfundsechzig — „reuniert". Man stellte sich auf den Standpunkt, daß Schenkungen und Verträge über im deutschen Reichsgebiet belegene Besitzungen, die von den Königen von Frankreich nicht waren gebilligt worden, ungültig seien, aus der trümmerhaften Überlieferung nahm man irgendeine Urkunde heraus. Mit gleichen Grundsätzen, mit gleicher Gewissenlosigkeit wäre der deutsche Einheitsstaat glatt wiederherzustellen gewesen. Da hätte nichts gefehlt, nur deutscher Ehrlichkeit hätte das nicht gepaßt. Welsche Kunst war es, unter dem Scheine eines Gerichtes das Unrecht zu „Recht" umzugestalten. Geographische Unkenntnis und böser Wille wirkten bei diesen „Rechtsgelehrten" mit.

Ich will nicht alle Fälle der „Reunionen" behandeln — es handelt sich um deren 47, die protokolliert sind —, nur die hervorheben, die über Herrschaften außerhalb der drei Bistümer oder

[1] Overmann a. a. O. 103, Anm. 2 und 118.

[2] Etwas anders ist die Auffassung von Kaufmann.

Digitized by Google

auf dem Boden, der außerhalb des heutigen Frankreichs und Elsaß-Lothringens liegt, ergingen. Gemäß der Protokolle wurde die Grafschaft Chiny reuniert und besetzt, die Herrschaft Virton, die Grafschaft Saarbrücken — auf Grund einer Urkunde von 1065, die nur einen Teil betraf, wurde alles, was dazugehörte, „reuniert" und die Besitzer mußten sich beugen —, bei der Herrschaft Ottweiler, die noch besonders gefaßt wurde, lag eine Verwechslung mit einem niederelsässischen Dorfe vor; die Herren der Herrschaft Oberstein (außerhalb der Diözesangrenze, wie Chiny, Virton, zum Teil Saarbrücken, Ottweiler) sträubten sich, den Unfug anzuerkennen. Völlig außerhalb der Diözesangrenzen lag tief im Trierischen die Grafschaft Veldenz, und man nahm gleich die Anteile an der Grafschaft Sponheim mit. Mit Gewalt wurde mitten im Frieden die Reunion durchgeführt. In der Rheinpfalz wurde die Grafschaft Zweibrücken „reuniert" und besetzt, ebenso die Grafschaft Bliescastel.

Damit ist die Litanei noch nicht zu Ende gebetet. Ohne nachweisbaren Beschluß wurden zum Teil durch die Feigheit der Besitzer, zum Teil als Anhängsel reunierter Gebiete oder ohne jeden Rechtstitel reuniert die Besitzungen der Grafschaft Sponheim, Leiningen, der Wild- und Rheingrafen, der Herren von Dalberg, große Teile von Kurtrier, darunter das „Cröver Reich", der Besitz der Nachkommen Franz von Sickingens, Teile der Kurpfalz, Besitz der Grafen von Manderscheid-Blankenheim in der Eifel, die Abtei Prüm und Schloß Arenberg in der Eifel. Vorbereitet war die Reunion der Herrschaften Jünkerath und Schleiden, Lommersheim und Kerpen, der Abtei Stablo, von andern, heute belgischen Gebieten abgesehen.

Der Geist, der da herrscht, wird beleuchtet durch die Vorschläge eines Agenten: „Da man dem Könige im Vertrage von Nymwegen die Freigrafschaft Burgund abgetreten hat und diese den 10. Kreis des Reiches bildet, zu dem alle Orte hier am Niederrhein gehören" — der Kreis umfaßte allerdings als einen Nebenteil die Freigrafschaft — „le roi pourrait aisément prétendre cette petite terre." Das war freilich ein Agent, aber doch rechnete er auf die Zustimmung seiner Auftraggeber. Die Unmoral übler Kuppler diente dem allerchristlichsten Könige! Wie der Knecht, so der Herr: um eine Reunion festzuhalten, befahl Louvois, Dokumente vorzulegen: „Ihr werdet sie datieren auf die Zeit zwischen

Digitized by Google

dem 1. Mai 1681" — der schon seit mehr als sechs Jahren vergangen war — „und dem 10. Juli, so daß niemand weiß, was ich Euch aufgetragen habe." Im Dezember 1686 wurde die Kammer aufgelöst.

Es gibt und gab ehrliche Franzosen, die ein hartes Urteil über ein solches Spiel mit dem Rechte aussprechen — aber fragen wir unsere Freunde Babelon, Driault, Henri Stein! Hat einer von ihnen ehrliche Entrüstung? Babelon läßt die ihm offenbar als gerecht erscheinenden Reunionen nur aufhören, weil man sonst das so Erworbene in Gefahr gebracht hätte.[1] Driault entblödet sich nicht, zu sagen: „Die Grenzen des königlichen Frankreichs waren das Ergebnis der Reunionen, die als der Ausdruck der stärksten historischen Logik erscheinen. Sie sind von allen, auch im Ausland, als legitim, als natürlich anerkannt; kein Vaterland hatte davon das Gefühl der Verstümmelung, kein Protest erfolgte. Auf jeden Fall zweifelte im damaligen Frankreich niemand daran, daß sie das Recht Frankreichs seien."[2] Henri Stein schweigt sich aus.

In den Nöten des Orleanschen Krieges hat ein Franzose Ludwig XIV. den Spiegel vorzuhalten sich entschlossen: der Bischof Fénélon. Der Brief ist in dem Konzepte Fénélons erhalten und er wird auch von Lavisse und Brunetière als echt benutzt.[3] In ihm heißt es: „Seit dem holländischen Kriege haben Sie stets als Herr den Frieden geben und die Bedingungen auflegen wollen, anstatt ihn nach Billigkeit und mit Mäßigkeit zu regeln. Daher hat der Friede nicht dauern können. Ihre schmählich mit Schande überhäuften Feinde haben nur daran gedacht, sich wieder zu erheben und gegen Sie zu vereinigen. Kann man sich darüber wundern? Sie sind nicht einmal innerhalb der Grenzen dieses Friedens geblieben, den Sie mit so viel Hochmut gegeben hatten. Mitten im Frieden haben Sie Krieg geführt und wunderbare Eroberungen gemacht. Sie haben eine Reunionskammer eingerichtet, um zugleich Richter und

---

[1] A. a. O. 2, 297.

[2] La République et le Rhin 1, 31.

[3] Correspondance de Fénélon T^e 2 (1827), S. 335—347. Vgl. die kritischen Bemerkungen S. 331—334. Der Brief liegt in dem durchkorrigierten Konzept von der Hand Fénélons vor. Lavisse a. a. O. 8, 1, 161. Brunetière, Histoire de la Littérature française classique (1912), 2, 649. Auch Osterloh, Fénélon und die Anfänge der literarischen Opposition gegen das politische System Ludwigs XIV. (Göttingen 1913), sieht den Brief als ein Werk Fénélons an.

Digitized by Google

Partei zu sein, das hieß die Beleidigung und den Spott der Usurpation und der Gewalt hinzufügen. Sie haben im Westfälischen Frieden, um Straßburg zu überraschen, nach zweifelhaften Ausdrücken gesucht. Keiner Ihrer Minister würde es jemals gewagt haben, diese Ausdrücke nach so vielen Jahren in irgendeiner Verhandlung zu gebrauchen, um durch sie zu zeigen, daß Sie Ansprüche auf diese Stadt besitzen. Ein solches Betragen hat Europa gegen Sie vereinigt und erregt. Selbst die, die nicht wagten, sich offen zu erklären, wünschen mit Ungeduld, daß Sie geschwächt und erniedrigt werden, weil das die einzige Möglichkeit für ihre Freiheit und für die Ruhe aller christlichen Nationen ist. Sie, Sire, der es in der Hand gehabt hätte, so viel festen und friedlichen Ruhm zu erwerben, der Vater Ihrer Untertanen und der Schiedsrichter unter Ihren Nachbarn zu sein, hat man zum gemeinsamen Feinde Ihrer Nachbarn gemacht und man setzt Sie dem Vorwurf aus, für einen harten Herrn in Ihrem Königreiche zu gelten."

Die Politik Ludwigs ging nun darauf aus, die Anerkennung der Reunionen durch Kaiser und Reich womöglich ohne Krieg zu erzwingen; er türmte daher für den Kaiser von allen Seiten Schwierigkeiten auf, er hetzte Tököly und die ungarischen Aufständischen wider ihn und den Sultan, es gelang ihm, 1683 den Türkenkrieg in Gang zu bringen, der noch einmal die Türken vor Wien führte. Der Kaiser bewies die beste seiner Eigenschaften, die Standhaftigkeit. Die Reunionen hatten einen tiefen Eindruck auf die europäischen Mächte gemacht. Direkt waren davon betroffen worden der König von Schweden, der Prinz von Oranien und Spanien, dessen Festung Luxemburg mitten im Frieden belagert wurde; von deutschen Fürsten waren geschädigt worden die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, der Herzog von Württemberg und der junge Markgraf von Baden-Baden, der zwar durch seine Lande nicht viel bedeutete, aber ein hervorragender General ward wie der Träger der Bestrebungen einer militärischen Reichsreform. Die Reichsstände hielten noch Verhandlungen für möglich, bei denen die Schwerfälligkeit der Reichsbehörden immer ungünstig für die deutsche Sache wirkte.

Auf dem Frankfurter Verhandlungstage tritt zum ersten Male in einem französischen Aktenstücke die Rheingrenze hervor. Der französische König erbot sich im Falle der Zustimmung zu den Reunionen, um einen noch größeren Beweis der Reinheit seiner

Digitized by Google

Absicht zu geben und zu beweisen, wie weit er entfernt sei, Eroberungen jenseits des Rheins zu machen, in die Rückgabe Freiburgs gegen die Schleifung der Festungswerke Philippsburgs zu willigen.[1] Er hätte aber mit Kehl und Breisach zwei Brückenköpfe behauptet. Deutscherseits konnte natürlich auf dieses Anerbieten nicht eingegangen werden.

Endlich kam es doch zu einem Stillstand auf 20 Jahre (Regensburg 15. August 1684), der neben Straßburg-Kehl und Luxemburg alles bei Frankreich beließ, was durch Spruch der Kammern bis zum 1. August 1681 reuniert worden war. Die Rückgabe des übrigen war fast illusorisch gemacht durch die Klausel aliunde; denn fast alle späteren Besetzungen waren erfolgt unter der Angabe, sie seien Pertinenzen reunierter Gebiete.

Dieses Ergebnis zu erreichen war dem König vor allem möglich geworden durch sein Bündnis mit dem Großen Kurfürsten, der, trotzdem er die Reunionen verabscheute, doch einen Krieg vermeiden wollte, bis bessere Tage kämen. Eines Tages werde man auf Magdeburg und Berlin Anspruch erheben, für den Augenblick hätte er sich die Rheingrenze gefallen lassen, doch nur für den Augenblick.

Die Reunionspolitik hatte die französische Partei erschüttert, den meisten anderen deutschen Fürsten die Augen geöffnet, ihnen das Bedürfnis nach einer militärischen Besserung gezeigt. Sie schlossen Bündnisse ab, der Laxenburger Allianz (1682) folgte die von Augsburg. Diese war das Werk eines Projektenmachers, der die im Grunde äußerst friedfertigen Stände eine Zeitlang nach sich zog, er begab sich durch das Hereinziehen von Schweden und Spanien auf das Gebiet europäischer Politik, aber dieser vom fränkischen Kreise ausgehende Bund war innerlich schwach, mehr von der Furcht vor dem Könige, als von dem Willen, ihn zu bekämpfen, beseelt, ohne ausreichende militärische Mittel ein tatenloser Bund![2]

Ludwig XIV. bezeichnete dieses schwache, zerfallende Bündnis als eine Bedrohung seiner friedlichen Tätigkeit, und die französische Geschichte nennt nach dem Bunde noch immer den dann ausbrechenden Krieg la guerre de la ligue d'Augsbourg. Das ist ein ganz und gar schiefes Wort. Die Allianz wurde als Vor-

[1] Kaufmann a. a. O. 259.
[2] Fester, Die Augsburger Allianz von 1686 (1893).

Digitized by Google

wand benutzt. Das wahre Motiv zu dem neuen Kriege, aus dem Louvois einen ebenso geschickten wie schamlosen Überfall machte, waren die Erfolge des Kaisers in Ungarn. Die Absicht war, durch einen schnellen Krieg sich das linke Rheinufer zu sichern, die Anerkennung der Reunionen zu ertrotzen.

Frankreich war für einen deutschen Krieg völlig gerüstet. Gegen Deutschland entstanden, von unwichtigeren Plätzen abgesehen, 1679 die Festungen Bitsch, Homburg, Saarlouis und Pfalzburg. Die Werke von Breisach und Freiburg wurden verstärkt. Hüningen (verstärkt durch einen Brückenkopf jenseits des Rheines) und Belfort wurden befestigt, unterhalb Straßburg erhob sich, mit den Vorwerken ebenfalls über den Fluß hinausgreifend, auf einer Rheininsel die Feste Fort Louis, die Befestigung von Landau war im Bau und auf veldenzischem Boden erhob sich oberhalb von Koblenz die Festung Mont-Royal. Der König verfügte also bereits über vier gut befestigte Rheinübergänge. Durch die Befestigungen bei Hüningen, Fort Louis und Mont-Royal hatte der König den Waffenstillstand verletzt.

Auf deutscher Seite war kein Spatenstich geschehen, die Truppen der nächstgelegenen Reichskreise standen in Ungarn.

Der „Sonnenkönig" dachte wohl kaum an einen langen Krieg, er meinte durch einen schnellen Schlag das Deutsche Reich zu demütigen und so sein wankendes Ansehen zu befestigen. Zu den Wirkungen der Reunionen waren die der Aufhebung des Ediktes von Nantes hinzugetreten. Fortan mußte jeder protestantische Politiker Mißtrauen haben gegen den Fürsten, der die Hugenotten aus ihrer Heimat vertrieb, das Bündnis mit dem Kurfürsten von Brandenburg wäre allein dadurch ertötet worden. Die katholischen Mächte wurden durch diese Handlung des absoluten Königs von ihrer Gegnerschaft gegen Frankreich nicht abgezogen. Der König war auf dem besten Wege, sich völlig zu isolieren, aber er glaubte, daß die norddeutschen protestantischen Fürsten neutral bleiben würden.

Den Vorwand zum Vorgehen leitete der König aus der pfälzischen Erbfolgefrage ab. Mit dem Tode des Kurfürsten Karl war die Pfalz-Simmernsche Linie ausgestorben, und zur Erbfolge war der Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg berechtigt, auch hatte die Schwester des letzten Kurfürsten, Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans, in ihrem Ehevertrage wie bei

Digitized by Google

der Auszahlung des Heiratsgutes auf alle Anrechte verzichtet. Für Madame und seinen Bruder erhob der König Ansprüche, zwar nicht auf die Kurlande, aber auf den Allodialbesitz und die Weiberlehen. Als solche beanspruchte er die Grafschaften Simmern und Sponheim sowie die Herrschaft Kaiserslautern und Oppenheim. Hätte Orleans das und damit Sitz und Stimme auf dem Reichstage gewonnen und wäre es gelungen, dem französischen Kandidaten Wilhelm von Fürstenberg-Heiligenberg den Kurhut von Köln zu verschaffen, so hätte Frankreich das linke Rheinufer beherrscht. Irgendwelche soliden rechtlichen Ansprüche auf die Erbschaft gab es nicht.

Der König wollte nicht einen Krieg, er wollte scheinbar den Großmütigen spielen, er dachte durch den Druck, der in der Ungewißheit lag, die dauernde Abtretung der Reunionen und des Pfälzer Anteils zu erreichen. Er suchte erst ein päpstliches Schiedsgericht zu erreichen, dann die päpstliche Vermittlung, das führte, wie begreiflich, zu keinem Ziele. Jetzt hielt er die Stunde für gekommen, wo er handeln müsse. Die Kaiserlichen standen vor Belgrad.

Den plötzlichen Überfall der schutzlos daliegenden deutschen Gaue begleitete ein Kriegsmanifest, das bis zum 1. Januar 1689 einen definitiven Frieden unter Anerkennung der Reunionen und des Fürstenbergers forderte; dann wolle Ludwig sich für die pfälzische Erbschaft mit einer Geldentschädigung begnügen, auch Freiburg zurückgeben. Philippsburg müsse geschleift werden. Wäre das alles zur Tat geworden, so hätte sich Frankreich im Besitze von drei Brückenköpfen am Oberrhein behauptet, am Niederrhein hätte Kurköln bis nach Rees hin ihm zur Verfügung gestanden. Doch die Gegner lehnten das ab, und es kam zu dem großen Koalitionskriege, bei dem das in den Besitz des Oraniers gelangte England, die Niederlande, Spanien, Schweden, das Deutsche Reich, der Kaiser und der Herzog von Savoyen sich zusammenschlossen. Der König hatte seinen Zweck, die deutschen Reichsstände zu entmutigen, nicht erreicht, im Gegenteil, Deutschland war seit Jahrhunderten nicht so einig gewesen. Es regte sich das nationale Gewissen. In den Jahren 1685/88 endet die Periode der deutschen Geschichte, während welcher die Konfession unter den Beweggründen der Politik fast den vornehmsten abgegeben hatte.[1] Die drohende Herrschaft Frank-

[1] Fehling, Die europäische Politik des Großen Kurfürsten 1677 bis 1688, S. 19.

Digitized by Google

reichs und die extrem katholische Richtung der Politik des Königs hatte die deutschen Protestanten belehrt, die größere Gefahr drohe ihnen nun von Versailles, und in der Wiener Hofburg wie in Madrid war man klug genug, in diesen kritischen Tagen den Zug des Oraniers nach England zu billigen, der den Katholiken jenseits des Kanals von Nachteil war.

Der Krieg wurde durch große Verheerungen eingeleitet. Um deren Geschichte nicht völlig bekannt werden zu lassen, hat die französische Regierung noch 1879 einem deutschen Gelehrten die Benutzung der Archivalien verweigert! Diese sind, so viel ich weiß, bis heute nicht benutzt worden.[1]

Wir haben in einem Verteidigungskriege gegen fast die ganze Welt, in einer Periode des Stellungskrieges, der notwendig das ganze Gelände devastiert, im dritten Jahre eines Weltkrieges, in dem man uns aushungern will, in einer Periode der höchsten Ausbildung der Artillerie, des Fernglases, der Luftbeobachtung und des Luftkrieges beim Zurückgehen in die Hindenburglinie ein Verfahren angewendet und anwenden müssen, das aus dem Vorgelände eine Einöde schaffte, wie auf seiten unserer Gegner von den Russen selbst in ihrem eigenen Lande dasselbe Verfahren unter dem hohen Beifall ihrer Verbündeten angewendet worden ist.

Aber Louvois lebte in den Zeiten, wo der wirksame Kanonenschuß nicht anderthalb Kilometer weit trug. Wenn man bei ihm die Vernichtung der mittelalterlichen Stadtmauern und der Burgen damit entschuldigen wollte, daß auch jede Mauer fallen sollte, die dem Infanteriefeuer Widerstand leisten konnte — eine gewöhnliche Stadtmauer erlag schon jedem Feldgeschütze —, so ging das System Louvois doch auch darauf hinaus, den Stadtkern, mauerlose Städte und Dörfer völlig zu vernichten und eine Einöde herzustellen von größerer Tiefe und einer unendlich viel größeren Breite. Mit dem Schlosse von Friedlingen hängt sie sich an die Grenze der Schweiz, zieht sich durch die Ortenau, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, die Kurpfalz, greift unterhalb von Lauterburg auch auf das linke Rheinufer hinüber und zieht sich von da weiter bis weit nördlich der Eifel.

---

[1] Eine wenig benutzte Sammlung wichtiger Briefe ist (Griffet), Recueil des lettres pour l'éclaircissement de l'histoire militaire du règne de 1672—1694 (1760—1764).

Digitized by Google

Schon im vorhergehenden Kriege war das System im Keime vorhanden, und die teuflische List und Lüge der späteren Zeit wurde bereits gehandhabt. Louvois gab an Montclar die Weisung, die Stadt Hagenau nicht nur zu schleifen, wie es der König angeordnet hatte, sondern sie mit Ausnahme der Kirche niederzubrennen. Diesem Befehle fügte Louvois die Worte hinzu: „Es wird sehr gut sein, daß Sie das in der Weise tun, daß es nicht den Anschein hat, als hätten Sie dazu einen Befehl, sondern daß Sie sich selbst mit Rücksicht auf die Erhaltung des Elsaß dazu entschlossen hätten.“[1] Eine solche Perfidie! Am 8. Januar 1677 begann das Zerstörungswerk, alle Bitten halfen nichts, am 10. Februar begann die Verbrennung, der weltbekannte Mordbrenner la Brosse hatte die Ausführung, noch stand die Neustadt, auch sie wurde am 16. September niedergebrannt. Das gleiche Schicksal hat Weißenburg und eine Unzahl von Dörfern getroffen. Das war das Los zweier Reichsstädte, das ihnen ihr „Souverän“ bereitete.

Schon im Oktober 1688 hatte Chamlay vorgeschlagen, die wichtigsten Rheinstädte vom Rheinfels an bis Speier zu rasieren; als Mannheim fiel, meinte er, man solle den Pflug wieder über die Stelle gehen lassen, wo diese Stadt stand.[2] Doch älter sind noch die ersten ähnlichen Befehle von Louvois, und er ist es gewesen, der den Anfängen der Zerstörung die Ausdehnung gab. Die Anregung des Generalquartiermeisters fiel beim Kriegsminister auf den besten Boden. Louvois hat den schmählichen Bruch des Waffenstillstandes zu verantworten, er, der kein Feldherr war, hat erst das heimliche Brandlegen angeordnet, dann erwuchs bei ihm daraus das System der offenen militärischen Devastation. Wir beobachten dabei dieselbe rücksichtslose Konsequenz, wie sie die Juristen bei den Reunionen bewährt hatten.

Louvois wurde wohl am stärksten durch politische Gründe geleitet. Ein Turenne, ein Napoleon hätte sich um die Festungen mit ihren geringen Besatzungen schwerlich viel gekümmert und sofort den Stoß möglichst tief ins Herz geführt, Bayern vielleicht gewonnen und dann den Kaiser in seinen österreichischen Landen be-

[1] Klélé a. a. O. 211 f. Das Aktenstück liegt in Paris Dépôt de la guerre 509, nr. 286.

[2] Rousset, Histoire de Louvois, sucht die Schuld Chamlay zuzuwälzen, dagegen Prutz, Louvois und die Verwüstung der Pfalz. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 4, 239 ff. (1890).

Digitized by Google

droht. Bei Louvois herrscht die Rücksicht auf die Festungen. Von ihnen aus will er den Schrecken in die Lande tragen und durch die Häufung des Unheils den Landesherren die Unterwerfung abzwingen und dem Reiche die Zustimmung zu dem geforderten Frieden. Wir haben in unserer Literatur kein Verzeichnis der Zerstörungen, die die Franzosen 1688 und 1689 und auch im weiteren Verlaufe des Krieges durchführten[1]; aber die lokale Literatur ist von ihnen angefüllt, und jeder Deutsche kennt die Zerstörung von Heidelberg, Mannheim, die Schändung der Königsgräber von Speier, die Zerstörung von Frankental, Worms, Oppenheim und Bingen. Wer zu einer Burgruine emporsteigt, hört meist: von den Franzosen zerstört! Wäre das auf das rechte Rheinufer beschränkt gewesen, aber fast ebenso gründlich war die Verwüstung des linken. Und das waren doch Landschaften, die man als gallisch, altfranzösisches Eigentum ausgab und deren Besitz man erstrebte. Die Bewohner des heutigen Großherzogtums Baden ziehen daraus die Lehre, was für sie der Rhein als Grenze bedeuten würde, und der Schrecken erreichte auch damals sein Ziel nicht; denn in der Kriegführung und der Politik entschied nicht die Stellung der kleinen Landesherren am Rheine, sondern die „armierten Stände" des Nordens und Ostens! Selbst die militärische Wirkung für den Augenblick war eine geringe. Was aber sollten Fürsten denken, deren Väter oder die selbst Bundesgenossen Frankreichs gewesen waren?

Der grenzenlose Übermut Ludwigs XIV. strafte seine alten Freunde am schwersten und machte die zu Feinden, die ein Richelieu in warmer Freundschaft erhalten hätte. Der Krieg von 1688/89 hat für die deutsche Einigung sehr viel beigetragen. Jeder Schuljunge sagt sich, daß wenn das die Folge der deutschen Zwietracht war, uns dann nur Einigkeit hilft; denn wahrscheinlich sind die Franzosen nicht anders geworden. Bekanntlich hat Ranke 1870 Thiers auf dessen vorwurfsvolle Frage, mit wem denn Deutschland nach dem Sturze Napoleons III. noch Krieg führe, die schlagende Antwort gegeben: mit Ludwig XIV.

Wie stellen sich nun die französischen Chauvinisten zu diesen Ereignissen? Babelon tadelt zwar die Verwüstungen, aber er ver-

[1] Wir haben nur eingehendere Arbeiten von Soldan für Worms, Walter für Mannheim, für Baden Schulte, Ein Skizzenbuch aus dem Unglücksjahr 1689 in Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 4, 384—392.

Digitized by Google

teidigt sie zugleich: „sie bewahrten Frankreich vor der Invasion." Er verschweigt den Bruch des Waffenstillstandes durch Ludwig, nach ihm erscheinen die Bundesgenossen der Liga von Augsburg als die Angreifer, und zu diesem Bunde gehören nach ihm auch Holland, Savoyen und England.[1] Driaults Feder hat im Augenblick keine Tinte. Helmer, Wetterlé, Hansi schweigen sich aus. Pouvourville behauptet, wir übertrieben im Interesse der preußischen Sache die Brandstiftungen der Soldaten Villars und Turennes.[2] Diese beiden Generale beschuldigen wir nicht, aber Louvois, Chamlay, Duras, Melac und ihre Genossen.

Der als lokal gedachte Krieg war für Frankreich der Kampf mit einer gewaltigen Koalition geworden, am Ende war das Land völlig erschöpft, wenn auch nicht entscheidend geschlagen. Doch auch die Koalition hatte tiefe Schäden erlitten, der Kaiser stand noch immer im Kriege gegen die Pforte, die Niederländer verlangten dringend nach dem Frieden, der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen war von der Koalition abgefallen, die Spanier waren in Katalonien empfindlich getroffen. Die Gegensätze hatte die französische Diplomatie in geheimen Verhandlungen bald mit Vertrauten des Oraniers, bald mit denen des Kaisers Gelegenheit gehabt kennen zu lernen und zu erweitern. Der Krieg war auch auf den andern Kriegsschauplätzen zum Teil mit deutschen Regimentern geführt worden, die Fürsten hatten Subsidienverträge gesucht, und so waren die andern Fronten geschützt worden, auf der deutschen Front hatte hingegen der treffliche Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden sich im wesentlichen auf die Verteidigung beschränken müssen, nur im Feldzuge von 1694 hatte er in das Elsaß eindringen können. Noch immer kamen sich die deutschen Fürsten mehr als europäische Potentaten vor, statt für das eigene Staatsgebilde zu sorgen. Die Folgen mußten sich in den Friedensbedingungen zeigen, um so mehr, da auch der König Wilhelm von England aus Rücksicht auf die Niederländer und auf das Entgegenkommen Ludwigs gegen seine englische Politik sich zu den Friedensfreunden stellte.

In den geheimen Friedensverhandlungen war schon längst von einem Äquivalent für Straßburg die Rede.[3] Der schwäbische

[1] A. a. O. 2, 302 ff.

[2] A. a. O. 148.

[3] Über sie vgl. Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697, 2 Bde., und G. Koch, Die Friedensbestrebungen Wilhelms III. von England 1694—1697, 1903.

Digitized by Google

Kreis war durch ein deutsches Straßburg behütet, durch ein französisches bedroht und von seinen Ständen keiner mehr als der Markgraf von Baden-Baden, der am Rheine den Oberbefehl führte. Er schrieb in einem Gutachten seine Meinung in den ewigen wahren Worten nieder: „Für Deutschland dienet diese Stadt zu nichts anderem als einer beständigen Versicherung des Friedens, für Frankreich ist es aber eine immer offen stehende Kriegspforte, woraus es, so oft es nur will, in das platte Land losbrechen kann. Nichts ist klarer, als daß Frankreich, solange es Straßburg in seinem jetzigen Zustande zurückzugeben Ausflüchte macht, sich das Hauptmittel nicht entzogen wissen will, wodurch Deutschland und das ganze Reich von ihm nach eigenem Belieben überfallen werden kann.“ [1]

Die ursprüngliche Forderung der Koalition war die Wiederherstellung des Westfälischen und Pyrenäischen Friedens. Die französischen Präliminarien vom 10. Februar 1697 boten dem Reiche die Rückgabe aller Reunionen seit dem Nymweger Frieden und Straßburg in statu occupationis, d. h. nach Zerstörung der neuen Festungswerke. Das war den Seemächten genehm, dem Könige von Frankreich das alleräußerste Angebot, der Kaiser aber wollte Straßburg wie es war, die Herstellung der zehn Reichsstädte in den Zustand der Artikel des Westfälischen Friedens nach der österreichischen Interpretation und bessere Bedingungen für die Herstellung des Herzogtums Lothringen. Ein sehr wirksames Mittel hatte die französische Diplomatie darin, dem Kaiser für die Reichsstadt Straßburg die österreichischen Plätze Freiburg und Breisach sowie Kehl und Philippsburg darzubieten. Für Straßburg setzte der Oranier sich nicht scharf ein, er wollte die holländische Flanke gesichert haben.

Am schärfsten trat für Straßburg der schwäbische Kreis ein, dessen Politik von dem früheren Straßburger Professor Kulpis geleitet wurde. Dieser Kreis hatte sich eine militärische Verfassung gegeben. In dem wiedergewonnenen Straßburg sollte das Besatzungsrecht den Kreisen Schwaben, Franken und Oberrhein anvertraut, das Kommando darüber dem Badener Markgrafen gegeben werden, die Kosten das gesamte Reich tragen. Jedem deutschen Könige müsse die Stadt den Homagialeid leisten. [2] Der

[1] Schulte a. a. O. 1, 330, und 2, 219.
[2] Schulte a. a. O. 1, 403.

Digitized by Google

Markgraf betonte in einem Gespräche: „Straßburg ist die Zitadelle von ganz Deutschland."

Sobald Oraniens Friedenssehnsucht der französischen Diplomatie bekannt geworden war, setzte sie ihr Angebot herab und bot nun die Wahl: Straßburg, nachdem es von den Franzosen selbst rasiert ist, oder Freiburg und Breisach. Der Markgraf schlug für die Entfestigung von Straßburg eine mittlere Linie vor.[1] Als am 1. September der Kaiser noch nicht zugestimmt hatte, erklärte Ludwig, Straßburg müsse bei Frankreich verbleiben und der Rhein die Grenze bilden. Der schwedische Vermittler glaubte, die Kaiserlichen hätten den Termin verstreichen lassen, um das Äquivalent für Straßburg zu verdienen.[2] Einen Augenblick bäumten sich auch die Seemächte auf, aber der Fall von Barcelona hatte die Spanier völlig weich gemacht, und da ihnen Ludwig mit Rücksicht auf die Erbfolge günstige Bedingungen gewähren wollte, wurde er um so härter gegen das Reich. Vielleicht wäre König Wilhelm noch für das von dem Markgrafen geforderte, um Fort Louis und Landau gebesserte Äquivalent einzutreten bereit gewesen, aber in dieser vertraulichen Verhandlung forderten die Kreise das jetzt schon Unmögliche: Straßburg.

Die Seemächte und Spanien unterzeichneten nun am 20. September 1697 zu Ryswik den Frieden, der Oranier war vor seinem Lebensfeinde zurückgewichen. Kaiser und Reich war im Friedensvertrage vorbehalten worden, bis zum 1. November die französischen Angebote vom 1. September anzunehmen, bis dahin sollte Waffenstillstand sein. Zwischen den Vertretern von Kaiser und Reich herrschte Mißtrauen, konfessionelle Gegensätze waren wieder hervorgetreten, sie führten überraschend zu der pfälzischen Religionsklausel, die in den zurückgegebenen Gebieten die unter der französischen Verwaltung gemachten Fortschritte des Katholizismus verbürgte, die erst im letzten Augenblicke bekannt gegeben wurde. In der letzten Stunde unterzeichneten die Kaiserlichen, die Katholiken und einige Protestanten.

Der neunjährige Krieg war zu Ende, geschlossen war er von erschöpften Mächten. Frankreich hatte in ihm den Zenit seiner königlichen Zeit überschritten, die Heere brachten keine Schlüssel

[1] Schulte a. a. O. 1, 414.
[2] Schulte a. a. O. 1, 417, 423. Der Verdacht ist bisher nicht bewiesen.

Digitized by Google

eroberter Städte heim, die Brückenköpfe jenseits der Alpen waren verloren, auch Luxemburg und anderes an Spanien zurückgegeben worden. Die Stellung Frankreichs in der Reihe der europäischen Mächte war erschüttert. Das Deutsche Reich hatte zwar nicht den Westfälischen Frieden, vor allem nicht Straßburg zurückgewonnen, aber es erhielt doch alle Reunionen heraus außerhalb des Elsaß. Strittig ist wieder die Auffassung über das Recht der Reichsstände im Elsaß.

Alle französischen Historiker vertreten die Auffassung, daß seitdem im Elsaß bis zur Queich oder doch bis zur Lauter Kaiser und Reich keinerlei Rechte mehr gehabt hätten, wenn auch eine ausdrückliche Zession vermieden worden sei. Aber so sicher ist das gar nicht. Der kaiserliche Gesandte von Seilern hatte wieder in den Künsten unklarer Paragraphen seine Zuflucht gesucht.[1] Aber der Artikel 4, der das Herauszugebende aufführt, leitet das mit dem Worte imprimis ein, und in den folgenden Artikeln werden eine Reihe von deutschen Reichsstädten namentlich aufgeführt: „und alle anderen Stände des hl. römischen Reiches, welche nach dem 4. Artikel dieses Vertrages oder andere restituiert werden sollen." Der Artikel 5 aber besagte: „Die nicht ausdrücklich genannten sollen nicht für ausgelassen angesehen werden." Klares Recht war nur für Straßburg geschaffen worden. Diese Auffassung hat in den Tagen des Utrechter Friedens auch der Gouverneur des Elsaß, de la Houssaye, vertreten.[2] Auch war die Nordgrenze des Elsasses nicht bestimmt.

Stellt man sich auf den rechtlichen Standpunkt, so war nur der Inhalt des Westfälischen Friedens bestätigt worden und darüber hinaus Landau und Straßburg für Frankreich gesichert. Tatsächlich wurde aber nur das kurpfälzische Amt Bergzabern und ein Teil des Amtes Germersheim von Frankreich restituiert. Die Nordgrenze blieb ganz unsicher.

Die Periode juristischer und militärischer Eroberungen hatte ihr Ende gefunden.

---

[1] Schulte a. a. O. 1, 401.

[2] Vorstehende Auffassung begründete Ludwig, Die deutschen Reichsstände im Elsaß und der Ausbruch der Revolutionskriege (1898), S. 13—18.

Digitized by Google

XV.

Die äußere Geschichte bis zur Französischen Revolution. Geschicke des Herzogtums Lothringen.

Die Offensivstellung des französischen Elsasses. — Hoffnungen auf Rückgewinn im spanischen Erbfolgekriege. — Abtretung des Herzogtums Lothringen. — Seine frühere Geschichte. — Anhänglichkeit seiner Bewohner. — Offensivstellung Lothringens. — Die Deutschen im Elsaß 1743. — Grenzregulierungen. — Rückblick. — Die Satire Friedrichs des Großen ernst genommen.

Die Wahrheit der Worte des Markgrafen von Baden über die militärische Bedeutung von Straßburg haben schon die königlichen Kriege Frankreichs im 18. Jahrhundert durchaus bestätigt, wie dann die der Revolution und Napoleons. Dieser Stadt gegenüber konnte das freie Feld nicht gehalten werden, und glücklich waren die Deutschen, wenn sie die Stollhofener oder doch die Ettlinger Linien in der nordöstlichen Ebene und die Schwarzwaldpässe behaupten konnten. Breisach und Freiburg fielen auch einmal wieder in die Hände der Franzosen. Die ganze heute badische Rheinebene war das Glacis für Frankreich geworden. Kehl erwies sich immer zu schwach, während umgekehrt das sofort nach dem Ryswiker Frieden auf dem linken Rheinufer angelegte Neubreisach niemals angegriffen wurde. Fast alle Versuche der Deutschen, in das Elsaß einzudringen, wurden von Norden her auf dem linken Rheinufer unternommen, und Landau erlebte im spanischen Erbfolgekriege vier Belagerungen. So fiel weitaus der größte Teil der Kriegsleiden den deutsch gebliebenen Landen zu.

Gleichwohl bestand einmal die Aussicht, Straßburg doch zurückzugewinnen. Nach der Schlacht von Oudenarde (11. Juli 1708) war der französische König so tief gebeugt, daß er in den Friedensverhandlungen im Haag sich zu großen Konzessionen bequemte. Er wollte die ganze spanische Erbschaft aufgeben, nur Neapel und Sizilien hoffte er seinem Enkel zu retten, auch zu Ab-

Digitized by Google

tretungen im Elsaß war er erbötig. Im Taumel der Hoffnungen hatten die im Reiche und am Kaiserhofe daran gedacht, die Geschichte gründlich zu revidieren und mindestens Straßburg, das Elsaß sowie die drei Bistümer Lothringens zurückzugewinnen, auch die Franche Comté, die sich keineswegs leicht in die französische Oberhoheit schickte. In dem Entwurf der Friedenspräliminarien forderte man die Abtretung von Straßburg mit seinen Befestigungen und seinem Geschütz und die volle Wiederherstellung des Westfälischen Friedens.

Nicht um der deutschen Forderungen willen scheiterte der Friede, sondern weil der König gegen seinen Enkel in Spanien noch mehr tun sollte, als ihn zur Auslieferung seines Reiches an den Habsburger Karl III. zu bestimmen. Das hieß den Bogen überspannen. Zwei Gründe veränderten die Kriegslage völlig: der Sturz der englischen Kriegspartei und vor allem der frühe Tod Kaiser Josephs, der statt der drohenden bourbonischen Weltmonarchie die Gefahr einer habsburgischen, die Spanien mit dem österreichischen Besitze vereint hätte, den Seemächten zeigte. Der Friede von Utrecht (1713) gab die deutschen Interessen preis, der Kaiser beugte sich im Frieden von Rastatt, das Reich in dem von Baden. Die Interessen der Seemächte waren gewahrt, nicht die des Reiches. Abermals hatten in diesem langen Kriege deutsche Regimenter an den Fronten, die für die Seemächte in Betracht kamen, gegen Subsidien die Last getragen, da war für einen starken Offensivstoß am Oberrhein nie die notwendige Truppenzahl vorhanden gewesen.

Nach dem polnischen Erbfolgekriege mußte der Kaiser auch das Ausscheiden des Herzogtums Lothringen aus seinen letzten Beziehungen zum Reiche zugestehen (Vertrag von Wien 1737). Für den zukünftigen Gemahl der letzten Habsburgerin wurde durch Toskana gesorgt; sein Herzogtum, dessen Bewohner mit großer Treue noch immer an ihm hingen, mußte der Herzog Franz Stephan an den gestürzten Polenkönig Stanislaus Leszynski abtreten, den Schwiegervater Ludwigs XV. Nach des Polen Tode sollte das Land an Frankreich fallen, was 1766 geschah.

Die Selbständigkeit Lothringens beruht auf ähnlichen Verhältnissen, wie sie bei den Burgunderherzögen bestanden hatten, nur daß die Lothringer von Haus aus Reichsfürsten waren und erst durch das Herzogtum Bar zu französischen Lehensleuten wurden.

Digitized by Google

Die Verbindung mit dem Reiche war sehr locker, sie wurde 1542 durch einen Vertrag dahin umschrieben, daß es „ein souveränes, freies und abgesondertes Fürstentum" im Schutze des Reiches sein und zu den Reichssteuern zwei Drittel eines kurfürstlichen Anschlages beizutragen habe, es blieb auch ein Teil der Jurisdiktion des Reiches gewahrt, für die unmittelbaren Lehen wurde das Lehensverhältnis beibehalten, wie das gesamte Herzogtum zum oberrheinischen Kreise gehörte. Am Kaiserhofe dachte man die Lockerung durch enge Verbindung der Hausinteressen wettzumachen, die in der Tat für lange Strecken der lothringischen Geschichte eintrat.[1] Es ergab sich eine schwierige Lage, eine Doppelstellung, wie einst die der Burgunderherzoge. In den Tagen der Ligue ward der Herzog Karl III. fast wie einst der Burgunder ein Parteiführer in Frankreich — ein gefährliches Spiel. Doch Heinrich IV. verbiß seine persönlichen Gefühle gegenüber dem alten Widersacher, um so schlimmer wurde die Lage in den Tagen Richelieus.

Karl IV. setzte das Ganze aufs Spiel, verband sich mit den Habsburgern und führte mit Ludwig XIII. wie Ludwig XIV. einen verzweifelten Kampf; aber die Bourbonen siegten, und er wie sein Neffe Karl V., der Feldherr Leopolds I., waren gezwungen, im Exil zu leben. Ihre Lande hatten furchtbar zu leiden. Im Pyrenäischen Frieden wurde Karl IV. unter ungünstigen Bedingungen wieder Herr seiner Gebiete. 1670 aber besetzten die Franzosen das Land aufs neue. 1675 starb der tapfere, aber zu Abenteuern geneigte Fürst, der einmal einen Vertrag gebilligt hatte, der seine Unabhängigkeit aufgab, ihn dann aber widerrief. Sein Neffe besaß die treue Anhänglichkeit seines Schwagers, Kaiser Leopolds, er weigerte sich, in das zu Nymwegen verkleinerte Land zurückzukehren, und starb als Prätendent im Dienste des Kaisers (1696). So wurde dessen Sohn Leopold durch den Frieden von Ryswik zwar wieder Herr seiner Lande; aber von einer starken, tätigen, selbständigen, antifranzösischen Politik konnte bei den drückenden Bedingungen, Nancy, Bitsch und Homburg zu schleifen, Saarlouis Frankreich einzuräumen, bei der französischen Garnison in Nancy und bei seiner Ehe mit der Tochter des Herzogs von Orleans nicht mehr die Rede sein. „Der Friede (von Ryswik) wurde von den Lothringern mit der lebhaftesten Freude begrüßt,

[1] Ritter a. a. O. 2, 36.

Digitized by Google

denn er verkündete ihnen „das Ende einer schweren und langen Besetzung“,[1] im Triumphe kehrte der Herzog heim.

Im spanischen Erbfolgekriege wurde das Herzogtum abermals von Frankreich besetzt. Der Herzog blieb im Lande, voll Hoffnung auf die Sache der Gegner Frankreichs. Seine Politik hängte doch auch er an Österreich. Der letzte Herzog, Franz, hatte kaum die Herrschaft angetreten, als das Band zerschnitten wurde, das das Herzogshaus mit seinen Untertanen verband. Wohl trennte sich der Herzog leicht von seinem Lande, die Rechte des Deutschen Reiches — auf die es hier ankommt — waren mißachtet, gezwungen erkannte es die Abtretung an, schwer war die Trennung der Untertanen. Bis zuletzt haben die Lothringer an diesem Hause gehangen, obwohl es absolutistisch herrschte, sie wollten nicht französisch werden.[2] Mit dem Herzogshause wanderten viele außer Landes, noch lange dienten Lothringer in Toskana und in Wien ihren alten Landesherren, noch heute sind lothringische Namen nicht ganz aus der österreichisch-ungarischen Armee verschwunden. Im Lande wurde schonungslos gegen die Erinnerungen an die früheren Herrscher vorgegangen, doch die Sympathien wurzelten tief.[3] Herzog Leopold, der Förderer der Wissenschaften und Künste, hinterließ ein gesegnetes Andenken, man verzieh ihm sein üppiges Hofleben, seine Bauluſt, seine Finanzwirtschaft, wie auch jenem Polenkönig, dem ein wunderbares Geschick das Herzogtum als Altenteil zugewiesen hatte.

Frankreich hatte endlich sein Ziel erreicht, Lothringen war gewonnen, und damit waren die drei lothringischen Bistümer und das Elsaß kompakt mit dem Staate verbunden worden. Der Anfall Lothringens brachte weite deutschredende Gebiete, die 105 Jahre später wieder davon losgelöst werden sollten, unter ein fremdes Zepter.

Der Besitz von Metz und Saarlouis bedrohte die Mosellande und die rheinische Pfalz. Die Dinge hatten sich in das Gegenteil umgekehrt. Das Land von Saarlouis bis Koblenz kennt nur ein Schlachtfeld, das an der Konzer Brücke. Ein Durchstoßen dieses Gebietes war den französischen Heeren immer möglich; denn Trier

[1] Baumont, Études sur le Règne de Léopold duc de Lorraine et de Bar (1894). S. 18. — Pfister, Histoire de Nancy, 3, 226.

[2] Vgl. Baumont, S. 386 ff. — Pfister a. a. O. 3, 410 ff.

[3] Pfister a. a. O. 3, 499 und öfter.

Digitized by Google

war infolge der beherrschenden Lage seiner nördlichen Umgebung nicht haltbar, und erst Koblenz und die Feste Ehrenbreitstein boten einen Halt.

Das Ergebnis der lothringischen Politik Frankreichs war glücklich, aber war sie ehrenhaft? Ihr französischer Geschichtschreiber, der Graf d'Haussonville, gibt darauf die Antwort: „Die Erwerbung Lothringens entsprach den Interessen Frankreichs und war für seine Größe notwendig, sie war das Werk einer Politik, die sehr geschickt, weniger auf das Recht als auf die Gewalt bedacht und mehr national als skrupulös war. Die Anstrengungen der Herzöge, des Adels und des ganzen Landes, ihre gemeinsame Unabhängigkeit zu bewahren, waren ständig und hartnäckig. Der während einer so langen Zeit durchgehaltene Kampf war nicht ohne Mut, nicht ohne einigen Ruhm und vor allem mit vielen Leiden verbunden." [1]

Im österreichischen Erbfolgekriege leuchtete noch einmal die Hoffnung auf, das Elsaß, vielleicht Lothringen zurückzugewinnen. Zwar kam der Feldmarschall Prinz Karl von Lothringen 1743 nur bis an die Nordgrenze des Elsasses. Aber im folgenden Jahre glückte ihm der Rheinübergang im Rücken des Heeres Coignys, der, eine Flußlinie des Elsaß nach der andern aufgebend, bis hinter die Breusch zurückging. Die Österreicher standen im Angesicht des Straßburger Münsters. Lauterburg, Weißenburg, Hagenau und Zabern waren in ihrer Hand. Die zur Hilfe eintreffende Armee Noailles ging bei Markirch über die Vogesen. Die Panduren Trencks streiften in den Bergen und von der lothringischen Seite des Donon begrüßten den lothringischen Prinzen heimatliche Feuersignale. Die Stimmung im Elsaß wurde durch die Panduren und Husaren — dieses notwendige Übel — herabgestimmt. Jede weitere Operation wurde aber dadurch verhindert, daß der preußische König eben jetzt den zweiten Schlesischen Krieg eröffnete. Der Lothringer mußte zurück. Ob es ihm sonst gelungen wäre, sein Ziel zu erreichen, ist zweifelhaft. Aber es war doch erstrebt worden. Bis gegen Lunéville waren die ungarischen Reiter auf ihren Streifereien vorgedrungen, der Pole war nach Nancy geflüchtet und auch im Elsaß war die Hoffnung aufgelebt, doch sie ward getäuscht.

---

[1] Histoire de la Réunion de la Lorraine avec la France 1, 3.

Digitized by Google

Es folgte der Umschwung der Allianzen, jene Periode der französischen Politik, die in einem Bündnisse mit Habsburg-Lothringen ihre Richtlinie hatte. Sie bestand noch, als die Französische Revolution ausbrach.

Nach dem Anfalle Lothringens an Frankreich war es ein dringendes Bedürfnis für beide Teile, die vorspringenden Winkel und die Einschlüsse im fremden Gebiete zu beseitigen und eine fortlaufende Grenze herzustellen. Das erfolgte in den Jahren 1766 bis 1787 durch eine Reihe von Staatsverträgen mit dem Fürstentum von Nassau-Saarbrücken, Österreich, dem Kurfürstentum Trier, den Grafen von der Leyen und dem Herzogtum Pfalz-Zweibrücken.[1]

Bei der neuen Grenze ging die französische (lothringische) Bailliage Busendorf über die Saar hinaus, oberhalb Saarlouis schob sich umgekehrt das nassauische Oberamt Saarbrücken zwischen die Bailliagen Bolchen und Saargemünd vor. Nur wenige Exklaven blieben bestehen. Der damals schon in Betrieb genommene Kohlenbergbau des Saarreviers blieb fast vollständig bei Deutschland.[2]

Frankreich hatte seine „natürliche" Grenze am Rheine in sicherem Besitze. Es hatte in seinem Kampfe mit dem Hause Habsburg sich nicht nur der linksrheinischen Besitzungen der Österreicher, nicht nur der spanischen Franche Comté bemächtigt, es hatte vor allem auch die weite Region gewonnen, die einst diese Lande von den spanischen, nun österreichischen Landen getrennt hatte und damit jene militärische Offensivstellung gegen Deutschland, die bis tief nach Süd- und Mitteldeutschland ausstrahlte. Die Erfolge waren dem französischen Einheitstaate nur möglich gewesen, weil Deutschland einer starken Einigung entbehrte. Die tiefste Entkräftung des deutschen Kaisertums, die gründlichste Zerrüttung der deutschen Einheit, die Feindschaften der deutschen Stände untereinander war von Frankreich ausgebeutet worden zu einer Politik, die brutale Gewalt, Vertragsbruch, juridische Falschsprüche, List und Tücke verwendet hatte. Diese Erwerbungen waren Annexionen im übelsten

[1] Vgl. Fabricius, Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz, 2. Band: die Karte von 1789, S. 597—606, und die vortreffliche Karte des Atlas.

[2] Vgl. Friedrich A. Schmidt, Der Saarkohlenbergbau in Lothringen (Straßb. Dissert. 1914, auch Bergwirtschaftliche Mitteilungen, Jahrgang 5).

Digitized by Google

Sinne des Wortes. Ein egoistisches deutsches Fürstentum mochte das Ergebnis seiner Sünden tragen, wiewohl es darüber seufzte; aber sobald sich ein nationaler Wille, ein nationales Verantwortlichkeitsgefühl entwickelte, sobald die staatliche Einigkeit etwas gebessert ist, wird das geschehene Unrecht gefühlt und die Pflicht empfunden werden, der Verstümmelung des Volkes, der Wegnahme seiner historischen Rechte entgegenzutreten.

Doch die französische Geschichtschreibung hat meist kein Verständnis für solche Urteile, solche Gefühle. Ja, sie sieht wohl noch gar in dieser Politik die „klassische Mäßigung". Und für ihre Berechtigung führt sie mit Vorliebe als klassischen Zeugen Friedrich den Großen auf! Er schrieb in der Tat im Jahre 1738: „Nach Osten hin hat Frankreich keine anderen Grenzen als die seiner Mäßigung und seiner Gerechtigkeit. Die Loslösung des Elsasses und Lothringens vom Reiche haben die Grenzen der französischen Herrschaft vorgeschoben. Es wäre zu wünschen, daß der Rhein auch weiterhin die Grenze dieser Monarchie bliebe. Zu diesem Zwecke bliebe das kleine Herzogtum Luxemburg zu besetzen, das kleine Kurfürstentum Trier durch irgendeinen Vertrag, ein Herzogtum Lüttich durch das Recht der Wohlanständigkeit zu erwerben; die Barriereplätze, Flandern und einige Kleinigkeiten müßten notwendig in diese Reunion einbezogen werden. Frankreich brauchte nur das Ministerium eines maßvollen und sanften Mannes, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, seinen Charakter in den Dienst des Staates stellend, alle Listen, Ränke und krummen Wege auf die unteren Minister abwälzte[1] und indem er so im Schutze von ehrenhaftem Scheine (à l'abri de dehors respectables) vorginge, seine Pläne zu einem glücklichen Ausgange brächte."[2]

Doch Driault, der diese Stelle triumphierend mitteilt,[3] hat sie erstens verstümmelt, zweitens sie den „Lebenserinnerungen" von 1738 zugeschrieben, während sie tatsächlich den Considérations sur l'État présent du Corps politique de l'Europe angehören, und drittens hat er die scharfe Ironie für bare Münze genommen. Seinem chauvinistischen Vorläufer von 1871, Michiels, der dieselbe Torheit beging, hat damals Heinrich von Sybel den Sinn des

[1] „alle Listen ... abwälzte" fehlt bei Driault.

[2] Œuvres de Frédéric le Grand (1848) 8, 15 f.

[3] Sie findet sich auch sonst in der Revancheliteratur, z. B. Stiénon a. a. O. S. 27, mit derselben Auslassung.

Digitized by Google

Traktates, den Zweck, die Kunstform deutlich klar gemacht,[1] aber die ältesten Ladenhüter der politischen Anschwärzung sind Herrn Driault recht. Ich will an ihm die moralische Hinrichtung nicht wiederholen, die Driault um so mehr verdient hätte, als er wenigstens bei seinem Landsmanne und chauvinistischen Freunde Lavisse in dessen Grand Frédéric avant l'avènement, S. 181 ff., einmal hätte nachschauen können; auch Reinhold Kosers „Geschichte Friedrichs des Großen" (4. und 5. Auflage), 1, 145—151, 4, 29, heranzuziehen, würde Herr Driault wohl ablehnen, er kennt ja von der deutschen Literatur so gut wie nichts, er meidet sie wie einen Pestkranken.

[1] Deutschlands Rechte auf Elsaß-Lothringen, in den Kleinen historischen Schriften 3, 504—508.

Digitized by Google

XVI.

Das Elsaß bis zur Französischen Revolution.

Das angebliche Urteil eines preußischen Diplomaten 1709, der wahre Ursprung der Denkschrift. — Konfessionspolitik. — Bedrückung der Protestanten. — Bruch der Kapitulation. — Auswanderung. — Französische Einwanderung und französische Sprache. — Der Wesenskern unberührt. — Französische Verwaltung. — Beschränktheit ihrer Aufgabe. — Die Zwischenglieder. — Keine Landstände. — Finanzpolitik. — Schäden der Verwaltung. — Wirtschaftlicher Aufschwung. — Handel. — Aufkommen der Fabriken. — Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland. — Einwohnerzahl. — Zwei Kulturen nebeneinander. — Warum elsässische Kultur? — Fortschritte der französischen.

Wenn wir uns nun dem Elsaß zuwenden, seinem Einwachsen in die französischen Verhältnisse, so wird uns von französischer Seite ein Dokument entgegengehalten, das nicht weniger enthalten soll als die Anerkennung des vollen Aufgehens des Elsasses in Frankreich durch — die preußische Diplomatie!

Kein Geringerer als Hanotaux schreibt in seiner Geschichte des zeitgenössischen Frankreich: „Ludwig XIV. hatte Straßburg besetzt. Der Wunsch des Volkes hatte es eng mit Frankreich verbunden. Preußen hatte dies selbst in dem Memorandum anerkannt, welches es an die zur Zeit des Utrechter Friedens versammelten europäischen Bevollmächtigten richtete."

„Es ist allgemein bekannt," hieß es in dem Memorandum, „daß die Bewohner des Elsasses mehr Franzosen sind als die Pariser, und daß der König von Frankreich ihrer Anhänglichkeit an ihn und seinen Ruhm so gewiß ist, daß er ihnen befiehlt, sich Gewehre, Säbel, Hellebarden, Pistolen, Pulver und Blei zu verschaffen, sobald das Gerücht geht, daß die Deutschen beabsichtigen, den Rhein zu überschreiten, und daß sie in Massen an das Ufer dieses Flusses eilen, um die deutsche Nation am Übergange zu verhindern oder denselben ihr doch wenigstens streitig zu machen, auf die offenbare Gefahr ihres Lebens hin, als wenn sie zu einem Triumphe gingen ...", und das Memorandum fügt hinzu, daß „wenn man die Elsässer vom Könige von Frankreich, den sie verehren, trennen wolle, man

Digitized by Google

ihm ihre Herzen nur durch eine Reihe von zweihundert Jahren entfremden könne."[1]

Das Dokument gehört aber gar nicht dem preußischen Gesandten im Haage, dem Grafen Wolfgang von Schmettau, an; er hat es nach Lamberty[2] dem Ratspensionaris Heinsius, dem Prinzen Eugen und Marlborough nur überreicht in der Zeit der Haager Konferenzen von 1709, wo die Verbündeten, wie wir oben sahen, infolge der Gunst der Verhältnisse den Bogen überspannten. „Da das Mémoire nicht von Schmettau selbst herrührt," sagt Albert-Petit,[3] „verliert es schon viel von seinem Gewichte. Fügen wir hinzu, daß sein urkundlicher Wert durch seinen tendenziösen Charakter sehr herabgemindert wird: die Schrift hat ihr eigentliches Ziel darin, die Verbündeten von der Eroberung des Elsasses abzulenken und sie zu der der Franche Comté zu bewegen. Der König von Preußen hatte in der Tat gar nichts im Elsaß zu gewinnen, während er in der Franche Comté etwas erhoffen konnte, da er durch das Fürstentum Neufchâtel deren Nachbar war. Es ist daher natürlich, daß sein Gesandter die Anhänglichkeit der Elsässer an Frankreich und die Aussichtslosigkeit der Bestrebungen, sie davon abzuwenden, übertreibt. Er verstärkt ein wenig den Ton. Das ist guter diplomatischer Brauch. Das Elsaß ist nicht so schnell französisch geworden und konnte es nicht werden."

Nach diesen verständigen Ausführungen ist von einem ehrenhaften Mann wie Hanotaux zu erwarten, daß er in einer neuen Auflage die Stelle ändert. Bei Vidal de la Blache darf man dasselbe voraussetzen.[4] Im übrigen ist, wie Bourgeois gezeigt hat,[5] das Mémoire von einem Schweizer verfaßt worden, und Berner hat festgestellt, daß die preußische Politik niemals die Lostrennung der Franche Comté, gleichgültig zu wessen Gunsten, offiziell gefordert hat;[6] das Aktenstück gehört in die schweizerische, nicht in die preußische Geschichte.

[1] A. a. O. 1, 94.

[2] Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII^e siècle. Amsterdam 1735—1740. 5, 282.

[3] Comment l'Alsace est devenue Française (1915), S. 16.

[4] La France de l'Est, S. 48, Anm. 3.

[5] Neuchâtel et la politique prussienne en Franche-Comté (1702—1713), 1887, S. 127.

[6] Berner, Historische Zeitschrift 61, 506—508. Heigel in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1888, 2, 894—904.

Digitized by Google

Die Erwerbung des Elsasses und namentlich die Straßburgs fiel in eine Zeit, in der Frankreich in seiner inneren Politik eine scharf katholische, wenn schon gallikanische Richtung vertrat. Zwar war durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens wie durch die Kapitulation von Straßburg der Konfessionsstand der Protestanten gesichert, und einen offenen Bruch dieser Verpflichtungen mußte selbst der Hugenottenfeind Louvois mit Rücksicht auf das Ausland scheuen. Dahingegen wurde diese Grenze gestreift, indem man den Katholizismus überall förderte, wo es irgend ging. Die Jesuiten konnten in Straßburg und Kolmar mit französischen Patres besetzte Collèges royaux begründen, damit gewann man Einfluß auf die Jugend. Wo sieben katholische Familien waren, mußte die evangelische Kirche zur Mitbenutzung eingeräumt werden (Anordnung Louvois' von 1684), in zu zwei Dritteln katholischen Ortschaften wurde der evangelische Gottesdienst unterdrückt (Geheimerlaß Louvois' von 1686). In dem Direktorium der elsässischen Reichsritterschaft mußten sämtliche sieben Direktoren katholisch sein, desgleichen die Amtleute und Schreiber in den Territorialherrschaften. In Straßburg und anderen Städten wurde 1687 die Alternative eingeführt, d. h. die Magistratsstellungen sollten zwischen Katholiken und Protestanten wechseln. Wer zum Katholizismus übertrat, erhielt auf drei Jahre Steuerfreiheit und Freiheit von Einquartierung und unter Umständen persönliche Gratifikationen (1683 und 1685), wer zum Protestantismus überging, wurde verbannt (Edikt von 1679 und 1686). Alle unehelichen Kinder mußten katholisch erzogen werden. In den Jahren nach 1684 sind nach Anrich,[1] dem ich hier folge, sieben Dörfer mit Gewalt rekatholisiert worden. Mischehen waren verboten (Edikt von 1680). Kinder konnten von ihrem siebten Lebensjahre an ohne Zustimmung der Eltern katholisch werden (1681). Die Verfolgung protestantischer Pfarrer nahm sehr böse Formen an.

Das waren starke Verlockungen für Leute, die unter der neuen Regierung emporkommen wollten. In Straßburg fanden sich zwei hochangesehene Männer bereit, den Glauben zu wechseln, nachdem

[1] Deutsche und französische Kultur im Elsaß in geschichtlicher Beleuchtung. Mit Erläuterungen, 1916. Außerdem benutzte ich die reichen Angaben bei Reuß, L'Alsace au 17e siècle 2, 534—574, und Metzenthin, Ulrich Obrecht und die Anfänge der französischen Prätur in Straßburg (Beitr. z. Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothr., Heft 46, 1914).

Digitized by Google

der französische Agent Frischmann den Anfang gemacht hatte. Louvois schrieb an Güntzer, den Syndikus, der seit langer Zeit von Frankreich Geld einstrich, und lud ihn zu einem Schritte ein, der für die andere und für diese Welt nützlich sei, und er winkte noch deutlicher: einige Straßburger nähmen Unterricht im katholischen Glauben: „Wenn sie abschwören, fürchte ich, daß der König es passend findet, diesen die Stellen anzuvertrauen, die Sie bekleiden." [1] Güntzer fühlte sich sofort bekehrt, zauderte aber doch mit seinem Übertritt, bis die Sache im reinen war. Der Syndikus hatte sein Amt gerettet, aber ein anderer war schon vorher über ihn erhoben worden. Das war der grundgelehrte Jurist Ulrich Obrecht. Louvois hatte ihn unter einem Vorwande nach Paris bestellt, er reiste als eifriger Lutheraner ab, wurde dort zu Bossuet geführt und bekehrt. Der fähige Mann schien geeignet, als Haupt der Stadtverwaltung die Interessen des Königs zu vertreten. Das war schwer einzurichten; denn die Verfassung der Stadt war ja in der Kapitulation verbürgt. Ihn zum Prévôt zu machen, wie in anderen französischen Städten und ihm alle Gerichte zu unterstellen, wäre ein zu offener Bruch der Kapitulation gewesen; da half eine glückliche Form des Auftrages, die seine Anwesenheit bei allen städtischen Behörden ermöglichte, und ein schöner Titel aus der Antike: königlicher Praetor, um den faktischen Bruch der Kapitulation zu verheimlichen! Später wurde ihm ein weiterer Konvertit als lieutenant beigegeben, ein anderer wurde als Prévost des Marchands an die Spitze der neuen Handelsorganisation gestellt.[2] Obrecht war kein Fanatiker, er hat sich bemüht, den Eifer der Regierung zu bremsen und beiden Konfessionen gerecht zu werden. Auch derjenige Straßburger, dessen Name zuoberst unter den Kapitulationsunterschriften steht, der Stättmeister Johann Georg von Zedlitz, hatte den katholischen Glauben angenommen.[3]

Gar zu gern hätte man auch den Ammeister Dominikus Dietrich dem alten Glauben gewonnen; ihn hielt man für die Seele des religiösen Widerstandes. 1685 wurde er nach Paris beschieden, auf alle Weise bearbeitet; erbost über solche Hartnäckigkeit, setzte man ihn gefangen, beraubte ihn seiner Ämter und verbannte ihn in einen französischen Ort. Nichts brach den festen Charakter, so

[1] Rousset a. a. O. 3, 439 f. — Metzenthin, S. 36 f.
[2] (Rathgeber) a. a. O. S. 80.
[3] Metzenthin a. a. O. S. 46, 158.

Digitized by Google

wurde ihm 1689 die Rückkehr in seine Vaterstadt gestattet, aber er mußte Hausarrest beobachten. „Er konnte seine Freunde auf der Straße vorübergehen sehen, aber es war ihm untersagt, ihre Hand zu schütteln, alles das einer ‚mit der Treue und auf das Wort des Königs hin' beschworenen Kapitulation zum Trotz, die dem geringsten Bewohner von Straßburg die Gewissensfreiheit beließ, allein deswegen, weil er sich geweigert hatte, ein Apostat zu werden!"[1] Erst nach dem Tode von Louvois erhielt er die Erlaubnis zum Kirchenbesuch. Gebrochenen Leibes, aber mit starker Seele starb er, bis über das Grab hinaus verfolgt.

Derselbe Rodolphe Reuß, der obenstehende Worte niedergeschrieben, hat in diesem Weltkriege die Kapitulationsurkunde seiner Vaterstadt veröffentlicht, und über dem Titel prangen die Worte: „Fetzen Papier, die nicht zerrissen worden sind." Wie die Leidenschaft doch den Menschen verblendet! Und ist ihm denn nicht bekannt, wie der Staat — in seiner Finanznot — die in der Kapitulation verbürgte Freiheit von Abgaben sehr bald umgangen und sachlich gebrochen hat?[2] Hat er nicht selbst einmal gesagt, daß durch ein jesuitisches Auslegungssystem, durch Abmachungen vor allem Ludwigs XIV. selbst, fast alle Punkte der Kapitulation beeinträchtigt und umgangen wurden?[3] Weiß er nicht, daß 1788, entgegen der Kapitulation, jede Gesetzgebung der Stadt vor Äußerung des Prätors verboten und gefordert wurde, daß niemand ohne die Stimme des Prätors in ein wichtiges Amt gewählt werde?[4] Er kennt doch auch wohl die Äußerung von Ehrmann: „Seit der Verordnung vom Jahre 1685 ist es keinem königlichen Prätor beigefallen, sich mit jener angewiesenen Gewalt zu begnügen oder sie nicht in sensu latiore zu nehmen."[5] Ist die Einführung der Alternative kein Bruch der Kapitulation gewesen? Weiß er nicht, daß trotz der verbürgten Abgabefreiheit die Stadt bis 1789 etwa 54 Millionen Livres an die Krone gezahlt hat?[6] Weiß er nicht, daß seine Vaterstadt, die in den kritischen Jahren an militärischen

[1] Reuß a. a. O. 2, 569.
[2] Vgl. Metzenthin, S. 58.
[3] Louis XIV et l'église protestante de Strasbourg (1887), S. 15.
[4] Eimer, Die politischen Verhältnisse und Bewegungen in Straßburg im Jahre 1789 (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde, Heft 23), S. 11.
[5] Ehrmann, Briefe eines reisenden Deutschen an seinen Bruder, 1789, S. 312.
[6] Eimer a. a. O. S. 16.

Digitized by Google

Ausgaben gespart hatte, dem Könige von Frankreich acht Kasernen bauen mußte?

Die katholische Kirche war so sehr auf das Königtum angewiesen, daß da eine einzige tiefgreifende Anordnung genügte: Die Appellation (appel comme d'abus) vom bischöflichen Gerichte an den Conseil souverain von Kolmar wurde verfügt. Im übrigen blieb die Buntheit der altüberlieferten Kirchenverfassung mit ihren vielen fast selbständigen Gewalten und ihren Privilegien bestehen. Im Elsaß galt nicht das französische Konkordat von 1518, sondern das deutsche von 1448. Das Straßburger Domkapitel räumte schon 1687 8 von den 24 Domherrnstellen französischen Edelleuten ein, so ward das Bistum fast ein Erbstück der bretonischen Familie Rohan. Eine Opposition gegen den allerchristlichsten König war nicht zu befürchten; denn der König erschien als der Bundesgenosse und Protektor der Kirche. In die zahlreichen Stifter schob die Regierung, wenn es anging, Franzosen ein, und zu den Wahlen wurde ein Spezialkommissar entsendet, Jurisdiktion von Vorgesetzten, die aus Deutschland kamen, war verboten. Zu den Pfarrstellen, die an protestantischen Orten errichtet worden waren und nur vom Staate Gehalt erhielten, präsentierte der Intendant ihm passend erscheinende Personen (Curés royaux).[1] Vor allem aber galt es, den heranwachsenden Klerus von den rechtsrheinischen Universitäten abzuziehen, die sie bis dahin zumeist besucht hatten. In Straßburg wurde von den französischen Jesuiten ein Seminar begründet mit königlichen Freistellen, von denen ein Teil an Franzosen gegeben werden mußte; es umfaßte aber nicht alle Kandidaten des Priesterstandes. Die Stellung des durchaus tüchtigen Klerus zum Volke war weit besser als jenseits der Vogesen, und der deutschen Kultur trug er Rechnung. Über das Krummstabregiment hatten sich die Bauern und Pächter nicht zu beklagen; die katholische wie die protestantischen Kirchen trugen den Hauptteil der Sorgen der Charitas und des Schulwesens.

Es ist sehr verwunderlich, daß ein so kluger Gelehrter wie Albert-Petit einem Briefe von Louvois Glauben schenkt, worin der brutale Hugenottenverfolger zusichert, „daß Seine Majestät die Absicht hat, daß die Angelegenheiten der sogenannten reformierten Religion im Elsaß in demselben Zustand bleiben, in dem sie sich

[1] Vgl. Hoffmann, Charles, L'Alsace au dix-huitième siècle (1907), 4, 140.

Digitized by Google

jetzt befinden".[1] Gewiß, die Aufhebung des Ediktes von Nantes betraf nicht das Elsaß, aber im übrigen ging die Regierung so scharf vor, als es nur möglich war. Im 18. Jahrhundert wurden mildere Saiten aufgezogen, aber die Tendenz blieb bestehen. Und so ist es erklärlich, daß die Reformierten wie die Lutheraner und Juden der Gewissensfreiheit der Revolution zujubelten, gerade sie in erster Linie ihre Träger wurden und auch später im allgemeinen der republikanischen Gesinnung treu blieben. Das Königtum hatte sie mißhandelt.

Unter dem Glaubensdrucke, zum Teil aber auch im Mißbehagen über die neuen politischen Verhältnisse, haben manche Elsässer und namentlich Deutschlothringer den Stab ergriffen und sind nach Osten gewandert.

Über die breiteren Massen sind wir sehr wenig unterrichtet, und doch drohte einmal der Exodus der lutherischen Straßburger. Nachrichten aus Deutschland, Holland und Genf erregten in den Tagen, da in Ryswik der Friedensschluß bevorstand, die Gemüter, man meinte, der König habe die Absicht, die freiwerdende Armee heranzuziehen, die Lutheraner in die Kirchen einzusperren, bis sie sich der katholischen Religion zugewendet hätten. Daher hielten sich am Ludwigstage viele von der Predigt fern.[2] Nach dem Zeugnisse des Ammeisters Reyßeißen „haben die vornehmsten Familien Miene gemacht, sich von hier wegzubegeben".[3] Wie damals Obrecht eingegriffen hatte, so mußten wenige Monate später der Stadtadvokat Joh. Baptista Klinglin und der Gouverneur Marquis d'Huxelles über eine neue Aufregung berichten. Angesichts der drohenden Zwangskatholisierung wollten die Leute gemäß dem Artikel 17 des Friedens auswandern. Klinglin redet ganz allgemein von les magistrats luthériens et autres habitants de la même religion, er fürchtet, daß sich dadurch die Stadt völlig entvölkere, und der Gouverneur erklärt, daß trotz seiner beruhigenden Worte das Volk an nichts mehr denke, als seine Häuser und andere Habseligkeiten zu verkaufen und sich anderswohin zu begeben. Er bittet darum, die Bürger zu beruhigen, und er glaubt, wenn das in Deutschland bekannt gemacht werde, so könne das die Gemüter der dortigen Protestanten bewegen, für die königlichen Interessen einzutreten, das

[1] Albert-Petit a. a. O. 48.
[2] Metzenthin, S. 19.
[3] Straßburgische Chronik von 1670—1710 S. 182.

Digitized by Google

sei eine für den Dienst des Königs notwendige Sache, denn nur so könne man eine ansehnliche Partei in Deutschland haben. Man müsse sich auf den Weg der Überredung bei den Bürgern begeben, wenn die Zeit dazu gekommen sei.[1] Nach Rathgeber haben damals wirklich über dreihundert Familien Straßburg verlassen.[2]

Der Friede von Ryswik sah den freien Abzug aller vor, die auswandern wollten, die Regierung aber erhob einen Auswanderungszoll von 10 Prozent des Vermögens zur Tilgung der Schuldenlast.[3] Eine Reihe angesehener Männer wandten sich in die Fremde, namentlich solche, die in der Politik tätig gewesen waren. Die Bürgersleute mußten sich ducken, für die Gelehrten fanden sich auswärts Posten. Der einflußreiche Kolmarer Jurist Anton Schott war schon vorher in kursächsische Dienste getreten, Gottfried Stößer, Professor der Rechte und Konsiliarius der Stadt Straßburg, ging 1685 in sächsische, dann brandenburgische Dienste, Johann Georg Kulpis war von 1683—1686 Professor und Konsiliarius, dann fand er in württembergischen Diensten ein großes Feld für seine bedeutungsvolle Tätigkeit. Friedrich Schrag, Professor der Rechte (1675—1698), kam am Reichskammergericht zu Wetzlar unter. Das Dreigestirn hat unermüdlich in Schrift und Wort für das deutsche Straßburg gekämpft. Der 1689 in Straßburg geborene Bartenstein, Sohn eines dortigen Professors und Rektors des Gymnasiums, trat 1715 in kaiserliche Dienste, wo er der Leiter der österreichischen Politik wurde. Auch in den österreichischen Heeren erscheint noch mancher Elsässer, so war der Feldmarschall Dagobert Graf Wurmser von Vendenheim 1724 in Straßburg geboren. Der elsässische Adel, sowohl der protestantische wie der katholische, hielt seine Familienbeziehungen mit dem rechten Rheinufer aufrecht, ja zog sich mehr und mehr hinüber. Selbst die Familie, die zuerst sich an Frankreich angeschlossen hatte, von Wangen, heiratete mehrfach Töchter aus dem reichsdeutschen Gebiete. Die Erinnerungen der Baronin Oberkirch sind bezeichnend für die auf beiden Ufern des Rheins in beinahe gleichen Verhältnissen

---

[1] Louis Maurer, Strasbourg et le traité de Ryswijk in Feuilles d'Histoire du 17e au 20e siècle, 7, 290—294.

[2] (Rathgeber) a. a. O. S. 93.

[3] Reyßeißen sieht darin eine Verletzung des klaren Buchstabens instrumenti pacis, S. 184.

Digitized by Google

lebende Welt des Adels. Der Rhein war auch in diesem Sinne keine Grenze.[1]

Die französische Einwanderung ward von vornherein von oben her möglichst gefördert. Die Garnisonen bestanden nur zum Teil aus Fremdregimentern, denen die deutsche Sprache gelassen wurde (Royal Hesse-Darmstadt, Artillerieregiment Strasbourg), die Generalität war ebenso ausschließlich französisch wie die höhere Beamtenschaft. Es war die Herrschaft von Fremden. Die Salons des Fürstbischofs, der von 1704 bis in die Tage der Revolution dem Hause Rohan angehörte, der hohen Beamten und Militärs kannten nur die französische Sprache, nur französische Bildung, da man in der Zeit lebte, wo bis nach St. Petersburg und nach Neapel die französische Sprache in den Kreisen, die gebildet sein wollten, gesprochen wurde und französische Sitte als die Regel galt. Von oben aus betrachtet nahm die Gesellschaft einen französischen Ausdruck an, aber auch in den mittleren Schichten und selbst in den niederen Kreisen der Städte wurde etwas Kenntnis des Französischen als ein Bedürfnis für das praktische Leben gefühlt. „Zum ersten Male wurden 1738, 90 Jahre nach dem Westfälischen Frieden, zwei Wochenstunden" an dem wichtigsten Erziehungsinstitut des Landes, am protestantischen Gymnasium in Straßburg, „für den französischen Unterricht festgesetzt, und dann blieb noch lange Jahre die Vorschrift ein toter Buchstabe".[2]

Vorschnelle Befehle, wie das Verbot der Verwendung der deutschen Sprache in den Prozeßakten, das 1685 erlassen war, aber erst 1786 in allen Gebieten strenger gefordert wurde,[3] und das Vorgehen gegen die deutsche Tracht (1685), die angeblich als die teurere bekämpft wurde, fanden Widerspruch schon in den Kreisen der Beamten und blieben fast unausgeführt. Die französische Mode war für die Regierung eine wirkungsvolle Macht, die in der Stille wirkt, unbewußt wird ihr gehorcht.[4]

Das berührte und änderte aber noch nicht, abgesehen von den

[1] Bei einer flüchtigen Durchsicht finde ich von 1680—1789 in deutschen Diensten Glieder der adligen Familien Berckheim, Böcklin, Gayling von Altheim, Glaubitz, Montjoie, Rathsamshausen, Wetzel von Marsilien und Zorn von Plobsheim.

[2] Pfister, L'Alsace sous la domination française, S. 13.

[3] Albert-Petit a. a. O. 43.

[4] Vgl. Metzenthin a. a. O. S. 142.

Digitized by Google

Vornehmsten, den Wesenskern.[1] Noch standen sich zwei Kulturen und zwei Bevölkerungen gegenüber, noch ward die französische Gesellschaft als „Kolonie" behandelt und betrachtete sich als solche. Noch nach 1815 war das in Straßburg der Fall.[2]

Eine annektierte fremdsprachige Provinz sich innerlich anzugliedern, erfordert Zeit und erfordert Ruhe. Der damalige Staat konnte, wie schon oben gezeigt ist, warten und seine Eingriffe zunächst auf die beiden Gebiete der Justiz- und Militärhoheit beschränken, über die schon gesprochen wurde. Nur sei hier ausdrücklich betont, daß die nun eintretende schnelle Justiz auch von treuen Freunden des Alten, wie Ichtratzheim, anerkannt wurde. Von dem Rechte des Erlasses von Gesetzen und Verordnungen machte die Regierung ausgiebigen Gebrauch.

Der französische Staat stellte an die Spitze der als Grenzgebiet dem Staatssekretär des Krieges unterstehenden Provinz einen Intendanten, und Ludwig XIV. schickte in La Grange (1674 bis 1700) einen hervorragenden Organisator, von Takt und Energie, einen Mann, der fast immer die Grenze fand, bis zu der die Ausübung königlicher Gewalt ihr von Nutzen war, man hat ihn den wahren Zivileroberer des Elsaß genannt. Das ist wohl etwas zu viel gesagt, und auch die Schatten, die auf La Grange fallen, darf man nicht übersehen; jedoch sein großes Memoire von 1697 blieb für seine Nachfolger, unter denen keiner das Mittelmaß überschritt, der lebende Quell der Regierungsweisheit.

Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Verwaltung einer eroberten Provinz es damals auch viel leichter hatte als heute. Der feudale Staat hatte nicht entfernt so viele Aufgaben wie der heutige, er hatte auch einen viel kleineren Beamtenstand, er überließ das Schulwesen den Kirchen und den Gemeinden. In der protestantischen Universität von Straßburg wahrte der Prätor die königlichen Interessen. Vor allem war es ein großer Vorteil, daß die Regierung in den Mikrokosmen von altüberlieferten Territorien Puffer hatte zwischen sich und den Untertanen, zu denen der königliche Beamte nur selten direkt gelangte. Indem die königliche Verwaltung sich auf die notwendigsten Anordnungen einschränkte und naturgemäß dann die Vorteile eines Großstaates zur

[1] Anrich a. a. O. S. 10.

[2] Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen alter und neuer Zeit, 4. Aufl., S. 10.

Digitized by Google

Geltung brachte, erschien sie als Hüterin der Interessen des kleinen Mannes und als Vertreterin der Allgemeinheit gegenüber den egoistischen Interessen der alten lokalen Machthaber. Ihnen gegenüber war die Regierung sonst durchaus konservativ, alle Gewohnheiten wurden bestehen gelassen, wenn sie nicht grundsätzlich der königlichen Autorität zuwider liefen. Wird diese zugestanden, dann läßt man die Dinge ihren Lauf nehmen, der einzelne Territorialherr hat darum ein Interesse daran, beim Intendanten gut angeschrieben zu sein, dann wird ihm freie Hand gewährt, dann ist die Mediatisierung nicht so radikal. Und darum erscheint der König doch den Untertanen als der Hüter ihrer Interessen. Die Dinge waren auf einen Stand zurückgeführt, den die deutsche Zentralgewalt seit dem 13. Jahrhundert, nicht zum wenigsten infolge der mangelhaften Organisation des obersten Hofgerichtes, nicht hatte aufrechterhalten können. So wächst langsam und unbeobachtet die französische Königsmacht: die Leute leben im geliebten Alten und doch sprießt das Neue aus den Fugen alter Gemäuer heraus. Eine überaus vorteilhafte Lage für das Königtum. La Grange hatte erkannt, daß die „guten und lenkbaren" Leute durch Neuerungen abgeschreckt werden würden. „Die Leute", sagte sein Nachfolger, „sind nicht zanksüchtig." Es entstand die Überlieferung: „Den Geist des elsässischen Volkes zu schonen, indem man ihn mit Neuerungen nicht belästigt."[1] So unterbleibt der Versuch, das Land den französischen Provinzverwaltungen anzugleichen.

Heute, wo der Staat es fast immer unmittelbar mit seinen Bürgern zu tun hat und fast alle Gebiete des Lebens leitet, kann er nicht mehr so verfahren. Die Fortdauer der alten Herrschaften hatte aber auch für das Deutschtum einige gute Folgen: die Beamten wechselten zwischen Buchsweiler und Darmstadt, zwischen Horburg und Stuttgart. Man braucht nur das württembergische Dienerbuch aufzuschlagen, um das zu erkennen.

Von Pfister wird immer schärfer hervorgehoben, daß die Elsässer große Abgaben an die Fürsten hätten entrichten müssen, die im Deutschen Reiche ihren Wohnsitz gehabt hätten, und er gefällt sich darin, nur die üblen Persönlichkeiten aus ihrer Reihe herauszuheben.[2] Lieferte denn aber das Land — als eine finanziell

[1] Vidal de la Blache, La France de l'Est, S. 47.

[2] L'Alsace sous la domination française, S. 23 f. — L'Alsace et la France, S. 18.

Digitized by Google

aktive Provinz — nicht auch reiche Beträge nach Versailles? Und wenn über die Unsitten dieser Fürsten gespottet wird, die doch König Ludwig XIV. an Verschwendung, der XV. an Unsittlichkeit, der XVI. an Gleichgültigkeit gegenüber seinen Untertanen weit übertrafen, so sollte ein solcher Sittenzensor erst seine Strafpredigt in der Richtung nach Versailles halten, dann mag er sie den kleinen deutschen Sündern wiederholen.

Die Regierung hatte es auch nicht mit Landständen zu tun, sondern mit jedem einzelnen Territorialherren. Eine landständische Verfassung hätte deutsche Gefühle zur Geltung gebracht, nun mußten sie schweigen. Die anonyme Schrift: „Les pieux désirs d'un Alsacien" aus den Tagen Ludwigs XV. wünscht die Errichtung einer landständischen Verfassung im Lande, und ihr Ziel ist, den Elsässern größere Rechte im Elsaß zu geben.[1] Die Landstände sollen Wächter für die Erhaltung des Alten sein. Es blieb das aber ein beschriebenes Blatt Papier. Es gab auch keine freien Vereine, jeder Untertan war in irgendeiner Weise gebunden, es gab kein freies Leben.

Mit den mediatisierten Herren teilte sich der König in das Recht der Besteuerung; jenen verbleiben im allgemeinen die indirekten Steuern, der König aber beansprucht die Zölle und die direkten Steuern. Die Zollgesetzgebung wurde durchaus im Interesse der Elsässer geregelt. Alle privaten Zollstätten verschwanden sofort und die Provinz wurde auch nach der Besitzergreifung des Herzogtums Lothringen nicht mit dem Körper von Frankreich verbunden, die Zollgrenze vielmehr auf die Vogesen verlegt, die Provinz somit als province effectivement étrangère eingerichtet und in ihrem alten wirtschaftlichen Verbande mit der Schweiz und Deutschland belassen. Darin lag zwar eine Anerkennung der Tatsache, daß das Land naturgemäß zu Deutschland gehört, aber die Notwendigkeit dafür war so stark, so einleuchtend, daß kein Intendant eine Abänderung anzuregen wagte! Dieser Anschluß an das deutsche Wirtschaftsgebiet hatte zur Folge, daß der immer starke Durchgangshandel außerordentlich blühte, sollen doch 6000 Wagen und 30 000—40 000 Pferde damit beschäftigt gewesen sein.[2] Die un-

[1] Hauviller, Elsässische Verfassungs- und Verwaltungswünsche im 18. Jahrhundert. Metz 1911.

[2] Krug-Basse, L'Alsace avant 1789 (1876). S. 330.

Digitized by Google

angenehme Last der Erhebung der königlichen direkten Steuern wurde den Gemeinden aufgebürdet.

Alle öffentlichen Arbeiten, besonders Wege- und Brückenbauten, wurden dem Intendanten unterstellt, was ein großer Fortschritt war, ebenso die Oberaufsicht über alle Gemeinden. Die Leibeigenschaft wurde 1680 aufgehoben, der Todfall blieb bestehen. Im übrigen blieben die ständischen Unterschiede völlig unberührt.

Die Unbescholtenheit der Verwaltung ließ in den Tagen Ludwigs XV. viel zu wünschen übrig,[1] am schlimmsten trieb es der jüngere Klinglin als préteur royal von Straßburg (1725—1752), der große Unterschlagungen beging. Als sich die Leute von Münster in Versailles beschwerten, wurden ihre Führer auf die Galeeren geschickt, dann wagten sie gar einen Aufstand. Kein deutscher Kaiser hat je Bürger einer Reichsstadt so behandelt.

Das Elsaß wie Lothringen hatten ein schreckliches Jahrhundert durchlebt, die Kriege hatten die Bevölkerung sehr verringert, und überall sah man Ruinen. Das 18. Jahrhundert brachte fast nur Truppenzüge, nur wenige Einfälle des Feindes. Das Land wäre auch unter einer schlechteren Verwaltung aufgeblüht, aber die französische war bemüht, die Lande wirtschaftlich zu heben. Doch man darf auch da nicht übertreiben und nicht Neuerungen mit aufführen, die in dem Zuge der internationalen Entwicklung der Landwirtschaft lagen, wie die Einführung des Anbaus von Kartoffeln, Tabak, der übrigens schon seit 1620 angebaut wurde, von Waid, Klee, die Ausdehnung des Hanfanbaues, die Pflege der Schafzucht, des Weinbaus. Auch ohne eine französische Verwaltung wäre das alles gekommen, wenn auch vielleicht langsamer und mehr eingeschränkt. Man darf den elsässischen Bauernstand nicht für so altväterlich halten, daß er nicht auch ohne französische Hilfe zu Fortschritten gekommen wäre. Die Einrichtung eines Gestütes, die Überweisung von brachliegendem Land an Bauern und andere Maßnahmen waren segensvoll.

Der Handel und das Gewerbe verharrten noch in den alten Richtungen. Die Straßburger Messe blieb wesentlich deutsch, der Fernhandel behielt seine alten Wege und Ziele, wenn auch der Verkehr mit Frankreich sich von der geringen Höhe hob, die er bis dahin gehabt hatte. Die Anlage einer guten Landstraße auf dem

[1] Reuss, Histoire d'Alsace, S. 186 ff.

Digitized by Google

rechten Rheinufer tat dem Verkehr allerdings Abbruch. Dafür war trotz der badischen Gegenbemühungen die Schiffahrt von Mainz bis Basel fast noch ein Monopol der Straßburger Schifferzunft zum Anker.

Dem Beispiele von Basel und Mülhausen folgend, entstanden im Oberelsaß die Anfänge eines Fabrikbetriebes: Spinnereien, Webereien und Färbereien. Ganz leicht regt sich vor allem in Lothringen unter dem Einflusse der Fabrikanten der Gedanke, daß der Zollanschluß an Frankreich nützlich sei.[1] Im Elsaß war man aus guten Gründen dagegen. In Straßburg fabrizierten die Brüder Hannong Fayencen, aber die Regierung fürchtete für Sèvres, und wegen der erhobenen Schwierigkeiten wanderte die Hauptfabrik nach Frankental, die andern elsässischen erloschen.[2] Die Hauptsache tat aber doch die Initiative der Fabrikanten, und da beweisen Basel und Mülhausen klar, daß auch eine alte Reichsstadt in ihrem Sonderleben zu energischem Fabrikbetriebe hätte übergehen können.

Die Einwohnerschaft des Landes wird von französischen Autoren im Jahre 1648 auf etwa 245 000 Seelen geschätzt, bei Beginn der Revolution aber auf 700 000.[3] Da keine Volkszählungen vorliegen, sind die Angaben sehr unzuverlässig, aber sicher war das Land weit volkreicher und das Volk weit wohlhabender geworden, als es nach Abschluß der Kriegsperiode gewesen war. Jede wirtschaftliche Blüte ruft aber doch endlich Sympathien hervor, selbst wenn, was nicht geschah, aber heute geschieht, scharf gegen die neue Herrschaft agitiert wird.

So war das Bild der beiden nun im Elsaß sich gegenüberstehenden Kulturen etwa folgendes. Die französische Oberschicht umfaßte außer der französischen Kolonie einen Teil des Adels, wie das auch für andere Gebiete Innerdeutschlands gilt, und einen geringen Teil der Bürgerschaft. Auf dem Lande war die Kultur durchaus deutsch geblieben, schon die Unterschrift der Bauern in gotischer Schrift beweist es, und deutsch waren ihre Gebet- und Gesangbücher, ihre Kalender und sonstigen Schriften, die sie auf der Ofenbank lasen. Der Handwerker lebte in seinen alten, durchaus deutschen Zunfteinrichtungen, er saß im Wirtshaus neben dem Kaufmann, um sich in seinem Dialekte zu unterhalten; genau wie in der

[1] Vidal de la Blache a. a. O. 58 f.
[2] Krug-Basse, L'Alsace avant 1789 (1876), S. 327.
[3] Pfister, L'Alsace sous la domination française, S. 21.

Digitized by Google

Schweiz war das seine Umgangssprache, aber wenn er schrieb und wenn er am Sonntage die Predigt hörte, war seine Seele auf die hochdeutsche Schriftsprache gestimmt. Der damalige Unterricht pflegte überall in deutschen Landen die Kenntnis der deutschen Sprache nicht genügend. Das religiöse Leben ist noch ganz in den alten Bahnen; es ist durchaus konservativ: bei den Lutheranern hat der Pietismus die Orthodoxie nicht verdrängt, an den elsässischen Katholiken ist der Gallikanismus, der Jansenismus und die französische Aufklärung fast spurlos vorübergegangen. Stärker mögen die großen französischen Prediger auf die Predigten der Pfarrer eingewirkt haben als jenseits des Rheines.

Als die geistige Blüte des Landes darf die protestantische Universität in Straßburg angesehen werden. Wie schon oben gezeigt ist, lebte sie in den alten Gedankenrichtungen fort. Die Organisation und der Lehrbetrieb waren deutsch, stachen weit von französischen Hochschulen ab, nach den deutschen Hochschulen bestanden lebhafte Verbindungen, namentlich mit Göttingen. Wenn man erwägt, was der Badener Schöpflin leistete, erkennt man, welcher Nachteil es war, daß nicht mehr Kräfte von jenseits des Rheines herbeigeholt wurden.[1] Diese höchst achtbare Gelehrtenwelt, die in Schöpflin und Koch kosmopolitisch gerichtete Männer besaß, bediente sich meist der lateinischen, aber auch der deutschen Sprache, selten der französischen; selbst Schöpflin schrieb nach alter Gelehrtenart nur lateinische Werke.

So ist es im wesentlichen eine auf der alten deutschen Kultur beruhende elsässische; elsässisch, weil ihr die Zuwanderung aus dem übrigen Deutschland fast abgeschnitten war, die früher eine so große Rolle spielte. Selbst in der Kunst sind, trotzdem ja französische Künstler die Pläne auch vieler Schloß- und Kirchenbauten im inneren Deutschland entworfen haben, die alten Steinmetzen den Überlieferungen sogar der Gotik treu geblieben. Und noch immer fanden Künstler aus dem Deutschen Reiche große Aufgaben im Elsaß![2]

Deutsch war Sitte und Tracht, deutsch der Verkehr mit Gott, die Kirche wie die Schule, deutsch das Gespräch mit Weib und Kind,

[1] Vgl. Barrentrapp, Die Straßburger Universität in der Zeit der Französischen Revolution, Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., 13, 448—481.

[2] Vgl. Dehio, Historische Betrachtungen über die Kunst im Elsaß, Histor. Zeitschrift 104, 51.

Digitized by Google

mit Nachbarn und Dienstboten, deutsch das Volkslied und die Sage — deutsch alles, was den tiefsten Inhalt des Lebens ausmacht. Unter den Eindrücken dieses Landes entdeckte der junge Goethe den deutschen Geist in Kunst und Leben, und er, der in Leipzig die modische französische Gesittung bewundert hatte, wurde hier „allen französischen Wesens bar und ledig".

Der englische Reisende Young, der den Franzosen durchaus wohlgesinnt ist, schrieb 1789 in sein Reisetagebuch über das Land: „Wenn man die Karte Frankreichs betrachtet und die Geschichte Ludwigs XIV. liest, sieht man seine Kämpfe und Eroberungen im Elsaß niemals in dem Lichte, wie man es tut, nachdem man es bereist hat. Eine große Gebirgskette ist zu überschreiten, um in eine liebliche Ebene einzutreten, bewohnt von einem Volke, das vollständig anders und verschieden ist von Frankreich in Sitte, Sprache, Ideen, Vorurteilen und Gewohnheiten. Das macht den Eindruck von Ungerechtigkeit und Anmaßung seines Benehmens weit stärker, als jede Lektüre gewähren kann. So viel stärker wirken Tatsachen als Worte." [1]

So ablehnend im allgemeinen der Elsässer gegen das Fremde war und ist, so gewann doch die französische Kultur neben der elsässischen an Boden. Die Hinneigung zur französischen Gesittung machte Fortschritte, namentlich in den äußerlichen Dingen. Ein deutsches, scharf ausgebildetes Nationalgefühl gab es noch nicht, aber Anrich hat recht, wenn er die Gefühle der damaligen Elsässer in die Formel zusammenfaßt, sie waren Deutsche unter französischer Botmäßigkeit. Sie waren loyale Untertanen des Königs geworden, aber sie wollten ihre Art und ihre aus deutscher Zeit überkommenen Zustände beibehalten.

[1] Joung's travels en France during the years 1787, 1788, 1789. London 1913, S. 205.

Digitized by Google

XVII.

Die Anfänge der Revolutionszeit. Die Konföderationsfeste. Die Schreckenszeit.

Frankreichs und Deutschlands Zustände vor der Revolution. — Die elsässische Provinzialversammlung. — Wahlen zu den Generalständen. — Wünsche des Landes. — Pfalzsturm. — Die Nacht des 4. August und ihre Folgen. — Friedrich von Dietrich. — Kirchengüterfrage. — Konföderationsfeste in Straßburg und Paris. — Pläne, die Elsässer ins Innere Frankreichs zu verpflanzen. — Plan gegen die Straßburger. — Auswanderung.

Frankreich wie Deutschland besaßen eine ähnliche ständische Struktur, nur daß in jenem der privilegierteste Stand, der Adel, keinerlei Landeshoheit mehr hatte. In diesem Punkte ähnelte nur das Elsaß dem Deutschen Reiche. Als mit der Französischen Revolution das ganze schier unentwirrbare System alter, nur noch geschichtlich verständlicher Rechte zusammenbrach, war die Nachahmung in Deutschland zunächst ausgeschlossen, weil es dort wirklich lebensfähige Landesgewalten gab, im Elsaß aber brach das Relikt der deutschen Zeit in sich zusammen, und dieser Zusammenbruch führte fast notwendigerweise zum Kriege zwischen dem neuen Staate und dem alten Reiche, das doch seine Freunde jenseits des Rheines nicht im Stiche lassen wollte.

Die Herstellung eines modernen Staates unter radikaler Beseitigung alles geschichtlich Gewordenen, unter Durchführung des Prinzipes der Gleichheit aller Bürger gab trotz all der Greuel, die die Revolution mit sich brachte, Frankreich und dem französischen Volke in der zunächst nur von Bewunderung bewegten Welt, aber auch bis heute vor allem in den Staaten, die keine starke geschichtliche Überlieferung besaßen oder besitzen, eine moralische Stellung, die auch heute noch von hohem politischen Werte ist. Die Schäden, die Frankreich seit jener Zeit mit sich herumträgt, die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, wieder in eine Gleichgewichtslage zu kommen, übersieht namentlich der unhistorisch Gerichtete nur zu leicht.

Der naive Enthusiasmus jener Zeit bewegt aber auch den, der auf das geschichtlich Überkommene Wert, ja hohen Wert legt, auf das tiefste.

Digitized by Google

Eine Geschichte der Revolution im Elsaß, die die deutschen Untertanen dem französischen Staate wesentlich näher brachte, hier zu geben, ist nicht meine Aufgabe, nur ist kurz das Los der alten Territorien zu berühren und dann aus der inneren Geschichte das Konföderationsfest zu behandeln, weil es heute auf französischer Seite vielfach als der Pakt des Elsasses angesehen wird, der für immer sein Los bestimmt habe.

Der Revolution gingen als Vorspiel die Provinzialversammlungen voraus. Im Elsasse tagte zum ersten Male seit den gesamtelsässischen Landtagen, die von den Landesherren beschickt worden waren, eine einheitliche, zudem nicht auf diesem mittelalterlichen Prinzipe fußende Vertretung. Zwar war sie nicht gewählt, sondern ernannt, zwar überwogen durchaus die Privilegierten, aber sie beruhte nicht mehr auf der bunten „mittelalterlichen" Karte, sondern sie sollte auf Grund einer neuen Einteilung des Landes berufen werden, wobei auf die alten Grenzen nur beiläufig Rücksicht genommen worden war. Die zweite Neuerung bestand darin, daß die Landesherren, die sich ja nicht als französische Staatsbürger betrachteten, dort keinen Sitz und keine Stimme haben konnten. Es war der stille Gegensatz nun offen geworden, der seit 1648 möglichst wenig berührt worden war. Der neue Lauf der Dinge griff den alten Gewalten an die Wurzel, und von ihnen führten das Wort Hessen-Darmstadt und Speier. Die von vornherein gegen sie gerichtete, auch von der Ritterschaft unterstützte Tendenz wurde von der von der Provinzialversammlung eingesetzten Zwischenkommission verschärft.

Die Provinzialversammlung, die von dem Bailli Baron Flachslanden geleitet wurde, sah eben nur noch die Rechte der Krone und ihre eigenen, die freilich sehr eingeschränkt waren, die man aber steigern wollte; drehte es sich doch vor allem um die Neuregelung und die Erhöhung der Abgaben.[1] An einen Sturz der Rechte der Privilegierten, die im Lande saßen, dachten diese Adligen und Juristen nicht, ja bei einem Schritte der Regierung, der Einrichtung der Munizipalitäten, äußerten sich Bedenken; in der Tat war diese gleichmäßige Neuordnung aller Gemeindeverwaltungen ein Schnitt in die alten geschlossenen Verwaltungskörper. Ebenso veränderten die Distriktsvertretungen durchaus die

[1] Vgl. Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution 2, 141—146.

Digitized by Google

alten Zusammenhänge. Hoffnungen auf der einen Seite, Befürchtungen auf der andern waren die Folge.

Die Wahlen zu den Generalständen ergaben bei den Wahlmännern viele Überraschungen für die am Alten hängenden; aber unter den 24 erwählten Deputierten, von denen 12 durch den dritten Stand, je 6 vom Adel und Klerus gewählt wurden, war nur einer, der Advokat Reubell, von radikaler Gesinnung, drei haben sich ihr später zugewendet, eine Reihe von andern war konstitutionell-gemäßigt-liberal gerichtet, so auch der Altammeister Johann von Türckheim von Straßburg, der aber schon bald die Flinte ins Korn warf, weil die Ereignisse über seine altelsässischen Wünsche hinausgingen.[1]

Den Abgeordneten mußten von den Wählern Hefte mit ihren Wünschen mitgegeben werden. Fast alle fordern die Aufrechterhaltung der Privilegien der Provinz;[2] die der Stadt Straßburg machen den Eindruck, als hätten sich die Ratsherren der alten freien Reichsstadt hingesetzt, um eine günstige Kapitulation mit dem Könige von Frankreich abzuschließen.[3] Der allgemeinen Befürchtung gaben auch die Straßburger Ausdruck und verwahrten sich gegen die Verlegung der Zollgrenze an den Rhein. Freilich, gegen das zunftaristokratische Regiment mit seiner Oligarchie und seiner Geheimwirtschaft sprach man sich aus. Sonst steckt in diesen konservativen Wünschen noch sehr viel vom alten Geiste, von dem Geiste des elsässischen Sonderlebens. Man wollte nicht völlig in Frankreich aufgehen, sondern man wollte Privilegien und Sonderstellung. Im Elsasse trug man ja auch nicht die übelsten Lasten, die in den übrigen Provinzen das Volk bedrückten, so daß zu radikalen Forderungen kein Anlaß war. Man wollte das Elsaß zu einer Provinz effectivement étrangère eingerichtet wissen.

Der Geist der Mißachtung des Altüberkommenen hatte doch auch im Elsaß Wurzeln gefaßt und die Ereignisse in Versailles und Paris fanden ihren Widerhall. Der Bastillesturm (14. Juli) hatte sein Abbild in dem Pfalzsturme in Straßburg (20. Juli), nur war dieser gegen das alte städtische Regiment gerichtet. Auf dem

---

[1] Vgl. zum folgenden, soweit Straßburg in Betracht kommt, Manfred Eimer, Die politischen Verhältnisse und Bewegungen in Straßburg 1789 (Beitr. z. Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothr., Heft 23), 1897.

[2] Vgl. auch Compte rendu par le bailli de Flachslanden, 1790, S. 5.

[3] Eimer a. a. O. S. 41.

Digitized by Google

Lande (vor allem im Oberelsaß) erhoben sich die Bauern gegen die Adligen, die Klöster und die Juden! Während die Cahiers politische Reformen wollten, kamen hier soziale Antriebe zur Geltung.

In Versailles besiegte der Rausch eines blinden Idealismus alle Widerstände. In der berühmten Nacht vom 4. zum 5. August boten Adlige und Kleriker den Verzicht auf ihre finanziellen Privilegien dar. Die Hochherzigkeit und Vaterlandsliebe dieser Stunde ist der moralische Höhepuunkt der Revolution. Wie aber verhielten sich die Elsässer? Reubell folgte rückhaltlos der Stimmung, von Türckheim aber und sein Genosse Schwendt reichten eine Erklärung ein, sie könnten keine Opfer darbieten, da sie durch einen bindenden Auftrag verpflichtet seien. Türckheim war mehr erschüttert als verführt, er bewahrte das kühle Blut inmitten der zügellosen Erregung der Gefühle, er erkannte das Traumhafte der Stunde, daß das Licht der Überlegung am folgenden Morgen die Einbildungen verscheuchen würde. Er hatte die Stadt nicht gebunden, doch er wußte, daß es sehr schwer sein werde, daß sie sich dem Wunsche der Nation, dem gemeinsamen Gesetze entziehe. Baron Flachslanden hatte sich von dem „Delirium" dieser Nacht ferngehalten.[1]

Der 4. August hatte für Straßburg die Folge, daß das „beständige Regiment" und das Schöffenkollegium ihre Ämter niederlegten; die letzte Körperschaft der dreihundertjährigen Verfassung war gefallen, manche Leute sahen das mit Betrübnis und voll Sorge für die Zukunft. Der Magistrat (oder doch mindestens einige Magistratsmitglieder, die aber das Stadtsiegel unter ihre Eingabe setzten) wandte sich an den deutschen Kaiser Leopold II., so groß war ihre Anhänglichkeit an das Alte, daß sie einen solchen Schritt wagten, in einem Friedensschlusse wollten sie ihre gestürzten Privilegien wieder gewinnen.[2]

Eine neue Verfassung wurde jetzt vereinbart. Auch das neugewählte Schöffenkollegium stellte sich auf den Standpunkt, möglichst die Privilegien der Stadt zu retten. Türckheim hatte in einer „Abhandlung das Staatsrecht der Stadt Straßburg und des Elsasses überhaupt betreffend" das Testament des alten Elsasses geschrieben, er kämpfte für die Vorrechte nicht nur der Stadt, sondern auch der toten Hand, der Herrschaften, er wollte keinen

[1] Compte rendu, S. 11.

[2] Renaud, Johann Benedikt Scherer, in Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Literatur Elsaß-Lothr., 26, 281—286.

Digitized by Google

Zwangsmilitärdienst. Die Erweiterung der Zollgrenzen würde dem elsässischen Handel einen tödlichen Streich versetzen. Der ehrliche Mann wies prophetisch auf die zerstörerischen Verrichtungen des gekünstelten Enthusiasmus hin. Die Stadt ließ die Denkschrift drucken, führte den Kampf mutig weiter, zuletzt noch den für das Deutsche als Amtssprache. Alles war umsonst, der König unterzeichnete das Gesetz über die gleichmäßige Munizipalitätsverfassung in allen französischen Städten. Die Straßburger Kapitulation von 1681 war damit erledigt.

Jetzt gab es einen Straßburger, der durchaus mit Frankreich versöhnt war: Philipp Friedrich von Dietrich. Er ist der erste wirklich innerliche Franzose elsässischen Blutes. Früh war er nach Paris gekommen und hatte dort sich durchaus in den Geist der französischen Kultur eingelebt, seine vielseitige Bildung brachte ihn mit vielen ersten Geistern in Berührung wie Condorcet und Turgot. Das deutsche Gegengewicht fehlte ihm. So nahm er durchaus das Wesen der besten Franzosen seiner Zeit an. Er trat unter seine Landsleute zurück, als er Vertreter des königlichen Prätors wurde; nicht mehr die altreichsstädtische Gesinnung hielt ihn umfangen, er lebte in der Gedankenwelt des konstitutionellen Königtums, des fränkischen Einheitsstaates. Er war der erste Freimaurer, der in der elsässischen Geschichte auftritt.[1] Er brachte die französische Kunst der deklamatorischen Rede nach Straßburg, er verstand zu lavieren, die Zeit abzuwarten; im Grunde war er von schrankenlosem Ehrgeize getrieben, nebenbei auch von der gefühlsreichen Sentimentalität jener Tage bewegt. Straßburger von Blut, Franzose nach Wahl und Bildung. Sein Zeitgenosse Scherer betrachtete ihn als einen äußerst bedenklichen Charakter.[2] Am 18. März 1790 trat der zum ersten Maire von Straßburg erkorene Dietrich sein Amt mit Worten an, die das volle Aufgehen in Frankreich verkündeten.

Die Bewegung der Geister im Elsaß wurde durch die Kirchengüterfrage tief ergriffen; die Schulden des Staates sollten durch Verkauf der Kirchengüter gedeckt werden. In aller Hast wurde das zum Gesetze gemacht. Die katholische Geistlichkeit des Elsasses protestierte aufs lebhafteste und bezeichnete sich jetzt als einen

[1] Renaud a. a. O. S. 288.

[2] Die Schererschen Schriften verdienten eine genauere Untersuchung, als ihnen Renaud zuteil werden ließ.

Digitized by Google

„fremden Klerus", die evangelische verstand es, die reichen Besitzungen des Thomasstiftes als Schulfonds zu retten. Der katholische Klerus rief auch den Reichstag von Regensburg an. Fast noch mehr reizte die Debatte über die Aufhebung der religiösen Orden und die Vorbereitung der wirklichen Einziehung des Kirchengutes. Die Freunde der Revolution bildeten ihre Klubs und die Gegner der religiösen Gesetzgebung bearbeiteten die Bevölkerung. Die Wahlen zu den neuen Distrikts- und Departementalräten ergaben im Unterelsaß einen deutlichen Sieg der Kirchenfreunde, im Oberelsaß war er minder deutlich. Es gab nur eine Distriktsvertretung, die frei sich auf den Boden der Konstitution stellte.

„Um den Triumph der Reaktion zu verhindern, bemühen sich die Patrioten, die Organisation der Nationalgarden zu befestigen und die Unteroffiziere und Soldaten der Linie zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wurde das Föderationsfest des Rheines veranstaltet, das zu Straßburg vom 12. bis zum 14. Juni gefeiert wurde."[1]

Das war also nach Reuß das Ziel des vielgerühmten Föderationsfestes. Das Fest selbst ist hier nicht zu schildern.[2] Es ging aus von dem Gedanken, durch solche Föderationsfeste die eben geschaffene Konstitution, also das konstitutionelle Königtum, gegen innere und äußere Feinde zu sichern. In Straßburg erstand der Gedanke in der von dem Franzosen Genthon geleiteten Société de correspondance nationale. Nach einer ersten kleinen Feier hatte Dietrich Bedenken gegen ein Fest der bewaffneten Nationalgarde, die aus 42 Kompagnien und einer Eskadron bestand und einem Herrn von Weitersheim untergeben war. Alle Leute von 18 bis 60 Jahren, die nicht Dienstboten waren, waren in ihre Listen eingetragen worden. Aber nach dem Gelingen einer ähnlichen Feier in Metz und nachdem Lafayette, der sich ja damals im Glanze seiner Herrlichkeit sonnte, sich für ein solches Fest eingesetzt hatte, war der frühere Widerstand des Corps municipal völlig erlahmt, und nun hatte das Comité directeur der Nationalgarde freies Feld für das geplante Fest, zu dem auch die benachbarten Departements geladen wurden. „An dem dem souveränen Herren der Welt geweihten

[1] Reuss, Histoire d'Alsace, S. 227.

[2] Vgl. Le Roy de Sainte-Croix, L'Alsace en fête (1880), 1, 276—331. Aktenmäßige Beschreibung des Rheinischen Bundes, 1790, und Reuss, La garde nationale de Strasbourg à la fête de la fédération Parisienne (Extrait de la Revue Alsacienne illustrée, 1913).

Digitized by Google

Altar werden sich die Bürger versammeln und frei den Eid leisten, ewig dem Gesetze treu zu bleiben, ihm zu gehorchen und sich hochherzig der Aufgabe zu widmen, die Verfassung aufrechtzuerhalten."[1] Auch die Truppen der Linie wurden eingeladen, sich zu beteiligen. Widerstand leistete einer der angesehensten Männer des Elsasses, von Flachslanden, der als Vertreter des dritten Standes gerade eben in Versailles sein Amt niederlegte, weil die königliche Gewalt mindestens suspendiert sei und weil er die Verträge von Münster und Ryswik für gebrochen ansehe.[2] Er schrieb an Dietrich: „Die Konföderationen scheinen die Vorbereitung für eine Parlamentsarmee zu sein und sind nur erfunden, um die Provinzen unter das Joch der Hauptstadt und Lafayettes zu bringen."[3] Lafayette aber unterstützte die Straßburger Freunde und schickte seinen Adjutanten. Es kamen von der Nähe und Ferne 2281 Leute, dazu die Nationalgarde (4000 Mann) auf Grund eines Dienstbefehls, ebenso die Garnison. Ein rührseliges Fest, in dem die Messe, die Predigt eines lutherischen, die Rede eines reformierten Geistlichen nicht fehlten, zwei Kinder wurden getauft, die Fischer spendeten zwei riesige Rheinkarpfen, und dazu die schöngekleideten Frauen, Jungfrauen und Kinder, Deputationen von Landleuten, das Jugendbataillon usw., aber auch der Corps municipal, und man schwur einen Eid auf die Verfassung, die so bald vernichtet werden sollte, auf die Nation, das Gesetz und den König.

Das lokale Fest erhielt eine leichte Drohung gegen Deutschland, und demonstrativ pflanzte man bald danach auf der Rheinbrücke einen Schild auf, auf dem stand: „Hier fängt das Land der Freiheit an." Drei Jahre später war die Freiheit in Frankreich durch die Zügellosigkeit der Pariser Straße unter das Joch einer kleinen Schar von Parlamentariern gebracht. Aber noch ahnten das nur wenige, wie Flachslanden. Der Eindruck der Feier war sicherlich ein tiefer, und wenn auch einem Nationalgardisten der Verzicht auf die alten Freiheiten seiner Vaterstadt das Herz beschwerte, was sollte er anders tun als mitrufen: Ich schwöre. All die kunstvollen und damals noch unverbrauchten Mittel waren verwendet

[1] Conféderation du Rhin, gleichzeitiger Druck des Vorschlages, § 11.
[2] Vgl. Compte rendu par le bailli de Flachslanden, 1790. Es ist das ehrliche politische Testament eines elsässischen Royalisten. „Das unterjochte Elsaß, ohne Kraft und ohne Mittel, wird nicht mehr sein."
[3] Reuß a. a. O. S. 3.

Digitized by Google

worden, um das Gefühl zu ergreifen, die Hoffnung zu steigern, den Glauben zu wecken, und wer wollte sich weigern, dem Gesetze Treue zu schwören? Es kommt bei solchen Festlichkeiten darauf an, nicht die harte Wahrheit zu zeigen, nicht den Verstand zu erfassen, ja keinen Anlaß zum Widerspruch zu geben, sondern einen Rausch der Gefühle zu erzeugen, und das war gelungen.

Und nun sollte das Pariser Fest am Jahrestage der Erstürmung der Bastille alle Provinzen des Landes vereinen, von Straßburg zog von jeder Kompagnie der Nationalgarde einer auf Kosten der Stadt hinaus, und freiwillige Begleiter folgten. Und da schwuren sie alle der Nation, dem Gesetze und dem Könige Treue, Treue gegenüber Gewalten, die so bald in unlösbare Konflikte verstrickt werden sollten. Die Leute glaubten am Ende der Revolution zu stehen, weitaus die meisten waren königlich gesinnt, dem Könige fehlte aber die Kraft und die Gewöhnung an die Führung von Soldaten. Er ließ auch diese Stunde ungenützt vorübergehen.

Sicher war das Straßburger Fest für viele die Stunde, wo sie sich innerlich der französischen Staatsnation anschlossen; der der Nation geleistete Eid war für viele eine Bindung, die sie nicht vergaßen. Aber man darf auch da nicht übertreiben, und wie stand es auf dem Lande? Wir haben einen ganz unverdächtigen Zeugen. Den jungen Dietrich begleitete nach Paris sein Hauslehrer Alexis Gloutier, der bald darauf an die Spitze der Gesellschaft der Verfassungsfreunde treten sollte. Der intelligente Mann schrieb von seiner Reise nach Paris, die er zusammen mit den Nationalgardisten machte, von Nancy aus: „Seit dem ersten Tage, der ein wahrer Festtag war, haben wir keine andere Freude gehabt, als uns auf dem Wege nach Paris zu sehen. Überall das tiefste und anticivistische Schweigen. Die Lothringer erschienen uns noch weniger elektrisierbar als die Elsässer. Wir sind von den Pfalzburgern mit eisiger Kälte empfangen worden. Wir fanden zu Blamont ihr Detachement, es macht ungefähr dieselben Märsche wie wir, sie scheinen uns überall ausweichen zu wollen. Wir haben erfahren, daß ihre Stadt sehr unzufrieden ist, und ich würde nicht erstaunt sein, wenn sie ihre Unzufriedenheit auch auf das Regiment La Fère übertrüge ... Kein Nationalgardist zeigte sich zu Lunéville, die größte Gleichgültigkeit in Nancy. St. Nikolas ist der einzige Ort, wo man uns zu sehen sehr erfreut schien; einige riefen auch: „Es lebe

Digitized by Google

die Nation.""[1] Höchst charakteristisch ist es, daß von Pfalzburg 53 Mann in Straßburg zur Feier gewesen waren!

Das ist ein Bild der Wirklichkeit! Der Rausch hielt nicht an, und wo die Feier nicht stattgefunden hatte, ließ sie die Leute gleichgültig. Und ein solches Fest wird von der französischen Presse als das gefeiert, wo sich Elsaß und Lothringen für immer mit Frankreich verbunden haben sollen. Sind Mannschaften, die in Reih und Glied stehen, so frei, um ihrer Überzeugung folgen zu können? Ist das nicht die schlechteste Form eines Plebiszits?

„Das war für lange Zeit das letzte Fest, wo das Volk ohne Unterschied des Glaubens und der politischen Meinung sich dem edelsten patriotischen Enthusiasmus überließ."[2] Die Zivilkonstitution des Klerus zerriß den Traum der Einheit. Der Eifer der Neuerer begnügte sich nicht mit dem Kirchengute, nicht mit der Aufhebung der Orden, sondern die Nationalversammlung beschloß, den Kirchen eine neue Verfassung von Staats wegen zu geben. Die theoretische Toleranz schlug in Unduldsamkeit um; die Philosophen wollten nicht, daß die Katholiken ihre geliebte alte Form behielten, sondern sie mußten eine den Ideologen passende annehmen. Man erweckte ein Schisma und zwang die Gläubigen, ihre Sache von der Revolution zu trennen, diese verlor ihre gemäßigten Anhänger und trieb in einen Konflikt mit dem Könige, der jetzt, wo es ihm an sein Gewissen ging, nicht weiter nachgeben wollte und konnte. Die Protestanten konnten sich nach ihrer Kirchenverfassung beugen, die Katholiken aber nicht, und so zerriß diese Zivilkonstitution deren Reihen.

Frankreich wurde in den Strudel tiefer und tiefer hineingerissen, und die Grundgedanken des Konföderationsfestes erwiesen sich als unmöglich: der Friede zwischen dem Könige und der Nation war nicht erreicht, und jeder mußte nun sehen, welchen Teil seines Eides er halten solle; alle zu erfüllen, war unmöglich geworden. 30 Monate nach dem Straßburger Eide waren von den 12 Generalen, die den Eid geschworen, elf emigriert, und Friedrich von Dietrich endete am 29. Dezember 1793 auf dem Schafotte. In seinem Hause war zum ersten Male die Marseillaise gesungen worden, sie war gedacht als das Kriegslied der konstitutionell-königlichen Rheinarmee, aber ein ganz anderer Sinn wurde ihr untergeschoben.

[1] Reuß a. a. O. S. 6.
[2] Reuss, Histoire d'Alsace, S. 228.

Digitized by Google

Aus dem weiteren Verlaufe der elsässischen Revolution interessiert uns nur noch ein Abschnitt, der Plan, die deutsche Bevölkerung aus dem Elsaß zu vertreiben. Nach der Einführung der Republik wurde der fünfundzwanzigjährige Savoyarde Monet als Maire von Straßburg eingesetzt, ein wütender Jakobiner, der würdige Freund S. Justs. Bei den führenden Jakobinern Straßburgs von 1793 waren nur noch sehr wenige Elsässer, die deutsche Periode lief ab, es kamen jetzt die Franzosen aus dem Innern ans Ruder, und die glaubten nicht, daß die Elsässer wahre Freunde der neuen Zeit werden könnten. Nach der Hinrichtung des Eulogius Schneider nahm Monet selbst das Revolutionstribunal in seine Hand. In der Sitzung der Straßburger Jakobiner vom 25. November 1793 war bereits vorgeschlagen worden, alle Elsässer, die nicht die französische Sprache beherrschten, in das Innere zu deportieren, andere schlugen vor, zur Beschleunigung ihrer Belehrung sie einen Spaziergang zur Guillotine machen zu lassen.[1]

Die vom Konvent gesandten Kommissare, der schreckliche S. Just und Lebas, verordneten, daß in jeder Gemeinde des Bas-Rhin auf Kosten der Reichen eine unentgeltliche Schule mit französischer Schulsprache errichtet werde. „Diese ausgezeichnete Maßregel," sagt der Elsässer Seinguerlet, „wurde leider nur unvollkommen angewendet. Man fand kaum vierzig für die Ausführung dieses Programms geeignete Lehrer; die Reform blieb ein Projekt."[2] Auch die deutsche Tracht verboten sie. Doch ich muß etwas zurückgreifen.

Nach der Einnahme der Weißenburger Linien durch die Österreicher und Emigranten hatten in Hagenau die in ihrem Gewissen durch die kirchliche Gesetzgebung aufs tiefste verletzten Bewohner begeistert die Einziehenden begrüßt, während sonst die auch diesmal verwendeten Panduren den Schrecken verbreitet hatten. Eine furchtbare Lage für die Bevölkerung, die zwischen den Kroaten und den Blutmenschen, die der Konvent schickte oder die Klubs entsandten, eingekeilt war. Große Haufen folgten den Österreichern, als Hoche die Lage für Frankreich wiederherstellte.[3] Diese Er-

[1] Reuss, Histoire d'Alsace, S. 269.

[2] Seinguerlet, Strasbourg pendant la Révolution (1881), S. 209.

[3] Nach Friese, Neue Vaterländische Geschichte der Stadt Straßburg (1801), 5, 360, sollen 50 000 Einwohner mit den Österreichern gezogen sein.

Digitized by Google

eignisse hatten die Jakobiner noch mehr gereizt, ihr Zorn, ihre Raserei kannte keine Grenzen. Den furchtbaren Eulogius Schneider löste nun das Regiment der wahren Franzosen ab: nun stand das Land, seiner Privilegien völlig, seiner eingeborenen Beamten zum größten Teil beraubt, unter der Gewalt von Menschen, die im Elsässer den Deutschen haßten. Der Straßburger Wohlfahrtsausschuß machte sich zur Stätte eines leidenschaftlichen Deutschenhasses. Monet verkündete dort, die Haupturſache des Erfolges der Gegner sei die alteingewurzelte Abneigung der Bewohner gegen die Franzosen. „Die Bezeichnung Franzose oder Welscher war vor kurzem eine Art von Beleidigung, mit Deutsch bezeichnete man den Landsmann, dem die Freundschaft einen brüderlichen Empfang gebiete. Das Elsaß hatte seine alten Sitten, seine Tracht, seine Sprache und eine besondere Gerichtsbarkeit bewahrt." Zollinien hätten es von Frankreich getrennt, mit Deutschland verbunden. Die meisten, vor allem die Handwerker, hätten dorthin ihre Kinder zur Erziehung gesandt und Eheverbindungen seien die Folge gewesen. Er verlangte eine nationale, in allen Departements gleichartige Erziehung. Wenn man die französische Sprache heimisch mache, das Deutsche aus dem Verkehr und allen öffentlichen Akten verbanne, die Gebräuche und die Tracht der Fremde verbiete, dann breche man ebensoviele Bande, die den Unterrhein mit dem Feinde verbänden. Er vertraue auf das niedere Volk.[1] Seinguerlet teilt diesen Teil der Rede mit, nicht aber ihren Schluß; denn da trat er für die Vertreibung von Deutschelsässern ein. „Man bevölkere die übrigen Gemeinden mit den Familien unserer ... Waffenbrüder; man weise dagegen den Elsässern, die auf Belohnungen Ansprüche machen können, Grundstücke im Innern an; so würde das linke Rheinufer von Republikanern bewohnt, die durch Erziehung, Gebräuche und Mundart von den Einwohnern des andern Ufers abstächen. So ... würde die germanische Barbarei im Elsaß verschwinden und die Republik wäre im Innern nicht französischer als an der Grenze."[2] Warum verschweigt wohl Seinguerlet diesen Schluß? „Die Rede diente Monet gleichsam zum Leitfaden in seiner Amtsführung," fügt Engelhardt der Rede hinzu.

---

[1] Seinguerlet a. a. O. 240 ff.

[2] Strobel-Engelhardt a. a. O. 6, 411 f. Deutsche Ausgabe des Blauen Buches 1, 88, französische 1, 113.

Digitized by Google

Man ist immer wieder entsetzt über die Bluttaten und die Greuel der Schreckenszeit. Einer der schlimmsten Blutflecken in der französischen Geschichte wäre aber ein Plan geworden, wenn er zur Tat geworden wäre, der uns in dem durchaus zuverlässigen Blauen Buche des Straßburger Bürgers Andreas Ulrich überliefert ist, das ja überhaupt die sicherste Grundlage der elsässischen Revolutionsgeschichte bietet.[1] Unter den vielen korrekt mitgeteilten Aktenstücken bringt das Buch den Bericht des damals als Sekretär des Aufsichtsausschusses tätigen Brändle an den von Paris gesandten Volksrepräsentanten Bailly. Er erzählt von geheimen Verhandlungen mit dem in Straßburg befehligenden General Dièche, die ihm Mainoni, der Vorsitzende des Aufsichtsausschusses, am folgenden Morgen aufklärte. Man wollte 6000 Mann der Nationalgarde der Stadt, die den Blutmenschen verdächtig schienen, durch einen falschen Alarm zu einem angeblichen Angriff auf Kehl aufbieten und dazu auf Schiffe bringen, diese in den Rhein hinaussteuern, den Feind zum Feuerkampfe reizen und dann auch vom linken Ufer aus mit Kartätschen auf die Unglücklichen feuern! Ein würdiges Gegenstück zu den Noyaden von Nantes. Französierende Elsässer hüten sich wohl, die Sache zu berühren, die Unglaubwürdigkeit haben sie ebensowenig nachgewiesen.

Man darf in diesen Regungen des Widerstandes nicht starke Beweise für den Wunsch einer Rückkehr zu dem alten Reiche, dem man einst angehört hatte, suchen. Die Elsässer, die sich dem Strome entgegenstellten, wollten das Elsaß von 1740, nicht das von 1640, sie wollten ihre Kultur, ihre Privilegien, ihr altes Recht retten. Sie waren Autonomisten. Noch waren die staatlichen Zustände jenseits des Rheines so, daß sie keine Sehnsucht erwecken konnten. Immerhin fehlen nicht alle Beweise für den Wunsch, wieder unter den Reichsadler zu kommen.

Der Verlauf der Revolution trieb Tausende von Privilegierten, vom Adel, der Geistlichkeit, die Beamten der Herrschaften, aber auch Bürger und Bauern über den Rhein. Viele davon kehrten später heim, aber andere blieben auf deutschem Boden sitzen. Es ist niemals der Versuch gemacht worden, diese „Option" darzustellen. Wer hat daran gedacht, festzustellen, wie viele Elsässer

[1] Erich Hartmann, Das Blaue Buch und sein Verfasser, Straßb. Dissert. 1911, zeigt die Zuverlässigkeit des Werkes.

Digitized by Google

sich nach Darmstadt wandten — ich kann mehrere Familien aufzählen —, wie viele aus den Hanauischen Landschaften in das Hanauer „Ländle" übersiedelten und wie viele aus dem Oberelsaß sich nach dem Breisgau begaben und dort blieben, dessen Beziehungen zum Sundgau keineswegs vergessen waren. So mancher Pfarrer hätte wohl eine freie Abendstunde dafür frei, um seine Kirchenbücher daraufhin durchzusehen!

Die furchtbare Zeit des Schreckens, die hier nur gestreift werden konnte, hatte vielen ihrem Deutschtum treu ergebenen Männern den Tod gebracht, andere eingeschüchtert. Furchtbarere Tage hatte das oft schwergeprüfte Elsaß niemals erlebt.

Digitized by Google

XVIII.

Die Revolutionskriege bis zur Einverleibung des linken Rheinufers.

Konflikt wegen der Reichsstände im Elsaß. — Verhandlungen nicht erschöpft. — Wirkliche Gründe des Kriegsausbruches. — Erklärung von Pillnitz. — Girondisten und Jakobiner. — Kriegserklärung an Ungarn und Böhmen. — Krieg den Königen, Friede den Völkern. — Kein Eroberungskrieg, Propagandakrieg. — Die rheinischen Kirchenfürsten. — Deutsche Stimmungen. — Kapitulation von Mainz. — Mainzer Klubisten. — Eroberungskrieg. — Rheinischer Konvent. — Einverleibung. — Wechselnde Kriegsschicksale. — Die Idee der Rheingrenze. — Die Zisrhenanen. — Ihre Enttäuschung. — Annexion. — Freiwilliger Anschluß? — Kritik an Espérandieu. — Kritik der Plebiszite. — Die Angliederung war eine Annexion.

Die Frage der Entschädigung oder Aufrechterhaltung der in den Friedensschlüssen verbürgten Rechte deutscher Landesfürsten im Elsaß führte notwendig zu einem Gegensatze zwischen den Fürsten, von denen namentlich der Fürstbischof von Speier, August von Limburg-Styrum, an der vollständigen Aufrechthaltung des Alten festhielt, und der Nationalversammlung, die auf der unbedingten Souveränität Frankreichs in dieser Grenzprovinz Anspruch erhob.[1] Auf der deutschen Seite versteifte man sich auf Papiere, und zweifellos hatte man das Recht auf seiner Seite; aber was wollte das besagen gegenüber einem Staate, hinter dem der starke Wille eines Volkes stand, das die Durchführung des gleichen Rechtes in allen seinen Departements vertrat. Die alte gelehrte Juristenweisheit hätte praktischen Erfolg nur haben können, wenn ihr das Reich und der Kaiser mit dem festen Willen zur Seite getreten wären, das Recht durch die Waffen zu schützen. Es steht aber für Joseph II. wie für Leopold II. zweifellos fest, daß sie ein Eingreifen in die französische innere Entwicklung, so nahe ihnen das Schicksal ihrer Schwester Marie Antoinette ging, durchaus ablehnten.

Das Recht war so sonnenklar, daß die Nationalversammlung schließlich doch zu Entschädigungen sich bereit erklärte und die

[1] Zum folgenden vgl. vor allem Ludwig, Die deutschen Reichsstände im Elsaß und der Ausbruch der Revolutionskriege, 1898.

Digitized by Google

Exekutive mit Verhandlungen beauftragte. Wären diese schnell geführt worden, so hätten sie vielleicht — aber auch nur vielleicht — ein Ergebnis gehabt. Doch der französische Unterhändler verlangte erst prinzipielle Anerkennung. Die Zivilkonstitution des Klerus verdarb den Ausgang; denn die dort vorgenommene neue Abgrenzung der Bistümer konnten Speier und der Metropolit in Mainz nicht anerkennen. Dieser Stein des Anstoßes wäre nur in Rom zu beseitigen gewesen, und mit Rom wollte eben der französische Machtdünkel unter keinen Umständen verhandeln.

Wohl waren einige der Fürsten zum Ausgleich bereit, aber der Bischof von Speier, die Kurfürsten von Trier und Mainz, die auch durch die an ihrem Hofe weilenden französischen Emigranten beeinflußt wurden, sowie der Kardinal Rohan von Straßburg, der sich jetzt als Reichsfürst vorkam, betrieben die Dinge am Reichstage, der ja schließlich ein Gutachten annahm (6. August 1791), in dem das Reich noch einmal seine eigene Hoheit wenigstens über einen Teil des Elsasses als noch bestehend vertrat und „die Wiederherstellung eines friedensschlußmäßigen Standes der Sache" gefordert wurde. Um, gegen den festen Willen der Franzosen, die Angelegenheit als eine rein interne zu behandeln, die internationalen Ansprüche durchzusetzen, hätte ein anderer Entschluß das Werk krönen müssen als die Bitte um Verwendung bei Ludwig XVI. Kaiser Leopold zögerte bis zum 10. Dezember, das Gutachten anzunehmen.

Inzwischen hatte in der Legislative ein ehemaliger Beamter des Fürsten von Leiningen, der Girondist Rühl, die fremden Fürsten verpflichten wollen, zu einem knappen Termine ihre Besitztitel vorzulegen. Der Straßburger Rechtslehrer Koch trat für eine billige Entschädigung der Fürsten ein, seine Worte machten in der Legislative Eindruck. Ehe eine Entscheidung gefallen war, erfolgte aber am 20. April die französische Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen, an den späteren Kaiser Franz II.

Es ist also durchaus irreführend, wenn Pfister immer und immer wieder diese Klagen und Beschwerden, ihre tatsächlich schwache Unterstützung durch die Kaiser als die eigentliche Ursache des Krieges, der nun ausbrach, bezeichnet. Es ist eine Übertreibung, wenn er noch 1917 sagt: „Für ihre (der geschädigten Fürsten) Sache bedrohen Preußen und Österreich Frankreich, und die Legislative

Digitized by Google

muß ihnen den Krieg erklären."[1] Allein hätte diese Angelegenheit niemals zum Kriege geführt, und wie wir gesehen haben, waren die Verhandlungen noch gar nicht erschöpft, mit einigen Ständen war eine Einigung sogar erreicht. Sie hatten begriffen, daß ein Kampf um die Rechte politisch aussichtslos war; denn das revolutionäre Frankreich konnte für die Feudalrechte im Elsaß keine Ausnahmen gewähren; ein Staat, der so sehr seine Theorien betonte, konnte das verurteilte Prinzip nicht in einem Teile Frankreichs bestehen lassen, und die Konstituante und die Legislative wollten sich im Glauben an ihr unbedingtes Recht um die Bedingungen alter Friedensschlüsse aus der Zeit des Absolutismus nicht kümmern; das letzte Dorf im Elsaß sollte so französisch sein, als läge es in der Isle de France. Das elsässische Ideal einer politischen Sonderstellung zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche war begraben.

Die Gründe, die zum Ausbruche des Krieges führten, sind durch den Deutschen Heinrich von Sybel und den Franzosen Albert Sorel so eingehend untersucht worden, daß heute im Kreise ernster Historiker die Abweichungen viel, viel kleiner sind, als es vor 60 Jahren der Fall war. Man kann die europäische Lage so zusammenfassen: Schweden und Rußland schüren zum Kriege, an dem sich aber nur letzteres unmittelbar beteiligen will, England, ohne das ein europäisches Vorgehen undenkbar war, wollte Frankreich in seinen Wirren belassen, der Kaiser Leopold wie König Friedrich Wilhelm II. wollen den Frieden, die Handvoll Emigranten, die durch ihre Auswanderung den König in eine äußerst schwierige Lage gebracht haben, sind an den Höfen machtloser deutscher, namentlich geistlicher Fürsten aufgenommen worden und hetzen zum Kriege, den allein zu beginnen sie viel zu schwach sind, ernsthafte Hilfe wird ihnen überall verweigert. So ist Frankreich gar nicht bedroht, und doch bricht der Krieg aus. Die Schuld daran trägt fast allein die Partei der Girondisten, zum Teil ein französischer Minister.

Der Kaiser hatte die Wünsche seiner Schwester zu erfüllen immer von einem europäischen Konzert abhängig gemacht, also von einer unerfüllbaren Bedingung. Die Wünsche der Emigranten wurden auch bei der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Preußenkönige

[1] L'Alsace et la France, S. 18.

Digitized by Google

zu Pillnitz (August 1791) Punkt für Punkt zurückgewiesen; aber sie erreichten die Pillnitzer Erklärung. Doch war das ein vorsichtig auf Schrauben gestelltes Aktenstück, das ein starkes, den Staat wirklich leitendes Kabinett in seiner faktischen Bedeutung erkannt haben würde, aber das französische Ministerium war machtlos, unendlich viel mehr bedeutete das reizbare Gefühl einer in diplomatischen Dingen völlig unerfahrenen Kammer. Demokratische Parlamente sind nichts weniger als Schutzmittel gegen den Krieg. Im Falle der persönlichen Gefährdung des Königspaares und im Falle der Einheit aller europäischen Mächte werde man, so sprach die Proklamation aus, an eine Aktion denken. Diese beiden Voraussetzungen trafen nicht zu. Als der König die Verfassung annahm, dachte Leopold noch weniger an ein Eingreifen.

Die Pillnitzer Erklärung war also nicht eine ernsthafte Drohung, sie enthielt im Gegenteil eine Ablehnung der Ziele der Emigranten. Doch die Emigranten wagten es, sie umzudeuten, und das machte in Paris Eindruck. Die Besorgnis vor einem Eingreifen des Auslandes war seit dem Tage, da das Königspaar durch seine Übersiedlung nach Paris seine uneingeschränkte Entschlußfreiheit verlor, immer ein Mittel gewesen, gegen das Königspaar zu schüren, die mißglückte Flucht hatte die Befürchtung verdichtet, und sie war insofern berechtigt, als der König fortfuhr, auf ein Einwirken des bewaffneten europäischen Kongresses seine Hoffnung für eine Änderung der von ihm angenommenen Verfassung zu setzen.

Mit dem Beginne der Legislative kamen lauter neue Abgeordnete, die von keiner Erfahrung getragen waren und doch die Staatsgeschäfte leiten wollten. Einer unter ihnen glaubte die auswärtigen Dinge besonders zu kennen. Als niedriger Soldschreiber hatte Brissot freilich viel von der Welt gesehen. Seine Wärme, seine Kenntnisse, seine Erfindungsgabe verschafften ihm Ansehen, und sofort warf er die Idee eines Krieges in die Versammlung, und bald entwickelte sich bei ihm, den Sorel als „die tätigste Lunte für einen Krieg" bezeichnet,[1] die Idee, daß ein Volk, das sich frei macht, den Krieg brauche, um die Freiheit zu befestigen. Robespierre und die Radikalen fürchten, daß aus dem Kriege ein Wiederhersteller der königlichen Macht heimkehren werde, die Girondisten wollen durch den Krieg die Revolution vollenden

[1] Sorel 2, 302.

Digitized by Google

und die königliche Macht vernichten, Lafayette bildet sich ein, durch einen kurzen Krieg dem Könige wieder Ruhm und Macht zuzuführen, und der Kriegsminister Graf Narbonne will mit dem lethargischen Könige, der natürlich siegen wird, die Heimkehr Bonapartes aus Italien 1797 vorwegnehmen. Ein solcher Feldzug muß leicht und sicher sein, und deswegen wird sich der Krieg auf den Kurfürsten von Trier beschränken, der gegen den Wunsch seiner besser beratenen Landstände die Emigranten in Koblenz schalten und walten ließ; im Notfalle wird man ja auch mit dem Kaiser fertig werden, auf die preußische Neutralität rechnete man zuverlässig.

Für das Königspaar eine verzweifelte Lage, die Königin hofft auf die Niederlage der eigenen Armee. Der König wagte die Maske der Verstellung vor das Gesicht zu nehmen. Den drohenden Worten aus des Königs Munde folgten drohende Aktenstücke; der Kaiser konnte den Trierer nicht ganz ohne Deckung lassen, auch er antwortete mit Drohungen. Die eigentliche Emigrantengefahr wurde beseitigt. Diese Drohungen aber hetzten die Legislative erst recht auf.

Leopold brachte nun ein Bündnis mit Preußen unter Dach und Fach. Dann starb er früh dahin und jeder Vorwand für einen Krieg entfiel damit; denn sein Sohn Franz II. war ja noch nicht Kaiser, sondern nur König von Ungarn und Böhmen, und nur der Kaiser deckte die geistlichen Fürsten. In Paris stürzten nun die Friedliebenden den Minister Narbonne, fielen aber selbst darüber, und jetzt nahm der König, um nicht weiter Verdacht zu erwecken, Freunde Brissots — Girondisten — ins Ministerium; Dumouriez, ein gefährlicher Abenteurer, wurde Minister für die auswärtigen Angelegenheiten.

Der innere Konflikt, wo alles gegeneinander unwahr war, konnte nur durch einen Krieg gelöst werden. Wie oft ist in der Geschichte dieser Weg eingeschlagen worden, nicht nur in Absolutismen! Die Rechnung der Girondisten war fehlerfrei, der Krieg werde dem Könige jede Hilfe des Heeres entziehen und das Volk ihn dann in der Gewalt haben. Als bei Beginn des jetzigen Krieges der Zar den Kriegstreibern nachgab, hätte er diese Lehre der Weltgeschichte beherzigen sollen; denn ihn traf dieses Los. Doch wieder zur Sache. Am 20. April erschien der König selbst in der Legislative, um dem von Dumouriez vorgebrachten Antrag auf Er-

Digitized by Google

klärung des Krieges an Österreich mit müder Stimme seine Zustimmung zu geben. Ein einziger wagte die Volksvertreter zu warnen und nur 7 Stimmen votierten gegen den Krieg.

Einer der feurigsten Revolutionsmänner — es war Merlin von Diedenhofen — warf den Gedanken, der verborgen in vieler Herzen schlummerte, unter die wild erregten Abgeordneten: „Man muß den Krieg den Königen erklären und den Völkern den Frieden verkündigen.“[1] Er hat seitdem Schule gemacht. Einer, der später Senator des Kaiserreiches und Kanzler des legitimen Königtums wurde, rief aus: „Die Freiheit wird triumphieren oder der Despotismus wird uns zerstören. Niemals wurde das französische Volk zu höheren Bestimmungen berufen. Der Sieg wird der Freiheit treu sein.“[2] Sorel sagt mit Recht: „Dumouriez hatte vorgeschlagen, den Krieg dem Hause Österreich zu erklären; die Versammlung hatte ihn tatsächlich dem alten Europa erklärt, und die Bedeutung des Votums überschritt weit die des Beschlusses.“[3] Frankreich hatte die Kriegsperiode eröffnet, die fast 23 Jahre hindurch kaum unterbrochen wurde.

Warum habe ich das ausgeführt? Um zu zeigen, daß nicht die Politik deutscher Fürsten dem französischen Volke den Krieg aufgezwungen hat, die kleinen Streitpunkte waren nicht unübersteigliche Schwierigkeiten. Ein starkes Königtum, eine gute Diplomatie hätte sie überwunden, auch ohne über einen Richelieu zu verfügen; die französische Volksvertretung, die sich der Stimmung des Augenblicks nicht entzog, hatte auch damals kein kaltes Blut. Die Rechnung aller Beteiligten erwies sich als falsch, auch die der Girondisten; denn nicht sie, sondern die, welche dem Kriege ursprünglich mißtrauisch gegenübergestanden hatten, bekamen das Heft in die Hand. Der tragische Untergang der Girondisten hatte in ihrem Kriegshetzen seine erste, seine wichtigste Ursache.

Das Dekret, das den Kriegsbeschluß enthielt, wollte von einem Eroberungskriege nichts wissen. „Die Nationalversammlung erklärt, daß das französische Volk, getreu den durch die Verfassung geheiligten Prinzipien, keinen Krieg in der Absicht von Eroberungen zu führen und niemals seine Kräfte gegen die Freiheit eines Volkes zu verwenden, die Waffen nur für die Verteidigung seiner

[1] Sorel a. a. O. 2, 433.
[2] A. a. O. 2, 432.
[3] A. a. O. 2, 437.

Digitized by Google

Freiheit und seiner Unabhängigkeit ergreift, daß der Krieg kein Krieg von Volk zu Volk ist, sondern die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs."[1] Das mag in der ersten Stunde der wirkliche Ausdruck der inneren Gesinnung gewesen sein, ganz im Gegensatz zu manchen Erklärungen, die in diesem Weltkriege abgegeben worden sind, um die Welt zu täuschen und uns zu zersplittern. Aber Menschen sind Menschen. Hinter den Theorien einer edlen Weltanschauung, die im Augenblicke der Exaltation zur Geltung kommen, liegen die Instinkte des Machtwillens, die Traditionen, die der Politik die Richtung seit langem gegeben haben, die dem Ohnmächtigen mißfallen haben mögen, ihm aber, wenn er zur Macht gelangt ist, auf einmal nicht nur begreiflich werden, sondern ihn zu beherrschen beginnen, und früher oder später wird doch der Gedanke kommen, daß man die eigene Staatsform, die man endgültig gefunden zu haben glaubte, die Frankreich aus den Jahrhunderten der Torheit und Schlechtigkeit dem reinen Glücke zuführe, auch zu den andern Völkern tragen müsse. Wir haben in diesen Jahren ja auch gesehen, daß Idealisten unter den Feinden ernsthaft sich berufen glaubten, für unser Glück im Innern sorgen zu müssen.

Der Gedanke an eine Propaganda für die eigenen Ideen lag um so näher, da ja auch die Alliierten an eine Umgestaltung der französischen Verfassung dachten, nicht das an sich schon verlorene Königtum außer Spiel ließen, sondern unter dem Einflusse törichter Emigranten, also unter dem Einflusse von Franzosen, das Manifest des Herzogs von Braunschweig erließen. Wo es das Ziel sein mußte, die Gemäßigten zu gewinnen, hatte man sie abgeschreckt. Die Prinzipienfrage war aufgerollt worden.

Es ist hier weder die innere französische Entwicklung zu verfolgen, noch der Lauf der Revolutionskriege darzustellen.

Die Kurfürsten von Trier und Mainz hatten in seltenem Unverstande dem rheinischen und noch mehr dem französischen Adel die letzten herrlichen Tage, die beide erlebten, bereitet. Die französischen Flüchtlinge, die ihrem Könige die Lage aufs äußerste erschwerten, hatten an beiden Höfen die beste Aufnahme gefunden und erlaubten sich in ihrer Borniertheit, gar noch über die Gastgeber zu spotten. Der Mainz-Wormser Kirchenfürst Friedrich

[1] Sorel a. a. O. 2, 434.

Digitized by Google

Karl von Erthal war am wenigsten vorsichtig. Ein Prälat kann sich den Nachruhm freier Geistesrichtung erwerben, wenn er katholische Aufklärer und Protestanten als Professoren und Kabinettsekretäre anstellt, wenn er sich von Damen seiner Gunst die Schriften der Aufklärung vorlesen läßt; aber er darf sich nicht wundern, wenn jene Männer eines Tages sich nicht mehr für ihren Brotherrn, der doch nur als katholischer Bischof seinem Staatswesen eine Berechtigung gab, einsetzen. Freigeisterei und die Anstellung von Andersgläubigen in entscheidenden Stellungen sind mit dem Gedanken geistlicher Fürstentümer nun einmal unverträglich. Eine Festung von der hohen Bedeutung von Mainz ist ein schöner Besitz, aber man darf die Gräben nicht als Karpfenteiche, Baum- und Gemüsegärten behandeln und die Bastionen nicht als Weinberge. Eine Armee von 3032 Mann mit 12 Generalen und 1 Feldmarschall mag auf der Wachtparade einen vorzüglichen Schmuck bilden und der Kriegsrat mit seinen 2 Präsidenten und 7 Räten nimmt sich im Hofkalender nicht übel aus, doch das alles ist nur Schein. So ein Mainzer Kurfürst kam leicht in die Versuchung, hohe Politik zu treiben, aber es gehört dazu Klugheit und nicht die heute mächtig gehobene Stimmung derer, die den Krieg als das einzige Heilmittel für die Welt ansehen und morgen feige davonlaufen, wenn ein Handstreich die Residenz bedroht. Es kam die Unnatur dieser geistlichen Staaten der Pfaffengasse nirgendwo so stark zum Ausdrucke als an dem Hofe dieses liebenswürdigen Schwächlings, der von so vielen seiner Vorgänger so weit abstach. Erthal hatte alles getan, um diese Spezies deutscher Herrlichkeit noch unwahrer, noch haltloser zu machen.

Aber er teilte mit vielen leitenden Politikern den Glauben der Emigranten, daß Frankreich innerlich so zerrüttet sei, daß ein ernsthafter Widerstand nicht angetroffen werden würde. Noch lebten die meisten Fürsten formell im Frieden mit Frankreich, und gerade die nächsten Nachbarn des Mainzers, Kurpfalz und Hessen-Darmstadt, wollten in keinen Konflikt mit Frankreich geraten.

Es ist hier nicht auszuführen, welchen Widerhall der Anfang der Französischen Revolution fand, vorwiegend in dem Kreise der Gelehrten, Dichter, Philosophen. Die Umgestaltung der Welt nach vernünftigen, auf den Rechten der Menschen beruhenden Lehrsätzen erschien ihnen möglich, heilbringend und beseligend. Erst

Digitized by Google

die Schreckenszeit lähmte diese Stimmung, von der sich dann viele bekehrten.

Diese Gedanken drangen aber nirgendwo so weit in breitere Massen ein als am Rheine und in die geistlichen Fürstentümer des Rheingebietes.[1] Die Revolution zog edle Geister an, aber auch üble Elemente. Unter denen, die in die Heimat der neuen Ideen übersiedelten, hat der ehemalige Mainzer Professor Dorsch den Zug auf Mainz angeregt. Er ist auch der Verfasser einer Abhandlung über die Ausdehnung der französischen Grenze bis zum Rhein.

Da die Grenze gegen Landau nicht genügend geschützt war, hatte Custine leichtes Spiel, Speier und Worms wegzunehmen, auf die erste Kunde vom Heranrücken feindlicher Kräfte zog er sich zurück. Dann aber ward er durch deutsche Anhänger über die Zustände in Mainz belehrt und seinen schwachen Streitkräften ergab sich die Festung durch Kapitulation (21. Oktober 1792). Von der höchsten Einbildung stürzten die mainzischen Generale in die vollste Schwachherzigkeit hinab.

Custines Ruhm war groß, im Grunde war er furchtsam, eitel, ohne Skrupel und kannte nicht die geringste Rücksicht auf die Wahrheit. Er legte die riesigen Kontributionen vorwiegend auf die Privilegierten, die Kirchen und die Adligen; denn er, der ehemalige Graf, verkündete Krieg den Palästen und Frieden den Hütten. Er sagte in seinen zahllosen Reden, das sei der letzte Krieg, den die Welt sehen werde, er werde zur Befreiung der Völker führen.

In Mainz schloß sich ein Teil der von Erthal berufenen Gelehrten den „Befreiern" an, vorab der Weltumsegler Georg Forster wollte „auf neufränkische Art frei sein". Johannes Müller, der Historiker, rettete diesmal noch seine Ehre. Der eifrigste unter den Neuerern war der Göttinger Georg Wilhelm Böhmer, der Sekretär Custines wurde, ein bizarrer, anspruchsvoller Mann, den seine berühmte Schwägerin Karoline als einen Narren behandelte.[2] Dann der kurfürstliche Leibarzt Wedekind, und von Straßburg kamen Dorsch und Stamm, ein Weinsticher aus dem Unterelsaß, herbei. Neben solchen Leuten von Stellung fanden sich namentlich in den niederen Schichten Leute, die sich den Matadoren anschlossen.

[1] Für Mainz vgl. vor allem Bockenheimer, Die Mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793 (1896).

[2] Chuquet, Mayence, S. 7.

Digitized by Google

Sie mußten sich bald überzeugen, daß die Bevölkerung von Mainz ihnen nicht folgte.[1] So lehnte der Handelsstand mit 81 gegen 13 Stimmen die Annahme der französischen Verfassung ab, aber man wollte am alten Körper Reformen, sie verlangten „eine monarchische Verfassung, die mit dem Deutschen Reiche vereint sei".[2]

Es bildete sich ein Klub, eine Freiheitsgesellschaft, und diese beantragte in Paris die Aufnahme in die große Republik. Aber Custine schwankte längst zwischen dem, was er den Mainzern verkündet hatte, der Freiheit, und dem Rechte der Franzosen, die allein über die Rechte derer befinden könnten, welche die Gewalt ihrer Waffen der brüderlichen Gesellschaft, die jetzt in Frankreich gebiete, angegliedert habe. Selbstbestimmung oder Annexion. Da die Mainzer sich nicht aus freien Stücken anschließen, wird man sie bearbeiten.

„Das Todesurteil über Ludwig XVI. konnte Frankreich nur Feinde erwecken. Die Propaganda der Revolution war für die Errichtung der Republik nicht notwendig. Die Eroberung der benachbarten Länder war für die Erhaltung des Staates ebensowenig nötig. Aber die Propaganda lag im Geiste der Revolution, die Eroberung in dem des Volkes. Darum wurde der Tod Ludwigs entschieden, die Propaganda unternommen und die Eroberung der natürlichen Grenzen mit den Gedanken des Triumphes der Revolution verbunden," sagt Sorel.[3] Wohl gab es bei den Girondisten Weltbürger, die Jakobiner aber erkannten die gewaltige Kraft, die der Krieg und die Annexion ihnen gaben. Aus den unbestimmten Gefühlen trat das Wort von der Rheingrenze zum ersten Male am 19. Oktober 1792 in einer Adresse der Legislative hervor: „Hat der Feind sich über den Rhein zurückgezogen?" heißt es.[4] Immer mehr dachte man sich die Republik als ruhmreich und unternehmend, immer mehr wurde das Ziel der Triumph der Revolution und die Vorherrschaft von Frankreich. Die Eroberung von Belgien stellte Frankreich an den Scheideweg. Am 19. November beschloß die Versammlung im Namen des französischen Volkes zu erklären, daß es allen Völkern, welche ihre Freiheit erwerben wollen, Brüder-

[1] Chuquet, S. 28.
[2] Chuquet, S. 30.
[3] A. a. O. 3, 144.
[4] Sorel a. a. O. 3, 151.

Digitized by Google

lichkeit und Hilfe bringen werde. Von den Jakobinern bearbeitet, hatten sich in einzelnen Ortschaften längs der elsaß-lothringischen Grenze mißmutige Bauern gegen ihre alten Herren erhoben und den Anschluß an Frankreich beschlossen. Weitaus die meisten Orte hatten allen Bemühungen der Jakobiner widerstanden.

Der Mainzer Klub schwankte zwischen der Vereinigung mit Frankreich und dem Protektorate. Forster war für jene: „Der Rhein ist die natürliche Grenze eines großen freien Staates, der keine Eroberungen machen will. Der Staat nimmt in seinen Schoß nur diejenigen Völker auf, die sich ihm frei ergeben, und er hat ein Recht, von seinen Feinden, die ihm frohen Herzens den Krieg erklärt haben, eine billige Entschädigung zu verlangen. Der Rhein wird der Gerechtigkeit entsprechend die Grenze Frankreichs sein." Man kann ein Weltumsegler sein, ohne zu erkennen, daß das der Tod für Mainz geworden wäre. Forster war in politischen Dingen ein beruf- und planloser Dilettant.[1] Auch der halbverrückte Clever Anacharsis Clootz hatte diese Rheinlinie in Paris schon gefordert.

Der Klub setzte alle Mittel in Bewegung, um die Stimmung zu schaffen, aber es waren nur 450 Leute darin und, wie Sorel richtig angibt, waren sehr viele Franzosen unter ihnen. Die Bürger sollten sich entweder als Sklaven in ein schwarzes oder als Freie in ein rotes Buch eintragen! Custine richtete für die Landschaften eine provisorische Verwaltung ein, die Böhmer leitete und der abgefallene Priester Dorsch. Die Geistlichkeit mußte ihre Dekrete von den Kanzeln verkünden. Aber alles half sehr wenig. Die Zünfte von Mainz waren meist widerspenstig. Die Stimmung ward immer schlechter, je mehr die Leute die Franzosen und Klubisten am Werke sahen und je größer die Verwirrung in Frankreich wurde.

Die Legislative in ihrer Finanznot beschloß am 15. Dezember, daß die besetzten Gebiete die Kosten des Krieges zu tragen hätten, überall sollten provisorische Verwaltungen eingesetzt werden, die Bürger selbst sollten die neuen Staatseinrichtungen schaffen, also alle Bürger — mit Ausschluß der alten Beamten und Adligen — sollten an den Aufbau neuer Staaten gehen. Man dachte natürlich nur das zuzulassen, was der Revolution paßte: eine Herrschaft der Unterdrückten unter der Überwachung der Franzosen. „Frankreich erklärte die besetzten Länder als souverän nur zu dem Zwecke,

[1] Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft (1908), S. 339.

Digitized by Google

ihnen den Anschluß an Frankreich zu erleichtern und es ihnen zu untersagen, frei nach ihrem Gefallen zu leben oder sich mit einem andern Staate zu verbinden."[1]

Schon vor dem 15. Dezember waren Versuche gemacht worden, Abstimmungen auf dem Lande vorzunehmen, mit einem geringen Erfolge. Ende Januar 1793 kamen die drei Konventskommissare, die die Abstimmung leiten sollten; jetzt setzte die Bearbeitung noch weit schärfer ein, die Klubisten und Kommissare durchzogen, von Soldaten begleitet, das Land, Geistliche und alte Beamte wurden fortgeschafft, zum Teil zu den gegnerischen Vorposten gebracht. Die Nähe der deutschen Truppen stärkte die Hoffnungen der Treudeutschen und schwächte den Eifer derer, die sich in die Klubs hatten aufnehmen lassen. Viele ließen sich wieder streichen. Der Rheinfranke hört gerne kräftige Reden, aber diese ewigen Tiraden gegen die Tyrannen und ihre Satelliten waren den Leuten doch schließlich zu dumm; denn sie verglichen doch auch die neuen Tyrannen mit den alten. Diese hatten doch wenigstens sie nicht mit Worten beleidigt, wie es die Klubredner bei der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen jeden Tag taten. Der Klub erhielt den Namen Lumpenklub;[2] in ihm standen sich die Einheimischen und die Fremden gegenüber. „So ging," sagt Chuquet, „Mainz und das rheinische Land mit Ausnahme einer Handvoll von Klubisten von der Gleichgültigkeit oder sympathischen Neugierde zur Feindschaft über."[3]

In der Sitzung vom 31. Januar 1793 war die Einverleibung von Nizza beschlossen worden. Damit hatte der Konvent sich auf das Prinzip festgelegt, und dann erhob sich Danton, um die Konsequenzen zu ziehen und sie zugleich auf ein Maß zu beschränken. Zu seinen Gedanken ist Frankreich seitdem immer wieder zurückgekehrt, seine Worte sind das stille Evangelium für viele Franzosen. Es ist die alte Grenze Galliens, er kehrt zu den alten Aspirationen der Legisten zurück; denn er ist Fleisch von ihrem Fleisch, gleich ihnen ein Jurist, ein Ideologe. Daraus folgerte er die Angliederung von Belgien. „Ich sage, es ist vergeblich, die Furcht heraufzubeschwören, daß sich die Republik eine zu große Ausdehnung geben wolle. Die Grenzen Frankreichs sind durch die Natur gezeichnet. Wir werden sie in ihren vier Punkten erreichen: am Ozean, an

[1] Sorel a. a. O. 2, 237.
[2] Chuquet, S. 65.
[3] A. a. O. S. 81.

Digitized by Google

den Ufern des Rheins, an den Alpen, an den Pyrenäen. Keine Macht kann uns aufhalten. Umsonst droht man uns mit dem Zorne der Könige. Ihr habt ihnen den Handschuh hingeworfen. Das ist der Kopf eines Königs."[1]

Das war das Programm, das der Berg sich stellte, „das war," sagt Sorel, „der Grundgedanke des Staates während eines Krieges von 23 Jahren. Man würde vergebens nach einer Erklärung des Aufstiegs und des Sturzes Bonapartes suchen, das Geheimnis seiner Pläne und das Band zwischen der französischen Geschichte des Kaiserreiches und der unter der Republik, wenn man es nicht da sucht ... Die Worte vom 31. Januar gehören zu denen, die, einmal ausgesprochen, nicht mehr Halt machen: sie haben Flügel und der Wind der Zeit trägt sie mit sich."[2]

Am 14. Februar sagte Carnot: „Jede politische Maßregel ist berechtigt, wenn sie durch das Heil des Staates befohlen wird ... Die alten und natürlichen Grenzen Frankreichs sind der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Die Teile, die davon losgelöst wurden, sind es nur durch Usurpation; es wäre keine Ungerechtigkeit, sie zurückzunehmen, es wäre kein Ehrgeiz, die als Brüder anzuerkennen, die es einst waren, die Bande zu erneuern, die nur aus Ehrgeiz zerrissen wurden."[3] Merlin von Diedenhofen sagte bald darauf den Mainzern: „Machen wir voran. Dann wird der Rhein das erste und sicherste Bollwerk (boulevard) der französischen Republik ... Das politische Interesse will, daß wir den Rhein als Grenze haben."[4]

Die Worte Dantons und Carnots sind die Leugnung des Nationalitätsprinzipes zugunsten Frankreichs und zu Ungunsten Deutschlands, das ist der Tod Belgiens, die Zerreißung der Niederlande und Deutschlands, die rücksichtslose Schädigung der Interessen dieser beiden Staaten und ihrer Völker. Das ist der französische Egoismus und der Keim aller nachfolgenden Kriege und die wichtigste Ursache dieses Weltkrieges. Solange das französische Volk nicht ehrlich diesen Gedanken aufgibt, solange es nicht anerkennt, daß auch die andern Staaten ein Recht darauf haben, sich ihren Lebensinteressen entsprechend einzurichten, wird ein wahrer dauernder Friede nicht über die Welt kommen. Gibt das

[1] Sorel a. a. O. 2, 279.
[2] A. a. O. 2, 279.
[3] Driault, La République et le Rhin, 1, 77.
[4] Ebenda 1, 79.

Digitized by Google

französische Volk diese Gedanken nicht auf, so besteht für Deutschland die Pflicht, sich militärisch so gut gegen diesen verbohrten Gedanken zu decken, als es kann und als es für notwendig hält.

Doch zurück zu den Bemühungen, das gewonnene Rheinufer zu einem Departement Bouches-du-Main einzurichten. Ein neues Dekret nahm den Ländern den Ausweg, jede Entscheidung abzulehnen. In kurzer Frist mußten die Gemeinden sich versammeln und ihre Vertreter wählen, die zu entscheiden hatten. Gemeinden, die nicht wählten, sollten zu Feinden des französischen Volkes erklärt werden. Nun kamen noch zwei weitere Kommissare des Konvents zur Bearbeitung des Volkes. Am 14. Februar wurden vom Konvente einige deutsche Ortschaften längs der Grenze reuniert, mit Gewalt wurde vorgegangen, der Herzog von Zweibrücken entkam glücklich. Die Bearbeitung des Volkes nahm nun die schärfsten Formen an. Ein Aufschub wurde abgelehnt. Die Zünfte von Mainz lehnten die Wahl ab. Es steht nicht in der Macht des Bürgers, so führt die Schneiderzunft aus, sich von dem Reiche zu trennen, die Bauzunft will sich nicht als Feinde des Deutschen Reiches hinstellen, die Knopfmacher wollten sich nicht von dem Deutschen Reiche abreißen. Der Widerstand war allgemein.[1]

Zur Wahl erschienen in Mainz von 6000—7000 Wahlberechtigten höchstens 370.[2] „Allein vielleicht im ganzen rheinischen Lande gingen die Bewohner von Nackenheim mit Begeisterung zur Wahl ... Von der Nahe bis zur Queich verweigerten die Landleute den Eid."[3] „Fast überall erschienen die Wahlleiter von Truppen begleitet, entschlossen, nach dem Geständnis von Forster, gegen den Willen des Volkes und im Interesse der Republik zu handeln ... Sie versäumten kein Mittel, um durch die Furcht die Geister zu unterjochen."[4] Viele Orte hielten standhaft allen Dragonaden gegenüber fest, ganze Ämter schworen nicht. In Worms kamen nur 20 Wähler, dann holte man Kanonen als Apostel mit feurigen Zungen herbei. In Speier beteiligten sich 342 an der Wahl, wählten aber nicht die Wortführer der Revolution. In Winnweiler erhoben sich die Bauern.

[1] Bockenheimer, S. 191, nach den früher unbekannten Akten.
[2] Bockenheimer, S. 207.
[3] Chuquet, S. 101 f.
[4] Chuquet, S. 103.

Digitized by Google

So war denn der „rheinische Konvent" gewählt. Höchstens 125 Orte schickten Vertreter nach Mainz, 130 Abgeordnete kamen. Zuerst wurde von den Vertretern einer winzigen Minderheit beschlossen, daß das Land von Landau bis Bingen einen freien, unabhängigen Staat bilden solle, jede Verbindung mit Kaiser und Reich und den alten Landesherren wurde aufgehoben. Vier Tage später aber war schon die Todesstunde dieses neuen Staates da; denn nun beschloß man seine Vereinigung mit der französischen Republik. Man wählte eine Deputation von dreien, darunter Forster und den schwärmerischen Adam Lux; sie sollte dem Konvente den Antrag der Vereinigung unterbreiten. An demselben Tage, an dem der Pariser Konvent sie empfing, wurde die Festung von den deutschen Truppen eingeschlossen, der rheinische Konvent schloß seine Sitzungen und ein großer Teil der Klubisten hatte sich auf und davon gemacht. Die Komödie war zu Ende.

Forster wurde durch die Pariser Wirklichkeit gewaltig ernüchtert. „Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?" Elf Monate später starb er, mißachtet von allen, gebrochen an Körper und Geist. Der fanatische Anhänger Rousseaus, der junge Arzt Lux, versuchte in seinem Idealismus sich an der Versöhnung der Girondisten und des Berges, begeisterte sich für Charlotte Corday und kam dadurch selbst auf die Guillotine. „Wenn ich den Tod verdient habe, so war es nicht unter den Franken, wo ich ihn empfangen sollte."[1] Böhmer gab nach einigen Jahren in einem Buche: „La rive gauche du Rhin, limite de la République française", einige Gutachten von französischen Verfassern heraus, er war noch nicht bekehrt.

Die Bewohner von Aachen sagten den französischen Generalen, die ihnen das Heil aufdringen wollten, sie hätten seit 400 Jahren die freieste Verfassung und wollten keine andere. Gezwungen wählten sie, aber die Österreicher kamen ihnen als Befreier.

Was sagen nun die französischen Chauvinisten von diesen Dingen? Driault erzählt die Beschlüsse des rheinischen Konventes, mit keinem Worte berührt er aber, wie sie zustande kamen.[2] Babelon

[1] Vgl. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches, 2, 98.

[2] Driault a. a. O. 1, 79 ff.

Digitized by Google

weiß nur von der Begeisterung für Frankreich zu reden, nur die Angst vor den Preußen erwähnt er. Und Driault und Babelon haben beide Sorel zur Hand gehabt, unter ihren Händen wird aus der ernsten Wahrheit, die ein hochsinniger Franzose niedergeschrieben hat, eine Verzerrung.

Die Siege von Aldenhoven und Neerwinden (18. März 1793) wandten noch einmal das Los von Belgien, das von den Österreichern zurückgewonnen wurde; am Rheine drang Wurmser ins Elsaß ein, aber Hoche ging im Winter wieder siegreich bis gegen Mainz vor. Das Jahr 1794 brachte den Sieg Jourdans in der von dem Prinzen von Koburg abgebrochenen Schlacht von Fleurus, führte zur Räumung Belgiens, ja infolge der Kämpfe bei Aldenhoven ging Clerfayt im Oktober bei Bonn und Köln über den Rhein zurück. Im Januar 1795 waren nur noch Luxemburg, Mainz und der Brückenkopf von Mannheim im Besitze der Deutschen. In den Niederlanden, die Pichegru unterworfen hatte, war die batavische Republik ausgerufen worden. Durch seine Interessen an der polnischen Frage geleitet, des erfolglosen Krieges müde, schloß Preußen am 5. April 1795 den Frieden zu Basel, der an Frankreich die preußischen Landesteile links des Rheines bis zum allgemeinen Frieden in Verwahrung gab. Der Staat wähnte hinter einer durch Deutschland gezogenen Demarkationslinie ruhig sitzen zu können. Es war ein odiöser Sonderfriede, der nur zum Nachteil ausschlug; er hatte nichts dauernd geregelt, alles war der Zukunft vorbehalten. In einem Geheimartikel war festgesetzt, daß wenn Frankreich im allgemeinen Frieden den Rhein als Grenze erhalten sollte, Preußen für seine Verluste entschädigt werden solle.

Wohl hatten sich in Frankreich ernste Bedenken geregt. Die alte Weisheit, daß Frankreich hinter dem Vaubanschen Festungsgürtel gesichert leben könne, daß jedes energische Weitergreifen die Staaten zu dauernder Gegnerschaft zwingen werde und daß dann die Völker von einem nationalen Geiste erfüllt werden könnten, regte sich. Der Friedensunterhändler in Basel, Barthélemy, lebte in diesen Gedanken. Die Maasgrenze wäre vielleicht möglich gewesen. Doch solche Gedanken öffentlich zu vertreten, heißt sich verdächtig machen; man darf in der Republik nicht gemäßigt sein. Die Vernunft des Klugen weicht dem Instinkt der Masse; wer für Mäßigung ist, gerät in den Verdacht, monarchisch zu sein, die Rheingrenze ist die republikanische Forderung. So entscheidet

Digitized by Google

denn der Wohlfahrtsausschuß in diesem Sinne.[1] Es war damals wie heute. Ein starker königlicher Minister, ein Richelieu, hätte sich mit dem dauernd Erreichbaren begnügt und hätte der Welt den allgemeinen Frieden gegeben; aber der Republikaner bangt vor der Masse, er will und muß ihr schmeicheln, und die Masse ist für radikale Lösungen. Die Mäßigung ist die Tugend weniger, sie gedeiht am besten im stillen Bureau, die Volksversammlung ist für sie keine Heimstätte.

Der Verdacht, der auf sie geworfen wurde, hat die Gemäßigten schließlich zum Schweigen gebracht, den französischen Generalen war der Rhein nicht als eine günstige Grenze erschienen.[2] Die Rheingrenze hoffte man von den deutschen Fürsten zu erreichen durch die Aufteilung der geistlichen Fürstentümer, Österreich werde man zwingen und ebenso England. So ward der allgemeine Friede vereitelt. Bei dem Beschlusse über die Vereinigung Belgiens sprach sich der Konvent im Prinzip für die Rheingrenze aus, das war nun ein Dogma geworden.

Die französische Politik war also völlig zu ihrem alten Prinzipe zurückgekehrt, zu dem der Eroberung. Da mußte sie von dem Gedanken der Propaganda der Revolutionsprinzipien ablassen, sie schloß ja mit Monarchen Frieden, ja suchte einzelne zu Bundesgenossen zu gewinnen. Sie gab der batavischen Tochterrepublik nicht die Freiheit und Selbstbestimmung. Und wenn die Prinzipien geändert waren, so mußte man auch die Methoden der altfranzösischen Politik wieder aufnehmen. Jene Geheimartikel des Baseler Friedens wurden von den regierenden Männern nicht dem eigentlichen Souveräne, dem französischen Volke, mitgeteilt, sondern geheim gehalten.

Wird Frankreich die Landschaften am linken Rheinufer nun zu einer neuen Republik ausgestalten oder wird es sie einfach angliedern? Die Sitze der geistlichen Fürsten in Koblenz und Bonn sind das Spiegelbild von Mainz, mit etwas blasseren Zügen. Der Hof läuft beim ersten Alarm weg, aus den Kreisen der Professoren und akademisch Gebildeten bilden sich Freiheitsgesellschaften, deren Kern aber aus den niederen Schichten stammt; die große Masse und alle alten Verwaltungskörper, alle Magistrate, alle Zünfte halten an ihrem alten Rechte fest. Es sind nicht nur die

[1] Sorel a. a. O. 3, 177 ff.
[2] Sorel 4, 338; vgl. S. 329, 374.

Digitized by Google

alten staatlichen Beamten, die Geistlichkeit, die Diener der Adligen, welche am Alten hängen, sondern vor allem auch die Körper der Selbstverwaltung; denn im Unterschiede zu Frankreich hatte man in diesen Landen nicht den Druck des Absolutismus ertragen, sondern in den Landständen einen Anteil am staatlichen Leben gehabt. Mehr wollte man nicht. Seitdem Hashagen in sorgfältigster Weise aus den rheinischen Quellen ein Bild des Geisteszustandes der rheinischen Bevölkerung in den Tagen der französischen Fremdherrschaft entworfen hat, kann die französische Darstellung nicht mehr aufrechterhalten werden, als ob die Bewohner des linken Rheinufers sich unschwer oder leicht oder gar freudig mit Frankreich verbunden hätten.[1] In Wahrheit war der Widerstand scharf, breit, und erst als die Hoffnung auf Rückkehr des Alten durch den Frieden von Campo Formio (Oktober 1797) tief herabgestimmt war, erst als Napoleon mit der katholischen Kirche seinen Frieden schloß, erst als die Wirksamkeit einiger tüchtiger Präfekten die Segnungen der Verwaltung eines großen Staates mit der Pflege lokaler Bedürfnisse verband, schwand der Widerspruch; aber auch dann ging er nicht unter, ja in diesen Zeiten entwickelten sich die Keime eines starken nationalen Gefühles und in dem Leben von Görres liegt der Wechsel am deutlichsten zutage. Aus dem theoretischen Eiferer gegen die alte Mißwirtschaft und für die Freiheitslehre der Revolution, dessen Leitgedanke war: „Wir sind keine Sklavenseelen, wir sind Republikaner", wurde der grimme Gegner Napoleons und der Eiferer des deutschen Gedankens; ein Gegner des Despotismus blieb er zeitlebens. In jungen Jahren hatte er den Rhein als Grenze angenommen, 1814 forderte er die Rückkehr des Elsasses zu Deutschland! Aus dem Kosmopoliten machten die Erfahrungen und das Versenken in die Grundlagen der Bildung einen Deutschen, ja einen Führer der deutschen Bewegung. Er, aus festerem Holze, ertrug die Erregungen eines solchen Gesinnungswandels, während Forster in ihm zerbrach.[2]

Sieben Jahre lang kamen die Rheinlande unter eine provisorische Verwaltung, die französischen Generale und die Repräsentanten des Staates führten ein wechselvolles System; der eine

[1] Das Rheinland und die französische Herrschaft, 1908.

[2] Vgl. Karl Alex. von Müller, Der junge Görres, im Archiv für Kulturgeschichte, 10, 414—454, und Schellberg in der Einleitung zu Görres, Ausgewählte Werke und Briefe, Bd. 1 (1911).

Digitized by Google

schlug diesen Weg ein, der andere einen anderen, das brachte jeweils wohl den unglücklichen Landen, die dem Systeme der „Evakuation“ unterlagen, das von gewissenlosen Leuten auf Druck von Paris gehandhabt wurde, eine augenblickliche Linderung; aber dann begannen neue Qualen. Ein Franzose selbst hat es eine „Vereinigung von Ungeheuerlichkeiten, Verbrechen, Exekutionen, Diebstählen und Räubereien“ genannt.[1] Das Volk war enttäuscht, erbittert nicht nur über die einzelnen Täter, auch über die Regierung, die Friede den Hütten versprach und das Land ausraubte.

Die Siege Napoleons im Jahre 1796 brachten den Italienern eine Töchterrepublik, warum sollte, so fragten sich die Rheinländer, die von den Prinzipien der Revolution durchdrungen waren, nicht auch ihnen die gleiche Gabe zuteil werden? Dann war man frei von den alten Mißständen und konnte, sei es als Einheitsrepublik, sei es als Bund von kantonalen Republiken, sich selbst regieren, man war beschützt durch die Mutterrepublik und rettete doch das heimische Wesen, die altüberlieferte Gesittung. Eine zisrhenanische Republik! wie sie eine Mark ist für die Prinzipien der Revolution, so kann sie auch der Anfang einer deutschen Republik sein.[2] Hat man nicht in Hoche einen fähigen General, der wie Napoleon auch die bürgerlichen Dinge in seine Hand nimmt und eben in Bonn eine Commission intermédiaire einsetzt, um den Unfug der französischen Verwaltung einzuschränken? Trägt er nicht dem lokalen Geiste Rechnung, indem er die alten Behörden wieder aufleben läßt?

Im Grunde seines Herzens war er für die glatte Annexion, aber er war doch kein Feind jenes Planes, wenn sich das Höhere nicht erreichen ließ; so wurde er der Schützer für die zisrhenanische Bewegung.[3] Diese knüpfte also an die ersten Tage des rheinischen Konventes an, sie wollte aber den Beschluß seines vierten Tages nicht wiederholen; sie enthielt, was früher meist übersehen wurde, starke antifranzösische Elemente, nicht antirepublikanische. In diesen Kreisen fehlt es neben sehr bedenklichen Leuten auch nicht an solchen, in denen der Enthusiasmus und Edelmut der ersten Revolutionstage noch flammte, deren Glauben an die Menschheit, an den Fortschritt, an die souveräne Macht der menschlichen Intelligenz

[1] Zitiert bei Sorel a. a. O. 4, 159.
[2] Hashagen a. a. O. 321—333. Der Beweis ist völlig schlüssig.
[3] Vgl. Chuquet, Quatre généraux, 2, 245.

Digitized by Google

noch ungeschwächt war. Der junge Görres, der eine vulkanische Kraft und die Meisterschaft der Feder besaß, wird für immer der Zeuge dieser Zeit rheinischen Lebens bleiben.[1]

Neben diese französisch-republikanischen Ideale tritt aber auch der partikularistische, rheinisch-deutsche Patriotismus. Man trägt nicht die Farben der Franzosen, sondern die rotweißgrüne Kokarde. Das „rote Blatt", der „Rübezahl", die ersten Zeitschriften des jugendlichen Görres, sind gefüllt mit den abstraktesten Freiheitshymnen, werden aber immer ausschließlicher und leidenschaftlicher von dem grimmigsten Kampfe gegen die französische Ausbeutung und Verwüstung des Landes in Anspruch genommen.[2] Als Hoche in seiner Heldenlaufbahn fiel, trug man am 23. September 1797 auch die zisrhenanische Hoffnung zu Grabe. Der Kampf der Zisrhenanen war nach zwei Fronten gerichtet. Sie hatten um so weniger Erfolg, da sie doch nur einen kleinen Konventikel bildeten und das Volk sie haßte. Der rohe Augereau, der an Stelle Hoches trat, hätte sich auf eine so feine Politik nicht verstanden, im übrigen schickte ja auch das Direktorium den Elsässer Rudler mit dem Auftrage, die Angliederung an Frankreich ins Werk zu setzen. Nach Campo Formio war es mit der Duldung dieser Bewegung aus.

Zum Scheine redete ja Österreich auch nach Campo Formio noch davon, daß die Integrität des Reiches aufrecht gehalten werden sollte. Aber in Mainz, das von den Österreichern geräumt worden war, machte der französische Kommissar allen zisrhenanischen Träumen ein Ende: „Ihr seid Franken, Glieder der großen Nation ... Der Rhein bildet die Grenze zwischen Freiheit und Tyrannei."[3] Und auf dem Kongresse zu Rastatt stimmte das Reich der Abtretung im Prinzipe zu (9. März).

Einer der Zisrhenanen hat gesagt: „Wir Deutsche wollten beweisen, daß die Grundsätze der Freiheit anwendbar sind ohne Hinrichtungen und Blutvergießen; aus diesem Grunde wollten wir uns nicht für den Anschluß an Frankreich, sondern für die Un-

[1] Zur Kenntnis des Koblenzer Treibens kommen nun als ausgezeichnete Quelle die Aufzeichnungen des Professors Minola hinzu, die Cardauns, Die Franzosen in Koblenz 1794—1797, Koblenz 1916, herausgegeben hat. Sie bestätigen durchaus die Gegnerschaft gegen die Franzosen. Vgl. weiter Michel im Trierischen Archiv Heft 22/23, 167—174.

[2] Karl Alex. von Müller a. a. O. S. 425.

[3] Sorel a. a. O. 5, 280.

Digitized by Google

abhängigkeit erklären."[1] Die Enttäuschung in diesen Kreisen war groß, gewaltig aber die Erschütterung derjenigen, die am Alten und der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche festgehalten hatten. Die Hoffnung ward tief herabgedrückt, und nun kam die einfache Erwägung zur Geltung, sich das ruhige Leben möglichst durch Nachgiebigkeit zu sichern. Es ist nicht wahr, wenn Rambaud sagt: „Das rheinische Land gab sich wahrhaft an Frankreich."[2] Wenn er triumphierend die Feste der brüderlichen Vereinigung mit der französischen Nation aufzählt, an denen die ganze Bevölkerung teilgenommen habe, so muß man damit die Darstellung und die Quellen bei Remling vergleichen, um zu erkennen, wie groß die Übertreibung ist.[3]

Die Zisrhenanen beugten sich, Görres feierte den Rhein als die natürliche Grenze Frankreichs, aber er und seine Freunde hatten Klagen und Wünsche. Ihrer drei wurden nach Paris entsendet, sie kamen dort nach dem 18. Brumaire an, und der Feind der Tyrannen trat vor den General hin, der eben die Freiheit der Volksvertretung geknebelt und sich zum Herrn des Staates gemacht hatte. In Paris hatte Görres gewähnt, die Freiheit wirklich zu finden, die revolutionäre Ideologie, der er verspätet huldigte, wirklich im Leben verkörpert zu sehen, nun erschien ihm die Stadt als ein schauerlicher, mit Blumen überwachsener Sumpf.[4] „Ich bin ins Ankleidezimmer geraten und habe da die Menschen sich putzen und bemalen gesehen." — „Der Freiheitsenthusiasmus der Franzosen ist ein Meeresleuchten, das nur glänzt, nicht wärmt, kaum eben leuchtet."[5] Den Staat, der aus der Revolution hervorwächst, lehnt er ab; denn er ist die Tyrannis. Jäh bricht er seine politische Tätigkeit ab, das Ideal ist zerronnen. Er war nach Paris gegangen, um für die Einverleibung zu wirken, er hatte für etwas gearbeitet, was er nun verurteilte.

Nach Marengo und Hohenlinden trat auch der Kaiser im Frieden von Lunéville das linke Rheinufer ab (Januar 1801).

Rudler richtete indessen die vier Departements ein: Roër (Aachen), Rhin-et-Moselle (Koblenz), Sarre (Trier) und Mont-

[1] Hashagen a. a. O. S. 323.

[2] Les Français sur le Rhin (1792—1804), 1880, S. 311.

[3] Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798, 2, 351 bis 384.

[4] von Müller a. a. O. S. 426.

[5] Hashagen, S. 428.

Digitized by Google

Tonnerre (Mainz). Das französische Verwaltungssystem lieferte die ganze Verwaltung bis in die kleinste Gemeinde dem Staate aus. Wenn ein Rheinischer in sie eintrat, diente er dann nicht auch seinen Mitbürgern? Viele taten es, andere wurden gar begeisterte Freunde des Kaisertums und der französischen Regierung. Aber die Begeisterung war viel geringer, als die offiziellen Berichte es darstellen; sagt doch Caselli, daß höchstens 10 000 von den 300 000 Bewohnern vielleicht französische Gesinnung bekunden.[1] Die Eide, die Rudler verlangte, wurden von sehr vielen verweigert, und auch nach dem Frieden von Lunéville, der die Abtretung des linken Rheinufers definitiv sanktionierte, war der Widerstand nicht verschwunden.[2] Auch der Napoleonkultus fand, so allgemein und so begreiflich er war, doch hie und da Widerstand; in Köln und Bonn will es lange nicht gelingen, die Ehrengarde zu bilden.[3] Die Einzelheiten möge man in dem trefflichen Werke Hashagens nachlesen.

Das linke Rheinufer gehörte seit Lunéville kraft Eroberungsrechtes zu Frankreich. Die französische Literatur möchte das aber nicht wahrhaben, sondern die These beweisen, daß sich die Bewohner des linken Rheinufers freiwillig um die Aufnahme in Frankreich bemüht haben.

Wer ohne Geschichtskenntnisse die kleine Broschüre liest, die der französische Kommandant Espérandieu während des Krieges unter dem Titel Le Rhin français hat erscheinen lassen (Preis 0,60 Fr.), der könnte allerdings glauben, dem sei so. Er veröffentlicht eine Reihe von Adressen aus dem Departement Mont-Tonnerre: Mainz mit 4000 Unterschriften, Winnweiler mit 341, Worstadt mit 1886 und 354 Verweigerern, Nieder-Olm mit 2157 Ja und 193 Enthaltungen, Annweiler 2171 gegen 138 usw. Ein französischer Historiker hat sich schon bemüßigt gesehen, Kritik zu üben. Henri Stein schreibt: „Die Bürger von Mainz schwören feierlich und für immer jede Unterwerfung unter eine oligarchische, aristokratische und theokratische Regierung ab und schwören mit Rücksicht auf die Zerstörung der Bastille, die Kanonen des 10. August und den Schlag vom 13. Vendémiaire usw. der französischen Revolution Gehorsam. Das schmeckt ein wenig zu stark nach revolutionärer Deklamation, um immer völlig ehrlich zu sein, und man

[1] Hashagen a. a. O. S. 227.
[2] Hashagen, S. 252—260.
[3] Hashagen, S. 280 ff.

Digitized by Google

hat das Recht, zu fragen, ob das freiwillige Manifestationen sind oder ob nicht die Bewegung vorwiegend in den Geschäftsstuben der Beamten vorbereitet wurde. Durch die sehr in die Augen fallende und relativ erhebliche Zahl der Unterschriften unter ihren Dokumenten wollte, so ist vorauszusetzen, die französische Verwaltung, die ihre Eroberungen einrichtete, sichtbare und deutliche Beweise für die Anhänglichkeit dieser Bevölkerung an die neue Regierung schaffen. Ist es nicht pikant, zu sehen, wie die Bewohner von Bingen sich für Feinde ihrer Nachbarn auf dem rechten Rheinufer erklären, die von Zweibrücken ihre gallische Abkunft anrufen, andere gar versichern, daß der Lauf des Rheines die logische Grenze Frankreichs ist?[1] Wie dem auch sei, die annektierten Departements blieben lange genug (ungefähr 20 Jahre) französisches Territorium, daß selbst nach dem Eingeständnisse der Deutschen tiefe Spuren unserer Zivilisation da verbleiben konnten."[2]

Leider gibt Espérandieu nicht die Daten seiner Urkunden an, so ist die Kritik sehr erschwert. Ich wähle aus der Literatur das, was mir gerade zur Hand ist und gehe einzelne Orte durch:

Frankental. Espérandieu, S. 29. Alle Einwohner des Kantons Frankental bitten um brüderliche Vereinigung mit der großen Nation. Keine Opponenten. — Franz, Aus der Geschichte der Stadt Frankental (1912), S. 156. Ende Januar 1798 kommt der Kommissar nach Frankental. Die meisten Beamten und Mitglieder des Stadtrates weigern sich, den Eid zu leisten, sie werden entlassen. Pflanzung des Freiheitsbaumes. Die Abstimmung nicht erwähnt.

Zweibrücken. Espérandieu, S. 14. Die Gemeinden des Kantons Zweibrücken berufen sich auf ihre gallische Abkunft. — Molitor, Vollständige Geschichte von Zweibrücken, 1885. Entschlossener, hartnäckiger Widerstand, S. 559: „In welchem Sinne diese Umwandlungen erfolgten, geht daraus hervor, daß in dem nämlichen Monate vom Departementskommissar in Mainz ein Aufruf an die Kommissare und Munizipalitäten in jedem Kanton erlassen wurde mit dem Ansinnen: die Einwohner aufzumuntern, bei der französischen Nation um die Reunion mit der Republik „à grand cri" anzuhalten, zu welchem Ende die Stimmen der Einwohner durch deren Unterschriften gesammelt werden sollten. Allein nur ein Zehntel der Einwohner Zweibrückens war zur Unterschrift zu bewegen."

Grünstadt. Espérandieu, S. 19. 24 Gemeinden liefern 2314 Unterschriften. — Remling 2, 380. November 1797. Wegen der Unzufriedenheit gegen die Franzosen werden drei angesehene Leute, darunter der Superintendent, gefangen abgeführt.

Edenkoben. Espérandieu, S. 37. Einstimmigkeit in den 15 pfälzischen Orten, wozu Edenkoben gehört, in 11 speierischen Orten nur 212 Stimmen,

[1] Das tun die biederen Leute von Pfeddersheim, etwa aus freien Stücken?

[2] A. a. O. S. 50 f.

Digitized by Google

daher zu schließen auf antifranzösische Gesinnung vorzüglich bei den Katholiken. — Remling, S. 376—380. Oktober 1797. In Edenkoben gewaltiger Widerstand gegen die Klubisten, die die Unterschriften erreichen wollen, Schlägerei, Verhaftungen, Drohung des Generals. Die Mehrheit offenbar antifranzösisch und das im Generalquartier. Und Edenkoben war protestantisch!

Die Geschichte von Mainz, Worms, Speier, Bingen zeigt dasselbe Bild eines Widerstandes gegen die französischen Eindringlinge. Von der Pflanzung der Freiheitsbäume blieben die meisten Bewohner weg. Wer in dem 4. Bande des Buchs des Baseler Geschichtsprofessors Heinrich Boos über die rheinische Städtekultur diese Zeiten nachliest, behält durchaus den Eindruck, daß in diesen altehrwürdigen Städten eine minimale Partei für den Anschluß an Frankreich war, jetzt hob sie die Gunst der Umstände, die Anwesenheit der Armee des brutalen Augereau, dessen Kontributionen zu solcher Macht empor, daß sie für die widersinnigsten Adressen die Unterschriften erpressen konnten. Das Departement Mont-Tonnerre umfaßte 36 Kantone, von 10 bringt Espérandieu nichts bei, von 8 erwähnt er selbst erhebliche Widerstände.[1] Für Espérandieu steht es fest, daß die Abstimmung eine freie war. „Aus dem Wortlaut der Adressen folgt sicher, daß auf ihre Schreiber kein Druck ausgeübt wurde." Sein Beweis ist rührend. Der Kommissar des Kantons Wolfstein schreibt: „Die Bewohner dieser Gegenden sind sehr dumm, sie wollen nicht unterzeichnen, weil sie wissen, daß sie nicht gezwungen werden." Wenn er im Kantone nur in einigen Ortschaften Einstimmigkeit erreicht, die Mehrzahl aber sich entschlossen feindlich zeigt, so ist das eben ein Beweis für die wahre Gesinnung. Espérandieu müßte den Beweis erbringen können, daß in den andern Bezirken dieselbe Nachsicht oder — französisch ausgedrückt — Schlaffheit der Beamten und der Agitatoren vorhanden gewesen wäre als im Kanton Wolfstein. Er gibt selbst zu, daß vier andere Kantone ebenso schlechte Ergebnisse lieferten.

Levy-Schneider, der die Akten der Pariser Archive und vor allem die Präfekturberichte durchgearbeitet hat, kommt zu einem ganz anderen Ergebnis als Espérandieu. „Die Bevölkerung machte keine Opposition, aber an den Bewegungen der französischen Verwaltung schien nichts sie zu interessieren oder auch nur ihre Neu-

[1] Kirchheimbolanden, Göllheim, Lauterecken, Rockenhausen, Wolfstein, Edenkoben, Medelsheim und Pirmasens. Außerdem gab es in Winnweiler nur 341 Unterschriften, in Speier 426.

Digitized by Google

gierde zu wecken." — „Da die Eingeborenen sahen, daß die Bande, die sie an Deutschland gebunden hatten, zerrissen wurden, fühlten sie sich mehr als Deutsche denn früher."[1]

Für die französischen Sympathien führen andere die Ergebnisse der Plebiszite an, die über die Konsulatsverfassung und 1804 über den Kaisertitel stattfanden. Bei dem ersten gab es in Frankreich nach den offiziellen Mitteilungen über $3^1/_2$ Millionen Ja und 8374 Nein, aber allein im Departement Sarre sind 1624 Nein abgegeben worden.[2] Das zweite Plebiszit brachte über vierthalb Millionen Ja und dritthalbtausend Nein. Beleuchtet das den Wert der Plebiszite wie den geringen politischen Mannesmut der Franzosen deutlich, so ist es charakteristisch, sich einmal die Abstimmungen der vier neuen Departements anzusehen:[3]

	Ja	Nein	Gesamteinwohnerzahl	
Sarre	38 909	68	1808:	273 405 [4]
Mont-Tonnerre . . .	39 299	131	1806:	426 668 [5]
Roër	94 404	161	1809:	528 096 [4]
Rhin-et-Moselle . . .	36 382	88	1807:	249 884 [4]
	208 994	448		1 478 053

Das sind bei den genauen Gesamtziffern der Abstimmenden 3 572 329 Ja und 2569 Nein: für ganz Frankreich 0,0719 Prozent, für die vier Departements 0,2139 Prozent „Nein". Nimmt man von der Gesamteinwohnerzahl ein Fünftel als stimmberechtigt an, so hätten 295 611 Stimmen in den vier Departements abgegeben werden können.

Fünf südostfranzösische Departements, Heimstätten republikanischen Geistes, gaben zusammen 31 Nein ab.

Plebiszite! Ihre Natur enthüllt eine rheinische Aufzeichnung, die der Controleur de contributions Höstermann hinterlassen hat. Er berichtet von dem Herrn Maire Köller zu Adenau in der Eifel, der seinem Sekretär und Neffen sagte: „Höre, Jubb (Joseph), ob wir Ja oder Nein stimmen, ist für Napoleon gleich, er wird doch Kaiser;

[1] Les habitants de la rive gauche du Rhin et la France sous le premier Empire in der Révolution française 42, 150.

[2] Hashagen, S. 291.

[3] Hashagen a. a. O. S. 291.

[4] Die Zahlen nach Schulteis, Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz, Bd. 1.

[5] Steinmetz, Das linksseitige Rheingebiet unter der Herrschaft der Franzosen, S. 10.

Digitized by Google

aber für mich und die Gemeinde ist es nicht ratsam, uns seinen Haß zuzuziehen, wir müssen also Ja stimmen. Nun aber wozu unsern armen Einwohnern und Bauern noch die Unruhe und Kosten machen? Du hast ja die Listen aller Hausväter, so mache das für sie kurz ab und schreibe flugs in die Kolonne Ja alle ihre Namen." Er erzählt andere Beispiele und berichtet von einem Franzosen, der sein Wörtlein Ja mit den Worten einleite: „Je crains, tu crains, il craint etc."[1] Die Franzosen haben es immer verstanden, die für ein Plebiszit notwendige Mischung von Begeisterung und Furcht zu beschaffen, der biedere Maire aus der Eifel nahm die Furcht für alle auf seine Schultern. Es gibt keine bessere Kritik aller Plebiszite! Mundus vult decipi — dachte doch auch Napoleon und denkt auch Herr Espérandieu.

In Frankreich hatte die Bevölkerung sich in den Tagen der Revolution stets einer geringen Minderheit gebeugt — wie sie das heute tut —, dem Kaisertume unterwarfen sich demütiglich die größten Tyrannenfeinde und Demokraten. Ich brauche für diesen Gesinnungswandel keine Beispiele anzuführen. Und die litten doch nur unter den inneren Kämpfen, unter der tyrannischen Verwaltung im Innern. Seit 1792 waren aber die Rheinlande ein Kriegstheater. Was am hellsten aus allen unabhängigen Schriften deutscher Bewohner jener Gegenden hervorleuchtet, ist die Erbitterung über die Mißbräuche und Gewalttätigkeiten der Kommissare und Generale Frankreichs. Nach so vielen Kriegsjahren, aufgegeben vom Reiche, ohne jede Hoffnung auf Erlösung, umworben von den Agenten Rudlers, der ja ein deutscher Elsässer war, bearbeitet von den Zisrhenanen und den Klubisten, waren die Leute weich geworden — wer kann es ihnen verdenken, daß sie nun den Versuch machten, durch demütiges Entgegenkommen sich Schonung und Vertrauen zu verschaffen. Wer derartige Adressen unterschreibt, spricht nicht nach dem Innersten seines Herzens, sondern unterschreibt fremde Gedanken. Feiger als die Mehrzahl der Franzosen sind diese Bauern und Bürger des linken Rheinufers nicht gewesen. Die Blätter Papier mit den erzwungenen oder aus Berechnung geschriebenen Unterschriften beweisen gerade erst recht, Frankreich verdankte das linke Rheinufer nur der Eroberung und genauer den Siegen Napoleons in seinen italienischen Feldzügen.

[1] Göcke, Die napoleonischen Plebiszite 1802 und 1804 in den Rheinlanden. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 42, 140.

Digitized by Google

XIX.

Äußere Geschichte im Zeitalter Napoleons I. Die beiden Pariser Frieden.

Die „natürlichen" Grenzen überschritten. — Die Schuld Napoleons nach Sorel. — Kritik. — Ausdehnung an der Meeresküste. — Rheingrenze. — Ihr vorgelagerte Napoleonidenstaaten. — Der Rheinbund. — Katastrophe. — Angebot der Rheingrenze. — Napoleons Sturz. — Anschauungen der Mächte über den Frieden. — Der Friede des Großmutes. — Er wird gebrochen. — Politik der Mächte. — Bemühungen um das Elsaß. — Nationales Gefühl in Deutschland. — Preußen wider Willen am Rheine. — Der zweite Friede. — Französische Auffassungen.

Die Republik hatte im Rheine die „natürliche" Grenze Frankreichs gewonnen, sie hätte sie beibehalten; doch Napoleon ging darüber hinaus, fälschte das System und rief damit, nachdem die Könige besiegt worden waren, die Völker zum Kampfe gegen den Maßlosen auf, der einer Weltherrschaft nachjagte. Bonapartes Egoismus brachte so Frankreich um seine mühsam erworbenen natürlichen Grenzen. In diesen Worten könnte man kurz die fast allgemeine heutige Auffassung der französischen Historiker und des französischen Volkes zusammenfassen. Sorel hat sie am feinsten ziseliert uns vorgetragen.

Der Krieg hatte die Karte Europas vereinfacht, die Völker, die bis dahin zerfetzt waren, hatten sich vereinigt, sie hatten die Idee der Nationalität begriffen. Frankreich lehrte, daß es für die Völker nichts Schöneres gebe als die Unabhängigkeit, diese zu erreichen, gebe es nichts Sichereres als die Vereinigung; Frankreich lehrte, daß die Nationen Souveräne sind; der erste Gebrauch, den man davon machen müsse, sei der, sich zu befreien. Die Völker verstanden leicht diese Sprache, sie begriffen das Beispiel, das Frankreich ihnen 1792 gegeben hatte. Was sie aber nicht verstanden, war, daß dieses selbe Frankreich sie behalten und ausbeuten wollte. Sie machten, sagt Sorel, keinen Unterschied zwischen ihm und dem Manne, der es regierte, zwischen der Republik und dem Kaisertum. Sie kannten die Revolution nur als eine erobernde. In dieser Form verbreitete Frankreich bei ihnen seine Grundsätze,

Digitized by Google

und in dieser Form haßten sie es, entsprechend seinen eigenen Grundsätzen. Sie erhoben sich gegen seine Herrschaft.

Die Könige waren durch ein Volk besiegt, das anfangs mit Begeisterung für seine Unabhängigkeit, dann für seinen Ruhm kämpfte. Als die Völker Europas in den Krieg eintraten, waren die Rollen vertauscht; jetzt war Frankreich auf seine eigenen Hilfsquellen eingeschränkt. Europa wendete jetzt gegen es seine eigenen Waffen. Und in einem natürlichen Gange kamen die Völker unter die Wirkung ihrer Leidenschaften. Nachdem sie sich für die Unabhängigkeit bewaffnet hatten, blieben sie für die Rache und Eroberung bewaffnet.[1]

In diesen Gedankengängen des geistvollen Franzosen ist der Unterschied zwischen der Republik und dem Kaisertum viel zu scharf betont. Er steht da einige Male im Widerspruch mit seinen eigenen Ausführungen, die der Leser bereits kennt. Nicht für den Ruhm allein hat die siegreiche Revolution gekämpft; Sorel hat ja selbst so feinsinnig gezeigt, daß sie zu den Zielen und den Machtmitteln der alten königlichen Politik der Eroberung zurückkehrte. Sie hatte es schon getan, als sie auf Kosten der deutschen Nation sich auszudehnen suchte und wirklich ausdehnte. Selbst mit den „natürlichen" Grenzen war sie nicht zufrieden, in Rastatt — zu einer Zeit, wo Bonaparte schon in Ägypten war — hat die Republik jenseits des Rheines eine Kette von Brückenköpfen verlangt.

Auch das Urteil über die Schuld Napoleons ist ungerecht; er trug die Schuld nicht allein. Das französische Volk, das er an seiner empfindlichsten Stelle faßte, an der Eitelkeit, berauschte sich immer wieder und war stolz, wie es Frau von Remusat bezeugt: „Es ist in Frankreich schwer, dem Ruhme zu widerstehen und dies besonders, wenn der Ruhm die traurige Erniedrigung verdecken half, zu der damals jedermann sich verurteilt sah. Wenn Bonaparte in Ruhe war, so ließ er uns dies Geheimnis unserer Knechtschaft sehen; diese Knechtschaft schwand aber von uns, sobald unsere Söhne unsere Fahnen auf allen Hauptstädten Europas aufpflanzten. Es verging daher eine lange Zeit, ehe wir sahen, daß jede Eroberung der Kette, die unsere Freiheit erwürgte, einen neuen Ring hinzufügte."[2]

[1] Sorel a. a. O. 1, 5.
[2] Madame de Rémusat, Mémoires (1880) 1, 383.

Digitized by Google

Die hohen Würdenträger, die Marschälle, Senatoren, Mitglieder des Staatsrates, des Tribunates usw., die meist einst eine sehr scharfe Zunge gegen den schwachen Träger der Königskrone geführt hatten, schwiegen dem ersten Konsul und dem Kaiser gegenüber, weil sie ihre Stellung nicht verlieren wollten. Die einst so zuchtlose Presse war mundtot geworden, die napoleonische Zeit kennt keinen Märtyrer der Presse wie Deutschland seinen Palm. Wie gering ist die Zahl der Schriften, die vorahnend die Dinge, die kommen, abzuwenden raten! Auch wenn man den Rausch der Bewunderung vor dem großen Feldherrn und großen Organisator als Milderungsgrund ansieht, so ist doch die Kaiserzeit der Beweis für einen erschreckenden Mangel der Franzosen an Mannesmut und Opferwilligkeit bei ihren inneren Kämpfen. Diese Zeiten kannten keinen Fénélon. Das französische Volk jubelte bis über die Tage von Wagram hinaus. Erst dann tritt infolge der Konskription, durch die Mißerfolge in Spanien, durch die brutale Behandlung des Papstes Pius VII., durch die Wirkungen der Kontinentalsperre deutlicher hervor, was zuerst bei der Erschießung des Herzogs von Enghien gefühlt worden war, die Furcht, daß die Rücksichtslosigkeit eines Tages den Kaiser stürzen könne, ja die Hoffnung, daß seine Zwingherrschaft zusammenbreche. Zu der Bewunderung hatte sich längst die Furcht vor dem Gewaltigen gesellt, nun bemächtigte sich einiger weniger ahnungsvoller Naturen die Besorgnis für die Zukunft Frankreichs, der Nation, die jeden Einfluß auf ihr Geschick eingebüßt hatte.

Die Geschichtschreibung Frankreichs gibt heute entschlossen selbst die ruhmreichsten seiner Staatshäupter preis, wie es der Leser bei Ludwig XIV. gesehen hat, aber sie gibt — von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen — die Irrtümer, die Fehler, die Sünden des französischen Volkes nicht zu, den Mangel eines gemäßigten Widerstandes gegen die Mächtigen des Tages, die Mißachtung der Rechte und Lebensbedingungen anderer Staaten und Völker.

Bonaparte hat auf St. Helena gesagt: „Ich wollte der Welt den Frieden geben, aber sie haben mich zum Dämon des Krieges gemacht." Darin ist — wiederum im Gegensatz zu Sorels obenstehenden Ausführungen — etwas Wahres. Nach dem Frieden von Amiens wollte Napoleon eine Kolonialpolitik einleiten und den auswärtigen Handel Frankreichs wieder zur Blüte bringen. Das aber wollte England nicht dulden. Eine Macht, die so sicher

Digitized by Google

inmitten der Meere thront wie England und Japan, wird immer wieder der Versuchung erliegen, die Konkurrenz erdrosseln zu wollen. Die französische Handelsblüte konnte Napoleon nicht fahren lassen; denn seine Popularität beruhte darauf, daß er das durch die Revolution isolierte Frankreich wieder in die Weltwirtschaft einführte. Der Kontinent verzieh ihm nicht seine militärischen Erfolge, England nicht die wirtschaftlichen, die er erstrebte. Der wirtschaftliche Gedanke trieb Albion wieder zu neuem Kriege, und da es begreiflicherweise Bundesgenossen auf dem Kontinente suchte und fand, entstand die endlose Kette von kontinentalen Kriegen. Und da er den Kampf gegen England durch die Kontinentalsperre führen, der Zwingherrschaft des Meeres die Zwingherrschaft des Kontinentes entgegenstellen und an den Meeresgestaden keine zweifelhaften Bundesgenossen dulden wollte, erfolgte die französische Ausdehnung vor allem an den Meeresküsten. Darum verschwand das Königreich der Niederlande, dessen Herrscher, sein Bruder Ludwig, die Interessen seines Landes nicht gänzlich beiseite lassen wollte, darum dehnte er Frankreich in Etappen längs der Küste aus, bis es, bis Lübeck reichend, auch an der Ostsee Fuß gefaßt hatte. Es liegt da doch nicht nur Willkür und Herrschsucht vor, sondern auch ein in den Dingen liegender Zwang. Frankreich wuchs bis auf 130 Departements heran.

In den binnenländischen Teilen verfolgte er einen anderen Plan, da wandelte er die Wege Richelieus und Mazarins. Gleich ihnen respektierte er die Rheingrenze, den Talweg dieses Flusses, nicht völlig. Im Jahre 1808 mußte ihm der alte Großherzog Karl Friedrich von Baden Kehl abtreten. Auch da tritt wieder die militärische Bedeutung Straßburgs hell hervor. Ist es französisch, so hat es einen offensiven Charakter, und der ist nur halb erreicht, wenn nicht auch der jenseitige Ausgang der Brücke zu Frankreich gehört, so daß jede Stunde aus ihm die Bataillone ins deutsche Land einzurücken vermögen.

Eine weitere defensive deutsche Festung, Wesel, verwandelte er in eine französische Ausfallspforte, indem er für seinen Schwager Murat das Großherzogtum Berg errichtete, das später ein Napoleonidenkind erhielt. Des freien Austrittes aus Mainz war er versichert durch die Bildung des Großherzogtums Frankfurt. Der Fürstprimas Dalberg war an sich ein zuverlässiger Trabant des Kaisers, er gebot nun auch über nichtkatholische Landschaften, und

Digitized by Google

sein Nachfolger als Primas der deutschen Kirche sollte der Kardinal Fesch werden, der geistliche Onkel des Hauses Bonaparte. Später wurde vorgesehen, daß der Vizekönig Eugen Beauharnais als weltlicher Fürst folgen solle, im Falle des Aussterbens seiner Familie sollte das Fürstentum an Frankreich fallen.

Die Begründung des Rheinbundes und die Bildung des Königreichs Westfalen, das er seinem Bruder Jérôme gab, taten das übrige. Schon 1798 hatte Talleyrand dieses Projekt, die Erneuerung des Rheinbundes von 1658, erwogen. Napoleon täuschte sich nicht; wenn er den Fürsten, die von Österreich unabhängig waren, die Souveränität im Innern gab, wenn er ihre Territorien durch die Gebiete der Unzuverlässigen abrundete, wenn er dem Ganzen den schönen Schein eines freien Bündnisses gab, dann würden sie sich der auswärtigen und militärischen Politik des Kaisers willenlos gebunden hingeben, dann würden sie seine erblichen Präfekten sein. Das Wort Protektor klang weit harmloser als Kaiser, aber in der Verfassung des Rheinbundes und in dem Ausbau der Rheinbundstaaten lag eine viel größere tatsächliche Macht des Protektors begründet, als sie ein Kaiser sicher seit Karl V. besessen hatte. Napoleon hatte für alle seine Kriege eine neue Armee gewonnen. Am 6. August 1806 legte Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder, das alte Reich war aufgelöst.

Napoleon fügte Eroberungen zu Eroberungen, er griff immer weiter, um die Schwierigkeiten nur zu vermehren. Die Zahl seiner verborgenen Feinde nahm zu, langsam trat die Idee der Freiheit auf die Seite seiner Gegner. Dabei trübte sich ihm, der keinem Rate mehr zugänglich war, die unfehlbare Sicherheit seines Urteils. Da er bei dem ewigen Wechsel der Grenzen alle in Angst hielt, wurde schließlich auch der Sanftmütige sein Gegner. So beginnt denn sein Niedergang, der sich ebenso gigantisch vollzieht wie sein Aufstieg.

Er hätte nach der Katastrophe von Leipzig seinem Adoptivvaterlande noch die Rheingrenze retten können. Als die siegreichen Fürsten bis Frankfurt gelangt waren, da kam es zur Beratung, ob man nicht dem Besiegten einen Frieden anbieten solle. Man war bei den Verbündeten so philanthropisch, so kosmopolitisch, daß man zwischen dem Eroberer und dem geheiligten Frankreich unterschied. Metternich, dem Sohn einer breisgauischen Mutter, war es gleichgültig, daß jenseits des Rheines noch deutsches unerlöstes

Digitized by Google

Land lag; die deutschen Fürsten achteten es gering; denn nur Preußen hatte dort neben Österreich Besitzungen gehabt und besaß dort noch Anhänger. Metternich aber wollte für seinen bankrotten Staat Frieden, er hielt es für den Schluß der Weisheit, wenn Österreich mit Frankreich keine gemeinsame Grenze mehr habe, und wollte dem Schwiegersohn seines Kaisers ein mächtiges Reich erhalten. Auch der Zar, beeinflußt durch die friedensbedürftigen Generale, wollte Napoleon goldene Brücken bauen, er verschloß sich den Gründen des Freiherrn vom Stein und Pozzo di Borgos. Den preußischen König, den zaghaft, mißtrauisch in die Zukunft sehenden Fürsten, schreckten die Opfer, die der Krieg jenseits des Rheines kosten würde. Selbst die Briten waren dem Frieden geneigt. Die kriegführenden Mächte wurzelten im Osten, am Rheine hörten ihre vitalsten Interessen auf. Hardenberg wurde bei der Hauptverhandlung nicht zugezogen, der preußische Staatsmann teilte mit Wilhelm von Humboldt die Überzeugung, daß für Deutschlands Sicherheit und Würde sehr wenig geschehen sei, wenn das linke Rheinufer bei Frankreich bleibe. Dies aber war die Absicht Metternichs und der von ihm geleiteten Mächte. Man schlug Napoleon also einen Friedenskongreß vor auf Grund der „natürlichen" Grenzen, Frankreich sollte aber auf jeden Einfluß darüber hinaus verzichten; man hatte in diesen Kreisen keinerlei Sinn für die deutsche Geschichte und das deutsche Volk, man betrachtete Europa als ein Grundstück, das man beliebig teilen könne, und achtete nicht darauf, daß unter dem napoleonischen Drucke das deutsche Volk zur Selbsterkennung, zu nationalem Sinne gelangt war.

Napoleon lehnte diese außerordentlich günstigen Bedingungen ab; Franzosen haben gemeint, mit Recht, denn den Verbündeten sei es gar nicht ernst gewesen, was durchaus irrig ist. Selbst wenn man ihm weniger geboten hätte, hätte Napoleon klug getan, nachzugeben. Aber kann er es, kann er, der Emporkömmling, der Sohn seiner Verdienste, ein Regiment der Niederlagen führen? In der Frage liegt die Antwort beschlossen. Er will lieber ehrenvoll im weiteren Kampfe untergehen, als sich durch die Diplomaten ausbeuten lassen. Es war die Stimmung eines der Verzweiflung entgegengehenden Heros. Er sah nicht auf das friedesehnsüchtige Frankreich, nur auf sich. Wie machen es jetzt bei unseren Feinden viele Inhaber der politischen Macht, die niemand mit Napoleon vergleichen wird?

Digitized by Google

Der Kaiser war niedergerungen, er hatte verzichtet, die Herrscher waren siegreich in Paris eingezogen. Sie hatten sich in den vielen Konferenzen über eine Grenze nicht geeinigt; wohl war es allen klar, daß der nördliche Teil des linken Rheinufers nicht bei Frankreich bleiben dürfe. Eine Zeitlang hatte das Elsaß in den Verhandlungen eine Rolle gespielt.[1] Der entscheidende Fehler war schon durch das Frankfurter Manifest vom 4. Dezember gemacht worden, worin, um die Franzosen zu gewinnen, Frankreich „eine Ausdehnung seines Gebietes" verheißen worden war, „wie es sie niemals unter seinen Königen gehabt habe". Doch kam die Rücknahme des Elsasses dennoch in Frage, weil Rußland seine Blicke auf Teile Galiziens richtete und für die dann notwendigen Verschiebungen Gebiete auf dem linken Rheinufer herangezogen werden mußten. Dem Lieblingswunsch der Engländer hatte selbst Hardenberg bald zugestimmt, in einem um Belgien vergrößerten Königreiche der Niederlande eine haltbare Barriere zu schaffen. Als über Galizien eine Einigung erreicht war, verlor der Gedanke an das Elsaß seine werbende Kraft, da ja der fast nur an preußische Interessen denkende Hardenberg sich durchaus nicht scharf für die patriotischen Wünsche einsetzte, die Arndt soeben durch seine unvergeßliche Schrift: „Der Rhein Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze", vertreten hatte.

In Paris lenkte die Dinge der Zar Alexander, der Talleyrand Gehör lieh. Er hatte die Tage seiner Großmut, hatte sich für die Heimkehr der Bourbonen entschieden; um den Thron Ludwigs XVIII. und durch diesen den europäischen Frieden zu sichern, sollte Frankreich geschont werden. Weil der Bourbone zugleich den Kabinetten notwendig erschien und ohnmächtig war, rettete er Frankreich all die Eroberungen Ludwigs XIV. Als durch den Waffenstillstand vom 23. April die schleunige Räumung des französischen Gebietes durch die verbündeten Heere verbrieft worden war, hatte man eigentlich die Grenzen des königlichen Frankreichs schon eingeräumt.

Metternich folgte den Großmutsgedanken des Zaren gleich Lord Castlereagh, dem an den Interessen Süddeutschlands nichts lag. Hardenberg hatte aber eine heilige Scheu davor, daß schwarzweiße Grenzpfähle neben die französischen kämen, selbst am unteren

[1] Vgl. neben anderen Werken Brendel, Die Pläne einer Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens in den Jahren 1814 und 1815, in den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothr., Heft 47 (1914).

Digitized by Google

Rheine wünschte er einen Pufferstaat; Humboldt billigte die elsaß-lothringischen Forderungen, er rettete Kaiserslautern und verhinderte wenigstens das übelste.

Bei den entscheidenden Diplomaten spielte die nationale Frage keine Rolle, nur der Freiherr vom Stein, der grundsätzlich für die Vogesengrenze eintrat, forderte Straßburg und Landau. Ganz anders sah es bei denen aus, die von militärischen Gesichtspunkten aus urteilen konnten oder aus der heimischen Geschichte wußten, was die Rheingrenze für sie bedeutete, bei den Militärs und den süddeutschen Fürsten.

Gneisenau hatte während des Krieges nicht bei den Fürsten und Staatsmännern wirken können, jetzt führte er einen erfolglosen Feldzug im Wortkampfe. Er war für eine dauernde Schwächung Frankreichs. Er zeigte, daß vom Elsaß aus sich stets die deutsche Festungslinie in ihrem linken Flügel werde umgehen lassen; wenn er einen Tausch des Elsasses gegen Südbelgien vorschlug, so war das ein totgeborenes Kind; denn nie hätte England dem zugestimmt. Der einflußreiche Knesebeck wollte wenigstens Straßburg gewinnen.

Der König von Württemberg machte sich Hoffnungen auf seine alten Besitzungen in Mömpelgard; aber er ging weiter: „Auf dem Boden Frankreichs muß man eine sichernde Grenzwehr aufrichten gegen Frankreich selbst." Diese werde nicht durch einen Strom gebildet, sondern durch einen mit aller Kunst befestigten Gebirgswall. Doch er wandte sich an Rußland, und dessen Herrscher hatte keinen Sinn für diese Frage. Auch Bayern wünschte die Abtrennung des Elsasses, eine Denkschrift des Generalstabshauptmanns Baur betonte die Offensivkraft des elsässischen Rheines in französischen Händen. Zwischen den süddeutschen Höfen war aber eine Einigung nicht zu erzielen, denn sie suchten sich gegenseitig Gebiete abzujagen; Bayern wurde später durch die Rheinpfalz befriedigt.

Am 30. Mai 1814 wurde der Friede mit Frankreich geschlossen, den man als den Frieden der Großmut bezeichnen möchte. Tiefbetrübt schrieb Gneisenau an Reimer: „So wurde der französischen Nation das Deutschland stets bedrohende Elsaß gelassen und alle die Festungen, die in unbewachter Zeit von Ludwig XIV. auf deutsches Gebiet gebaut wurden, sind nicht zurückgefordert. Ein durch seine Zerrissenheit und Spaltungen ohnedies auf eine nur schwache Verteidigung beschränktes Reich wie das deutsche muß

Digitized by Google

demnach seinen Erbfeind im Besitz aller der Mittel lassen, die zu dem Zweck vorbereitet sind, um unsere Unterjochung systematisch durchzuführen. Das ist ein sehr unweiser Gebrauch der Gaben des Glücks."[1]

Der Friede beließ Frankreich nicht nur die Grenzen von 1792, sondern darüber hinaus eine Reihe von Abrundungen in einem Umfange von 150 Quadratmeilen mit 450 000 Einwohnern. Die Festung Saarlouis, fast der ganze Kohlenbezirk von Saarbrücken (mit dieser Stadt und St. Johann) wurde bei Frankreich belassen. In der heutigen Rheinpfalz verblieb Landau bei ihm und wurde durch ein geschlossenes Gebiet mit dem Elsaß verbunden. England, Rußland und Österreich hatten für die deutschen Interessen nichts übrig gehabt. Preußen hatte zu sehr preußisch gedacht und die Süddeutschen waren zerspalten; so war ein Friede zustande gekommen, der den französischen Druck nicht von Süddeutschland nahm.

Der Friede der Großmut wurde bald gebrochen. Napoleon kehrte von Elba heim, die französische Nation jauchzte ihm zu; er wurde bei Belle-Alliance geschlagen, Blücher und die Preußen retteten dabei die Engländer, deren Reihen übrigens auch zur Hälfte aus Deutschen bestanden, und zum zweiten Male zogen die Verbündeten in Paris ein.

Sie wiederholten die Fehler von 1813/14. Auch diesmal legten sie die Kriegsziele voreilig fest, indem der Wiener Kongreß die Ächtung gegen Napoleon aussprach und erklärte, er wolle dem Könige Ludwig XVIII. und der französischen Nation zu Hilfe kommen. Die Lage wurde aber dadurch völlig verschoben, daß das französische Volk die Sache der Bourbonen verließ, gegen den Kaiser nicht offen aufzutreten wagte, dem fast das ganze Heer zufiel. Mit den Mitteln der französischen Nation führte Napoleon seinen letzten Krieg durch. Es war daher ein schwerer Fehler Hardenbergs gewesen, daß er in Wien zu dieser Proklamation seine Zustimmung gab und sich viel zu früh band.

Der Zar war in seine mystischen Tage eingetreten, als er nun zum zweiten Male nach Paris kam; daneben beherrschten ihn aber auch seine orientalischen Pläne, um diese durchführen zu können, war ihm ein starkes Frankreich erwünscht. So stellten sich leise die

[1] Pertz-Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau, 4, 279.

Digitized by Google

ersten Keime eines russisch-französischen Bündnisses ein. Abermals erschien Alexander der Bourbone notwendig zur Lösung der Dinge, und schließlich hat das Blut seiner Könige, das das französische Volk doch eben vergossen hatte, ihm die Grenzen des königlichen Frankreichs gerettet. So vertrat denn der russische Minister Capodistria ruhig den überlegitimistischen Standpunkt: man lebe gar nicht mit Frankreich im Kriege, sei vielmehr ein Bundesgenosse des Königs, den englische Intrige sofort wieder ins Land gerufen hatte. Man dürfe nur nach Mitteln suchen, um die Ruhe Europas vor französischen neuen Versuchen zu sichern; Gebietsabtretungen kämen nicht in Frage. Logisch schloß die Denkschrift, eigentlich sei ein neuer Friedensschluß nicht nötig, sondern nur Abmachungen mit dem Könige von Frankreich.

Diese Denkschrift hat Wilhelm von Humboldt meisterhaft zerfasert und widerlegt.[1] „Was sich in den drei Monaten seiner Usurpation abspielte, war nicht allein das Werk der Gewalt. Man kann nicht einmal sagen, daß er viele Gewalttaten ausgeübt hat. Er setzte den Verbündeten nicht einen Haufen von Parteigängern entgegen, sondern eine Armee von fast 200 000 Mann, die er aus fast ganz Frankreich zusammenbrachte." — „Da die Nation sich in eine völlig feindliche Haltung gegen die verbündeten Mächte gesetzt hat, kann man sie nicht plötzlich als befreundet ansehen." — „Die Sicherheit Europas muß die Basis des Friedens werden, die Verbündeten haben ein unbestreitbares Recht, alles von Frankreich und seiner Regierung zu verlangen, was sie für diese Sicherheit für notwendig ansehen." Man wolle nicht aus dem Unglücke Frankreichs Nutzen ziehen. „Eine andere Verteilung der Kräfte ... ist das einzige Mittel, Europa vor neuen Gefahren wahrhaft zu beschützen ... man muß den an Frankreich stoßenden Mächten eine gesicherte Grenze verschaffen, indem man ihnen zu ihrer Verteidigung die festen Plätze gibt, deren sich Frankreich, seitdem es sie besitzt, als Angriffspforten bedient hat." Er verlangte besseren Schutz in Belgien und am Oberrhein. „Deutschland ist ein wesentlich friedlicher Staat. Die Ruhe Europas kann daher bei dieser Grenzverschiebung nur gewinnen. Die Höfe Deutschlands müssen ein besonderes Interesse der Aufgabe widmen, wenigstens einen Teil dessen zurückzugewinnen, was man ihnen durch Unrecht entrissen hat."

[1] Vgl. Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Bd. 12, S. 3—15.

Digitized by Google

Die englische Meinung war zwiespältig, die Vertreter in Paris, Lord Castlereagh und Wellington, der der künstlichen Unterscheidung zwischen Napoleon und dem französischen Volke die Tat durch die Rückführung des Königs hatte folgen lassen, waren der Auffassung Capodistrias geneigt, nicht aber die öffentliche Meinung und der Prinzregent, die den gefährlichen Staat dauernd geschwächt sehen wollten. Die ersteren setzten ihre Meinung durch. Der Dank Englands an Deutschland, dessen Truppen Wellington den Sieg verschafft hatten, bestand darin, daß es die deutschen Interessen beiseite schob. Die Keime der Entente cordiale treten uns hier entgegen. Auch auf Österreich war nicht zu rechnen; Metternich begnügte sich in seinen Forderungen mit einigen festen Plätzen für Belgien, mit Landau für Deutschland und der Schleifung von Straßburg, er zog also annähernd die Linie, die zur Wirklichkeit wurde. Im übrigen sah er ebenfalls in dem legitimen Könige den Bundesgenossen von morgen.

Bei solchen Gesinnungen der drei Mächte konnten die deutschen Höfe nicht aufkommen. Es ist von ihnen energisch gearbeitet worden. Hardenberg vertrat die deutschen und preußischen Interessen weit schärfer als im Jahre vorher. Ein Volk, sagte er, das wie das französische stets seine natürlichen Grenzen überschreite, sei offensiv und ewig bedrohlich für seine Nachbarn. Der Freiherr vom Stein suchte den Zaren zu gewinnen, wenigstens so weit erfolgreich, daß der Zar nicht mehr jede Abtretung ablehnte. Gneisenau setzte seine ganze Kraft ein, er wollte das Elsaß Bayern überlassen, das dafür die alten brandenburgischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth an Preußen abgeben müsse. Blücher und er redeten einmal sehr zum Mißvergnügen des Königs im Namen der Armee. Die Militärs waren gegenüber den Diplomaten im Recht, als Gneisenau sagte, es sei ganz einerlei, ob man Frankreich nur das linke Rheinufer und Belgien oder auch noch andere Provinzen abnehme, denn Frankreich würde auf jeden Fall suchen, sie wieder zu gewinnen. Selbst Knesebeck vertrat eine energische Politik.

Eine eigenartige Stellung nahm der Erzherzog Karl ein. Er hätte für sich wohl eine habsburgische Sekundogenitur im Elsaß gewünscht, aber schon seine persönliche Stellung zu Metternich machte das unmöglich. Bayern, noch von Montgelas geleitet, auf Preußen und Österreich eifersüchtig, wollte Frankreich nicht wehe tun. Der Kronprinz von Bayern wünschte hingegen nichts

Digitized by Google

sehnlicher, als daß die Stätte seiner Geburt, Straßburg, und das Elsaß wieder deutsch würden. Er schwang sich als einziger deutscher Prinz schon 1814 zu dem Gedanken auf, Bayern müsse auf eine selbständige auswärtige Politik verzichten.[1] Entschieden war der König von Württemberg, ihm leuchtete auch die Hoffnung auf die Wiedergewinnung von Mömpelgard, und das um so mehr, da ihm aus dem Ländchen eine Bitte um Wiedervereinigung mit dem alten Herrn zukam, die über 500 Unterschriften trug.[2] „Auf keinem Punkt der Grenzen Frankreichs von den Alpen bis zur Nordsee sind die Bollwerke der angrenzenden Staaten durch die Natur deutlicher abgezeichnet, wie durch die Vogesen für die süddeutschen Staaten," war des Königs Meinung. Das Elsaß solle einem süddeutschen Staate angegliedert werden.

Baden war durch die Erbfolgefrage, durch die Gegensätze zu seinen beiden östlichen Nachbarn so sehr im Gedränge, daß es keinen Mut fand, sich zu rühren, wenn man innerlich auch für die Reannexion eintrat. Wie hätte das auch anders in einem Lande sein können, das seit langem gelernt hatte, was es heißt, für eine so unruhige Nation das Glacis zu sein. Bei Friedrich von Gagern, dem Vertreter der Niederlande, trat die Wärme seines deutschen Gefühles zu den geschichtlichen Kenntnissen und den Erfahrungen des Militärs. Er hatte schon früher geschrieben: „Ein Fluß ist eine hübsche Grenze für Knaben, wenn sie Geographie lernen. Für Männer und Soldaten nicht, zu keiner Zeit, am wenigsten nach unserer Kriegsmanier." Der hannöversche Minister Graf Münster vertrat ebenfalls die Rückgabe des Elsasses, wich aber dem englischen Einflusse.

Hardenberg hatte Schritt für Schritt nachgegeben, auch Freiherr vom Stein wich auf halbe Linie zurück, so kam denn schließlich die englisch-österreichische Lösung zuwege. Abzuwenden war sie nicht, auch wenn Hardenberg bessere Fühlung mit den Süddeutschen gehalten hätte. Auch dieser Krieg bestätigte die alte Erfahrung: für die übrigen Mächte waren die deutschen Streitkräfte im Kampfe unentbehrlich, kam es aber zu den Friedensberatungen, so wurden Deutschland und seine Bedürfnisse vernachlässigt. Die große Sünde der deutschen Geschichte, der Zwiespalt zwischen seinen Fürsten, war noch nicht getilgt. Als die Bedingungen des zweiten Pariser

[1] Döberl in den Historisch-politischen Blättern 157, 578.
[2] Brendel a. a. O. S. 132.

Digitized by Google

Friedens vom 20. November 1815 bekannt wurden, der im allgemeinen die Grenzen von 1790 wiederherstellte und dazu Saarlouis an Preußen, Landau und das Gebiet nördlich der Lauter zur Übergabe an Bayern an Österreich überwies, Philippeville und Marienbourg an die Niederlande gab, war das deutsche Volk tief enttäuscht. Wäre die öffentliche Meinung damals besser organisiert gewesen, so wäre das noch stärker zum Ausdruck gekommen, aber damals gab es noch keine Leitartikel, noch keine großen Tageszeitungen, noch keine Volksversammlungen und auch keine politischen Vereine.

Der Druck Napoleons hatte aber doch endlich ein nationales Gefühl geweckt, das in den Befreiungskriegen eine der wirksamsten Kräfte geworden war. Die deutsche Kleinstaaterei, die Zugehörigkeit jedes einzelnen zu einem doppelten Vaterlande, dem großen deutschen und zu seinem engeren Staate, bedingten, daß das nationale Gefühl durch innere Hemmungen beeinträchtigt wurde. Der Gedanke an die Interessen der engeren Heimat lähmte die Kraft des allgemein vaterländischen. Wer zuerst deutsch dachte, wer über die Bedingungen der Zukunft nachgrübelte, mußte sein Augenmerk dem kräftigsten, dem am besten militärisch ausgebildeten Teilstaate, Preußen, zuwenden. So sind die beiden hervorragendsten Publizisten jener Tage, Ernst Moritz Arndt und Joseph Görres, beide Nichtpreußen, wie das ja auch der Freiherr vom Stein und Hardenberg, Blücher und Gneisenau waren, dazu geführt worden, auf diesen Staat ihre Hoffnung zu bauen. Einer der größten Irrtümer französischer Historiker ist es, zu übersehen, daß nicht die altpreußischen Kreise so sehr nach dem Westen drängten, als vielmehr diejenigen, welche man als Wahlpreußen bezeichnen muß.

Bei ihnen war auch der nationale Gedanke am stärksten vertreten, bei ihnen entstand das Lied mit der Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und die Antwort: „Soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Bei ihnen findet sich auch die erste öffentliche Forderung, daß nicht der Rhein die Grenze Deutschlands bleiben dürfe, daß vielmehr Elsaß und Lothringen der alten Mutter zurückgegeben werden müssen. Die Schrift von Ernst Moritz Arndt: „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze“, gehört zu den wenigen politischen Schriften, die schon durch den Titel wirkten.[1] Man kann an ihr heute sehr viel

[1] Erschienen etwa Mitte November 1813.

Digitized by Google

aussetzen: die mangelhafte historische Begründung und die phantastische Lösung, aus dem Elsasse und anderen Gebieten einen neuen Ritterordenstaat zu machen, jene Zeit fand auch an dem ungewohnten Tone zu tadeln, aber es war die erste mit voller Seele, mit der einfachen Kunst warmer Begeisterung geschriebene deutsche politische Schrift, die sich von der schwerfälligen Gelehrsamkeit und der diplomatisch vorsichtigen Zurückhaltung älterer Schriften freihielt, ein Denkstein war es in der Geschichte der deutschen Flugschriftenliteratur. Ein Denkstein in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens war der „Deutsche Merkur" von Görres. Zwar bewegte diesen am stärksten der Haß wider den Tyrannen, dem er einst Auge in Auge gegenübergestanden, als ihm das kosmopolitische Ideal seiner Jugendzeit zusammenbrach, daneben die treue Sorge um die allgemeinen deutschen Fragen, zwar beherrschte ihn ein Optimismus, der segensvoll war, weil er die Schwachherzigen hob, doch auch schädlich, da er den Schwierigkeiten nicht immer auf den Grund ging, doch stärker trat allmählich auch das Gefühl für die Notwendigkeit hervor, dem deutschen Vaterlande, das Görres sich als Einheitsstaat dachte, auch das Elsaß und Lothringen mit Metz zurückzugewinnen.

Den beiden großen prophetischen Naturen traten andere, zahmere und unbedeutendere, zur Seite. Für die immerhin noch sehr zaghafte und schwache öffentliche Meinung jener Tage ist die elsaß-lothringische Frage keineswegs eine Kleinigkeit gewesen. Die übrigen Sorgen, die das Vermächtnis der traurigen Geschichte Deutschlands seit dem Erlöschen des Einheitsstaates jedem auflegte, traten begreiflicherweise noch stärker hervor, aber jetzt hatte sich doch das nationale Gewissen auch vor dem Auslande geregt, zumal dem Volke gegenüber, das die Schwäche unserer staatlichen Verfassung jederzeit rücksichtslos ausgenutzt hatte und das selbst den eben bewilligten Frieden der Großmut wieder gebrochen hatte. Ein Volk war erwacht, das sich alles hatte bieten lassen, das geführt worden war von einem Fürstenstande, dessen Glieder seit Jahrhunderten immer über die Grenze zu schauen gewöhnt waren, um dort für ihre eigennützigen Absichten Stützen zu finden. Ein Volk erwacht selten auf einmal, wie es in Frankreich geschehen war, beim deutschen waren vor allem infolge der Zerteilung in Einzelstaaten so viele Hemmungen vorhanden, daß das Erwachen langsam erfolgte und daher die Grenzfragen auch nicht mit der Kraft hervor-

Digitized by Google

traten, wie es später der Fall war. Die Sorge um die eigene Landschaft war noch zu groß, um leidenschaftlich an die Befreiung der entfremdeten Gebiete zu denken. Das deutsche Volk hatte seine kosmopolitische Tendenz seit langem ins Kraut schießen lassen. „Wir waren nichtig geworden, weil wir unsere Sprache verachtet hatten; diese Sprache war nichtig geworden, weil wir aufgehört hatten ein Volk zu sein. Das ist ein Zirkel, der sich nirgends öffnet, so sehr ist Sprache und Volk innerlich Eins.“[1]

Der Friede von 1815 gab Deutschland eine etwas bessere Sicherung, als es sie bis dahin seit 1681 gehabt hatte; denn Landau hörte nun auf, einen Brückenschlag über den hier leichter zu bewältigenden, weil schmaleren Rheinlauf zu verbürgen, und mit Saarlouis gewann es eine, wenn auch schwache Deckung gegenüber einem Heere, das etwa aus dem weit stärkeren Metz hervorbrechen würde, es schützte auch einigermaßen die Flanke von Luxemburg, das ja eine deutsche Bundesfestung wurde. Die Naht, welche hier an die niederländisch-englische Barriere anschloß, bedurfte besonderer Sorgfalt.

Es war ein Glück, daß die an Frankreich anstoßenden linksrheinischen Gebiete an die beiden nächststärksten Staaten des Deutschen Bundes kamen, nachdem Österreich sich selbst von der Wacht am Rheine ausgeschlossen hatte. Aber Preußen hat sich nicht zu dieser Aufgabe gedrängt. Im Gegenteil. Der preußische Vorschlag auf dem Wiener Kongresse ging dahin, auf das linke Rheinufer den König von Sachsen zu verpflanzen, der bis zuletzt in Treue zu Napoleon gehalten hatte. Doch diesen Gedanken Hardenbergs, die Kleinen zwischen die Großen zu schieben, lehnten Castlereagh und Metternich ab, und kein anderer als der Vertreter Frankreichs, Talleyrand, bemühte sich, Preußen das verschmähte linke Rheinufer aufzudrängen und ihm da mit Güte und Gewalt einen nicht begehrten Anteil an den rheinischen Landen zu verschaffen. Thiers hat diese Politik bitter verurteilt; nach ihm hätte der König von Sachsen am Rheine einen besseren Ersatz für die rheinischen geistlichen Kurfürsten geboten, die so sanfte und so bequeme Nachbarn Frankreichs gewesen seien. „Preußen,“ sagt Koser, „bezog die Wacht am Rhein im Vorgefühl harter Kämpfe, schweren Herzens, aber seiner neuen Pflicht bewußt ... Daß kein

[1] Arndt, Über den Gebrauch einer fremden Sprache (1813), S. 77.

Digitized by Google

intermediäres Stoßkissen zwischen Frankreich und Rheinpreußen sich schob, wurde als schwere Schädigung beklagt."[1] Frankreich war die Ausdehnung auf deutschem Boden deshalb geglückt, weil es vor sich die am meisten zersplitterten Landschaften hatte, deren Truppen völlig ungenügend waren, ja die nicht einmal die wichtigsten Festungen mit ihren eigenen Kräften hatten behaupten können. Diesen Unfug hatte Frankreich durch seine Eroberungen, Napoleon durch sein Rheinbundsystem und Talleyrand durch sein letztes Auftreten in inneren deutschen Fragen beseitigt. Jetzt standen militärisch leistungsfähige Mächte an der Grenze, nur Baden spielte weiter die alte Rolle eines kaum behüteten Staates, weil die drei Großmächte in Paris abermals den Rhein der natürlichen Vogesengrenze vorgezogen hatten. Frankreich behielt nach dem Willen der drei Großmächte seine Offensivstellung gegenüber Deutschland.

Erscheint uns der zweite Friede von Paris als eine Ungerechtigkeit der Großmächte gegenüber Deutschland, haben wir das Gefühl, daß England am Vorabend von Waterloo hätte wollen müssen, wie Preußen wollte, nachher aber Deutschland vergaß, weil es in der Stunde der Not nicht gebunden worden war, so hat die französische Auffassung sich bald wieder dem alten Gedanken zugewendet, Frankreich habe höhere Rechte als Deutschland; wo einmal, wenn auch nur zwei Jahrzehnte, ein französischer Präfekt gewaltet habe, liege das Recht der Franzosen in der Erde verankert. So auch heute. Selbst ein Gelehrter von dem Range Vidal de la Blaches schreibt: „Der Vertrag von 1814 hatte den Charakter eines Kompromisses, der vom 20. November 1815 war eine Verstümmelung."[2] Verstümmelung? Wenn irgend etwas eine Desannexion war, so war es damals der Fall. Babelon findet noch schärfere Ausdrücke. „Der Vertrag, die diplomatische Weihe der Lüge und des Mißbrauches der Gewalt, dieser Vertrag, den man Frankreich auferlegte, das niemals aufgehört hat, gegen ihn zu protestieren, schuf in Europa das Mißbehagen, aus dem der Krieg von 1870 hervorgegangen ist." Er wagt den Satz niederzuschreiben: „In militärischer Hinsicht blieb das französische Gebiet von jetzt an offen, ohne irgendeine Verteidigung (sans défense d'aucune sorte), mehr den Einfällen und Gewalttaten ausgesetzt

[1] Koser, Die Rheinlande und die preußische Politik. Westdeutsche Zeitschrift, 11, 202.

[2] A. a. O. S. 221.

Digitized by Google

als zu irgendeiner Zeit seiner Geschichte."[1] Dabei verlor Frankreich tatsächlich nur zwei dem doppelten Festungsgürtel vorgelagerte Offensivfestungen im deutschen Volksgebiete. Für Henri Stein ist der Vertrag die nationale Erniedrigung.[2] Weill ist klug genug, sich auszuschweigen.[3] Driault schreibt: „Die Verträge von 1815 sind das Unglück, das große Unglück unserer Geschichte, weil es im Keime alle andern in sich schließt, die uns seit 100 Jahren betroffen haben, weil es begann, uns vom Rheine zu entfernen, weil es uns nach dreihundert Jahren langsamen Vorrückens gegen unsere natürliche und nötige Grenze das erste Zurückweichen brachte."[4] — „Die Grenze von Waterloo kann nicht mit der des alten Königreiches verglichen werden, diese war ebenso stark und sicher wie jene zerbrechlich und furchterregend für die Sicherheit Frankreichs, Belgiens (!), Englands (!), das Gleichgewicht Europas."[5]

Das sind hohle Deklamationen. Tatsächlich behauptete Frankreich seine Offensivstellung und bedrohte auch weiterhin Deutschland. Kein Dorf mit einer französischen Bevölkerung war von Frankreich abgetrennt worden, und ihm verblieb ein Landgebiet, das ebenso groß war, als es je ein französischer König besessen hatte.

[1] A. a. O. S. 2, 426.
[2] A. a. O. S. 69.
[3] A. a. O. S. 60.
[4] Pas de Paix durable, S. 11.
[5] La République et le Rhin, S. 134.

Digitized by Google

XX.

Innere Geschichte der Rheinlande und Elsaß-Lothringens im Zeitalter Napoleons I.

Rheinlande: Grundzüge der staatlichen Verwaltung. — Wirtschaftsleben. — Schulwesen. — Kirchliche Verwaltung. — Geistesleben. — Gesamtbild. — Erinnerung und ihr Erlöschen. — Barrès' Meinung. — Elsaß: Der große Bruch in seiner Geschichte. — Verwaltung. — Handel. — Gesamtbild. — Die Bergwerke des Saargebietes. — Die Elsässer lehnen die Angliederung ab. — Gründe und Bedingungen. — Ist dadurch ein Recht geschaffen?

Die französischen Historiker tun sich nicht wenig darauf zugute, daß dem linken Rheinufer die französische Verwaltung viel Segensvolles gebracht habe, daß den Franzosen dort Anhänglichkeit bewahrt wurde, und daraus leiten die Politiker dann ein Anrecht auf das gesamte linke Rheinufer ab und die Hoffnung, daß diese Gesinnung doch im Kerne der Bevölkerung noch nicht untergegangen sei.

Darum ist es nötig, hier die Geschichte der Verwaltung kurz zu streifen.[1] Als die Franzosen nach den ersten fast nur zerstörenden Zeiten des republikanischen Provisoriums bald die wohldurchdachte napoleonische Staatsorganisation einführten, hatten sie eine dankbare Aufgabe. Sie mußten eine wilde Wirrnis von alten Territorien, Rechten, Organisationen usw. beseitigen, die in der grauen Vergangenheit ihre Wurzeln hatten, bisher geduldig ertragen worden waren, nun aber jedermann haltlos erschienen. Sie vernichteten die Rechte der Privilegierten; so gründlich wurde die Macht des Adels, der übrigens schon vorher in starkem numerischem und wirtschaftlichem Niedergange war, von Hüningen bis Cleve beseitigt, daß ihm auch die späteren preußischen Versuche eine führende Stellung nicht mehr wiederverschaffen konnten. Die Franzosen führten die Gleichheit aller ein, die Gleichheit vor dem

[1] Vgl. vor allem Hashagen, Die Rheinlande beim Abschlusse der französischen Fremdherrschaft, in dem von Hansen herausgegebenen Sammelwerk: Die Rheinprovinz 1815 bis 1915 (Bonn 1917), 1, 1—56. Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Schreibmüller, Bayern und die Pfalz 1816—1916, 1916.

Digitized by Google

Gesetze, vor dem Gerichte wie gegenüber der Steuer. Der Staat trat mit allen seinen Untertanen in direkte Verbindung, die patrimonialen Gewalten verschwanden. Der ganze Privilegienbau der Stifter und Klöster wurde beseitigt, leider auch manches kunstreiche Gebäude überflüssigerweise niedergelegt.

An Stelle der alten schwerfälligen aristokratischen Verwaltungsbehörden trat die konkurrenzlose, nach unten hin allmächtige Gewalt des Präfekten. Wurde er gut ausgewählt, war es ein arbeitslustiger, starker, gewinnender Mann — und solche waren mehrere unter ihnen, vor allem Lezay-Marnésia, der seine Studien in Göttingen gemacht, als Dreißigjähriger Schillers „Don Carlos" übersetzt hatte und die deutsche Sprache völlig beherrschte —, so schaffte er viel Gutes und gewann dem Staate viele Freunde. Während die Präfekten allesamt Franzosen waren, wurden für das Amt des durchaus abhängigen Gehilfen, zu Unterpräfekten, auch Deutsche bestellt. Beratende Kollegien sprachen die Wünsche des Volkes aus. Die Gemeindeverfassung unter einem Gegenbilde des Präfekten, unter dem Maire, faßte Stadt und Land zusammen und blieb dauernd volkstümlich. Auch ihre Träger wirkten für den Staat in politischem Sinne, so bedenklich manche Personen und manche ihrer Mittel waren.

Der Wirrwarr im Gerichtswesen mit der Kreuzung der Behörden und der Geltung unendlich vieler Gesetze hätte auch ein minder gutes Gerichtswesen annehmbar gemacht. Die napoleonischen Gesetzbücher, die klare, von der Verwaltung völlig getrennte Rechtspflege, das Notariat, die Friedensrichter waren aber an sich große Fortschritte, an die das Volk sein Herz hängte. So beliebt die Schwurgerichte waren, so mißtrauisch stand man den späteren napoleonischen Sondergerichten gegenüber.

Minder günstig beurteilte man im Steuerwesen die Salz-, Tabak-, die unsinnige Tür- und Fenstersteuer, die Frankreich noch lange beibehielt; aber die Veranlagung der direkten Steuer auf Grund von Kataster und Grundsteuerrollen war eine Erlösung. An eine Einkommensteuer dachten die Franzosen nicht, wie sie ihnen noch so lange, lange widerwärtig blieb.

Die Heereslasten waren schwer, jetzt gab es wirkliche Aushebungen! Je länger die Kriegsperiode dauerte, um so mehr stieg die Zahl der Refraktäre, und für sie mußten die Angehörigen schwere Strafen tragen. Das entfremdete viele dem Kaiser.

Digitized by Google

Die Sozialpolitik ging von dem Gedanken der Gleichheit aus, die doch nicht ganz aufrechterhalten werden konnte; denn der Übergang zum Fabrikbetriebe schuf von selbst Plutokraten. Diese aber ertrug man noch geduldig, der Rheinländer hat vor dem unternehmenden, arbeitsamen Manne immer Achtung gehabt.

Überblickt man das Wirtschaftsleben, so stehen auch da die Vorzüge den Nachteilen weit voran. Doch muß man auch da wieder sehr verschiedenartige Ursachen aussondern. Zunächst war die Wirtschaft an sich im Aufsteigen, als die Franzosen ins Land kamen, und durch die französische Besetzung wurde verhindert, daß englische Erfindungen im Lande eingeführt wurden. Die französische Herrschaft brachte in das zerfetzte Land den Segen der Einheitlichkeit. Ein großzügiger Straßenbau, wie er dem Geiste Napoleons entsprach, der natürlich die strategischen Interessen in erster Linie berücksichtigte, war vorher völlig undenkbar. Die Erinnerung an die französischen Straßenbauten ist am linken Rheinufer und darüber hinaus im Gedächtnis geblieben. Einheit von Maß und Münze, Einheit des Bergrechtes u. a., welche Vorteile! Dann aber kam wesentlich ungünstig wirkend der Umstand zur Geltung, daß nach Auflösung des alten bunten Zollsystems der Rhein zur Zollgrenze gemacht wurde, wozu sich eine so bedeutende Verkehrsstraße am allerwenigsten eignet. Diese Wirkung wurde noch dadurch erhöht, daß, wenn das Land selbst auch im Frieden lag, es sich doch in einem zunehmend schweren Wirtschaftskriege befand, der dauernd die alten Märkte, Einkaufs- und Absatzgebiete beeinflußte, zum Teil völlig verschloß oder nur durch Schmuggel, ohne den die napoleonische Periode nicht vorstellbar ist, erreichbar machte. Die Kontinentalsperre zwang zu einer Förderung aller Ersatzkulturen, unterband aber die Getreideausfuhr nach England.

Die Agrarpolitik hinterließ auf dem linken Rheinufer tiefe Spuren. Seit jener Zeit verstärkte sich der zum Teil schon vorher vorhandene Charakter der Besitzverhältnisse erheblich: Geringe Zahl der Domänen und der in Selbstbewirtschaftung stehenden Großwirtschaften. Die Mobilisierung des Grundbesitzes nahm zu, die Freivererbbarkeit und Freiteilbarkeit, die Napoleon in den Code civil eingeführt hatte, schädigte den Bestand geschlossener Hofgüter und leitete bereits zu Zwergwirtschaften hinüber, die aber bei der Steigerung der Intensität der Bodenbebauung erträglich blieben. In übler Erinnerung steht der Forstraubbau der ersten Jahre.

Digitized by Google

In der Verkehrspolitik wurden die alten Zölle durch ein einheitliches Oktroi zugunsten des Strombaus ersetzt, das war immerhin eine Befreiung. Belassen aber wurden die Stapelgerechtigkeiten von Mainz und Köln. Der Bau von Kanälen wurde erörtert, aber nicht durchgeführt.

Für den Handel kamen schwere Zeiten; denn Napoleon führte nicht allein einen Wirtschaftskrieg gegen England, sondern er begünstigte auch durchaus den Körper seines Staates gegenüber den Alliierten, die außerordentlich litten, namentlich das am Fernhandel seit langem sehr rege beteiligte bergische Land. Dies führte zu einem starken Aufblühen der linksrheinischen Industrie (Textil- und Metallindustrie), zu einer so schweren Krisis der bergischen, daß schließlich die Remscheider Fabrikanten 1811 darum baten, daß das ja einem Napoleoniden gehörige Großherzogtum Berg mit Frankreich „reuniert" werde, und daß, als das abgelehnt wurde, einige Fabrikanten auf das linke Rheinufer übersiedelten, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe.[1] Daß im Bergischen den Franzosen der Fluch des Volkes folgte, ist so begreiflich.

Im Schulwesen hat die französische Politik Schiffbruch gelitten. Niemals ist die Schulverwaltung wieder so brutal zentralisiert worden, als Napoleon es getan hat, niemals gab es wieder ein so unduldsames Staatsmonopol. Die Mittelschulen (mit zwei Lyzeen, in Mainz und in Bonn, sollten die vier Departements auskommen) waren Dressuranstalten, Internate durchaus militärischen Gepräges. Die uniformierten Schüler treiben militärische Spiele, militärisch sind die Strafen und die Belohnungen, der Unterricht soll vorwiegend Fachkenntnisse beibringen, der fertige Schüler wird von oben her für eine Laufbahn bestimmt. Daneben duldete Napoleon für den Klerus kleine und große Seminarien. Die alten rheinischen Universitäten (fünf auf dem linken Rheinufer) mit ihrer universalen Vertretung von Unterricht und Pflege der Wissenschaft starben an Auszehrung, der Kaiser liebte Fachschulen: in Koblenz entstand eine Rechtsschule, in Mainz eine Medizinschule, Straßburg erhielt wenigstens eine Häufung von Spezialschulen, aber ihrem Verbande blieb die Selbstverwaltung versagt. Das Volksschulwesen wurde den Gemeinden zugewiesen, eine Schulpflicht gab es nicht, der Schulunterricht stand auf tiefer Stufe, so daß sich viele Privat-

[1] Hashagen a. a. O. S. 38.

Digitized by Google

schulen, namentlich unter geistlicher Leitung, halten konnten. Das Ziel aller Schulen war nicht die freie Entwicklung der Kräfte des Schülers, sondern die Aufprägung einer bestimmten Form, nicht Idealismus herrschte in ihnen, sondern der Militarismus, und gespart wurde überall. Diesem System hat niemand eine Träne nachgeweint.

Auf dem kirchlichen Gebiete hielt Napoleon an dem von der Revolution verkündeten, aber nicht durchgeführten Prinzipe der Kultusfreiheit fest, das verschaffte ihm die Sympathien der Juden und eines großen Teiles der Protestanten. Für die Katholiken war er der Befreier aus einer schweren Leidenszeit, er brachte ja das Konkordat (1801) zuwege, und wenn manche auch an den „Organischen Artikeln" (1802) und an der Verpflichtung auf die „Gallikanische Deklaration" Anstoß nahmen, so setzte er sie doch durch. Napoleon sah in der Kirche eine geistliche Gendarmerie, und die Bischöfe der den Departements entsprechenden Bistümer von Mainz, Aachen (für zwei Departements) und Trier, die dem Erzbischof von Mecheln unterstanden, wurden von ihm aus der Reihe der Franzosen ernannt, der letzte Aachener Bischof, Le Camus, gegen den Willen des Papstes eingesetzt. Ihre Hirtenbriefe verherrlichten den Kaiser und forderten getreuen Gehorsam gegen alle unbeliebten Verfügungen.

Diesen detachierten Hofbischöfen mußten die Pfarrer folgen, es gab nach dem Konkordate nur wenige nichtabsetzbare Pfarrer, „curés", die meisten waren absetzbare „desservants" (im Bistum Aachen 753). Schlug damals dieses System zugunsten des Staates aus, so erwuchs daraus später eine sehr starke Gewalt der Bischöfe über ihren Klerus. Die Säkularisation wurde durchgeführt, aber der Kirche und ihren Anstalten doch das notwendigste, die Möglichkeit des Bestehens, gewährt. Die geringen Bezüge der Kleriker hielten die fern, die nichts anderes in der Kirche erstrebt hatten als eine fette Pfründe. Die spätere Entwicklung der Beziehungen des Kaisers zum Papste (1809 Gefangensetzung, 1811 Nationalkonzil) führte eine Ernüchterung herbei. Man sah, daß man einer approbierten Hofkirche angehöre, und im Mainzer Bischofe Colmar regte sich der Geist der Unabhängigkeit. Auch in das innere religiöse Leben griff die Polizei vielfach ein.

Die protestantische Kirchenorganisation war weit mehr vom staatlichen Einflusse frei. Auch die Juden hatten Grund zufrieden zu sein.

Digitized by Google

Im Geistesleben treten die mehr oder weniger geschmacklosen Ovationen gegenüber dem Kaiser stark hervor, er war ja eine Persönlichkeit, deren Zauber noch lange nicht nur bei seinen alternden Kriegern weiterlebte. Aber es zeigen sich doch auch starke Widerstände. Als die sinnlose Zerstörung und Verstreuung der rheinischen Kunstwerke und Handschriften begann, da sammelte Görres diese, eine Reihe von Bürgern jene, und daraus erwuchs ihnen allen wieder die Liebe zu der einstigen Mutter, und die neuheraufziehende Richtung der Literatur, die Romantik, brachte zwar auch Chateaubriand zu Einfluß, doch ungleich stärker die deutschen Romantiker. Görres, die einzige rheinische Persönlichkeit von literarisch großer Bedeutung, wurde auf diesem Wege dem Deutschtume zugeführt. Da erstand wieder das Bild der großen Zeiten der Vergangenheit, während die Franzosen aus dem Kölner Dome ein Magazin gemacht hatten und erwogen — ihn auf Abbruch zu verkaufen!

In der öffentlichen Meinung überwiegt die Anerkennung der günstigen Folgen der französischen Herrschaft. Hasbagen sagt: „Die Rheinländer wissen und erkennen dankbar an, daß die Franzosen ihnen neue politische Werte gebracht haben: das Leben in einem Weltstaate, die gewaltige politische Horizonterweiterung, die dadurch bedingt ist, das Staatsbewußtsein als Frucht des französischen Verwaltungsrechtes, eine Art von Anteil auch am Leben des Gesamtstaates durch eine nie völlig abgeschaffte Volksvertretung, als Krone von allem die Idee des allgemeinen Staatsbürgertums und trotzdem doch auch die Förderung eines gewissen rheinischen Gemeinbewußtseins; denn die vier rheinischen Departements werden in einer Art von Sonderstellung gegenüber den neuen belgischen und innerfranzösischen fast stets geachtet."[1] Schließlich aber erdrückte die Zensur fast alle nicht von den Behörden kommende Tagesliteratur, damals noch ein starkes Mittel.

Dieser Geistesrichtung gegenüber fehlt es nicht an Spuren des Widerstandes, selbst auf direkt politischem Gebiete. „Über die Mächte, die vornehmlich die öffentliche Meinung beherrschen, über das Franzosentum und das Weltbürgertum in napoleonischer Form hinweg erheben sich schließlich sogar die ersten Anfänge einer nationaldeutschen Bewegung. Auch in diesem Zusammenhang arbeiten die

[1] Hasbagen bei Hansen a. a. O. S. 54.

Digitized by Google

erwähnten Romantiker mit rühmlichem Eifer. Ihre Begeisterung für deutsches Kulturgut wendet sich allmählich auch politisch dem alten deutschen Vaterlande wieder zu."[1]

Das Gesamturteil wird von einem Franzosen so zusammengefaßt: „Auf dem linken Rheinufer," sagt Levy-Schneider, „kamen zu Napoleon von den Vornehmen und den Dienern der abgesetzten Fürsten nur die, welche ihrem persönlichen Ehrgeize nachgaben oder ihren Einfluß in dem Lande aufrechterhalten wollten, das sie einst verwaltet hatten, und dabei hielten sie im Gedanken an einen Umschlag des Glückes ihre Verbindungen mit Deutschland aufrecht ... Und von den Bürgern, die sich an Frankreich angeschlossen hatten, zeigten die einen äußerste Ängstlichkeit bei jeder Manifestation des öffentlichen Lebens, die andern verfolgten nur das Wachstum ihrer Handelsangelegenheiten."[2]

„In der hohen Gesellschaft wie in der Masse, in den Städten wie auf dem Lande," schreibt derselbe, „fand die Angleichung an Frankreich wenig Sympathien. Die Leute des Donnersbergs und der benachbarten Departements zeigten sich gelehrig, unterwürfig, nichts mehr. Im allgemeinen nicht unzufrieden, denn ihre materielle Lage war nicht schlecht, bewiesen sie doch dem neuen Regimente keine Anhänglichkeit. Sie waren der Tatsache nach nicht mehr Deutsche, sie waren aber nicht mit ihrem Herzen Franzosen geworden."[3]

Die Dankbarkeit gegenüber den Errungenschaften, welche im Gefolge der geläuterten Gedanken der Revolutionszeit das französische Regiment den rheinischen Landen gebracht hatte, haftete vor allem an dem Namen des Kaisers, der gerade ihnen eine lebhafte Fürsorge zuwandte. Besonders kam das Aachen, der Stadt Karls des Großen, zugute, der Stadt des Kaisers, mit dem sich zu vergleichen Napoleon oft Gelegenheit nahm. Was er auf seiner Siegerlaufbahn geschaffen hatte, war die Vollendung der altfranzösischen Karlsidee. Abgesandte von Aachen wurden zur Kaiserkrönung wie zur Taufe des Königs von Rom befohlen.[4]

Das damalige Geschlecht unterschied nicht, was von den Vorteilen aus der Zugehörigkeit zu einem großen Reiche sich von selbst

[1] Ebenda S. 55.
[2] Levy-Schneider a. a. O. S. 165 f.
[3] A. a. O. S. 235.
[4] Vgl. Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft, S. 191 ff.

Digitized by Google

ergab und was daran spezifisch französisch war, und die nächste Generation verglich die neuen preußischen, hessischen und bayerischen Einrichtungen, Beamten und Zustände mit den französischen und hatte da viel auszusetzen, um so mehr, als Preußen keine Volksvertretung erhielt und in konfessionellen Dingen nicht immer den besten Pfaden folgte. So blieb die Erinnerung an die Franzosen zunächst lebhaft, am stärksten ist sie verkörpert in Heinrich Heine, einem Angehörigen des Volkes, das am meisten der Revolution zu Danke verpflichtet war. Aber seine Äußerungen erregten schon den lebhaftesten Widerspruch. Mit jedem Jahre verblichen die Erinnerungen mehr. Vor allem aber ist es charakteristisch, daß die Abwanderung nach 1814 nur die französischen Familien betraf, die das Geschick in die Lande geführt hatte. Mir ist kein deutscher Rheinländer von irgendwelcher Bedeutung bekannt, der sein Geschick an Frankreich geknüpft hätte außer dem Herzog von Dalberg, der auch bei den Franzosen nicht in Ansehen stand und steht. Es gab keine Emigration.

Die Ereignisse von 1848/49, dann vor allem die Kriege von 1866 und 1870/71 verlöschten die letzten Funken von Anhänglichkeit. Es ist eine großartige Naivität, wenn noch heute Franzosen voraussetzen, daß die Rheinländer sich wieder leicht in eine französische Fremdherrschaft einleben würden. Sie beugten sich als Leute, deren Geburt in eine Zeit der Vielherrschaft und eines schwachen nationalen Gefühles gefallen war, das heutige Geschlecht lebt in einem großen Staatswesen und hochgeachtet in seinem Volke, in dem es auf manchen Gebieten die Führung hat. Was könnte Frankreich ihm bieten: nichts, was es wünschte, nur Dinge, die es ablehnen würde. Es sind reine Äußerlichkeiten, die an Zeiten der französischen Herrschaft gemahnen: die Leute nennen sich wohl noch Jean, Louis und Jacques, es leben noch einige Fremdworte! Das ist alles; denn die Gedanken der Gleichheit, der demokratischen Lebensauffassung sind heute auch in deutschen Landschaften verbreitet, die nie französischen Einfluß verspürt haben.

Es ist denn doch ein sonderbarer Traum, wenn der so schnell zu Reisen entschlossene Maurice Barrès, das Haupt der französischen Patriotenliga und auch Mitglied der Académie française, schreibt: „Doch unsere Kinder werden auf dem linken Rheinufer leicht beliebt werden. Unsere Väter waren dort hochgeschätzt. Wenn diese schönen Landschaften der preußischen Brutalität ent-

Digitized by Google

zogen sind, so werden sie unter französischer Disziplin ausgezeichnete Elemente, ernsthafte, geduldige, loyale liefern, die sich leicht in unsere Nation eingliedern werden. Ich rechne zu den schönsten Tagen meines Lebens die, welche ich auf der Wanderung von Metz nach Koblenz auf dem Zweirad, auf dem Schiffe und zu Fuß zugebracht habe inmitten dieser Forste, dieser romantischen Berge, dieser kleinen Dörfer, die voll von Erinnerungen der Revolution und des ersten Kaiserreiches sind. Ich war nicht in Deutschland, sondern in Landen, welche ein einziger Strahl der französischen Sonne emporheben würde."[1] Ich empfehle Herrn Barrès, sich nach dem Kriege einmal in Trier nach diesem Sonnenstrahle Frankreichs zu erkundigen.

Betrachten wir noch kurz die Umgestaltung des Lebens im Elsaß. Die meisten Züge, die wir kennen lernten, begegnen uns auch hier, nur war alles mehr vorbereitet und wirkte länger.[2] Die Revolution hatte alles Alte, Bodenständige beseitigt und alle auf deutsche Überlieferungen zurückgehende Organisationen waren vernichtet worden. Wie überall in Frankreich, hört mit dem 18. Brumaire die Provinzialgeschichte auf, das Land bestand nun aus zwei für sich gestellte Departements, aus so kleinen Einheiten, daß sie einzeln kein Leben gewinnen konnten. Frankreich hat durch seine Einteilung und seine Präfekten die natürlichen Provinzen aufgelöst und daraus von der Zentrale durchaus abhängige Verwaltungsbezirke gemacht. Der „Regionalismus" fand erst später in Frankreich Anklang, hat sich aber bis heute nicht durchsetzen können. Der zweite Grundunterschied gegen die früheren Zeiten war das Aufhören jedweder autonomen Tätigkeit. Gerade der Stolz der Elsässer war es bisher gewesen, sich in der Gemeindeverwaltung zu betätigen; jetzt kam die Zeit der Notabeln, der von der Regierung ausgewählten Beiräte.

„Dieser größte Bruch, den das Elsaß seit den Zeiten der Völkerwanderung erlebt hat, bedeutete zugleich das Ende seiner bisherigen Sonderstellung, seine organische Einverleibung in das im

[1] Préface zu Coubé, Alsace, Lorraine et France rhénane, S. XI.

[2] Vgl. vor allem Darmstädter, Die Verwaltung des Unter-Elsaß (Bas-Rhin) unter Napoleon I. (1799—1814), Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F., Bd. 18 und 19. Brendel a. a. O. Lambla, Das Unterelsaß in den Jahren 1814—1818 (Straßb. Dissert., 1913). Chuquet, L'Alsace en 1814 (1900). Anrich a. a. O.

Digitized by Google

Werden begriffene neue französische Staatswesen."[1] An der Spitze der Verwaltung standen auch hier meist tüchtige Präfekten, Franzosen; die einzigen Elsässer, die im Bas-Rhin dieses Amt bekleideten, waren César West (1850—1855) und Valentin (1870 während der letzten Tage der Belagerung), im Haut-Rhin West (1848 bis 1850) und der Graf Eckbrecht-Dürkheim (1850—1853), sonst lauter Franzosen. Dafür lieferte das deutsche Elsaß, dem eine gute soldatische Vergangenheit zustatten kam, drei aus niederen oder mittleren Ständen stammende vortreffliche Generale, Kleber, den Sohn eines einfachen Maurers aus Straßburg, den Generalleutnant Rapp aus Kolmar, den Sohn eines Türhüters, den Marschall Kellermann aus einer Straßburger Kaufmannsfamilie. Deren Aufsteigen, ihr Ruhm war der französischen Sache ein Gewinn; denn jedes Land will Leute haben, auf die seine Bewohner stolz sein können. Aber auch jeder Soldat Napoleons warb für das große Vaterland, für das er gekämpft hatte. Von andern bürgerlichen Elsässern stieg hoch Theobald Bacher, der als Diplomat wichtige Dienste leistete. Reubells ist hier schon gedacht worden, er war Mitglied des Direktoriums geworden, weigerte sich, dem Sieger des Brumaire zu folgen, und starb arm und vergessen 1810. Rudler trat noch in der Julirevolution als ein Verfechter des konstitutionellen Königtums hervor, unter Napoleon hatte der fähige und treffliche Mann Präfekturen im Westen Frankreichs verwaltet.

Die Landwirte und Arbeiter waren mit dem napoleonischen Regimente zufrieden, im Klerus regte sich sofort nach der Einsetzung der Bourbonen die Feindschaft gegen die Priester, die einst den Verfassungseid geleistet hatten.

Eine wesentliche Verschiebung des Grundbesitzes hatte die Revolution gebracht. Die Katholiken hatten sich an der Veräußerung der Kirchengüter durch Ankauf nicht beteiligt, so kam es, daß die Protestanten erheblichen Grundbesitz erwarben. Die politische Lage führte auch im Elsasse zu einer starken Industrialisierung. Fabriken namentlich der Textilgewerbe erstanden hier in schneller Folge, und es begann der Wohlstand jener Familien, die dort auch noch heute die wirtschaftliche Herrschaft in Händen haben. Das strenge Prohibitivsystem zwang alle Fabrikanten, sich auf den Markt in Frankreich einzurichten.

[1] Anrich a. a. O. S. 14.

Digitized by Google

Der Handel erreichte eine hohe Blüte. Das zeigte sich vor allem in Straßburg. In der Revolutionszeit hatte der Straßburger Handel schwere Verluste erlitten. Als das Zollgesetz vom 15. März 1791 die Zollinien auf den Rhein vorschob, wurde die Stadt, die bis dahin der Mittelpunkt der oberrheinischen Ebene gewesen war, eine Grenzstadt. Sie verlor damit die Möglichkeit, der kommerzielle Mittelpunkt der Rheinebene zu sein, aber sie gewann die Aussicht, ein wichtiger Import- und Exportplatz für Frankreich zu werden. Dafür wurden die Bedingungen durch den Krieg mit England und die Kontinentalsperre außerordentlich günstig. Der Straßburger Handel hatte seit dem Mittelalter nie so glänzende Tage gesehen. Dem französischen Ein- und Ausfuhrhandel waren die Seewege gesperrt, er mußte sich dem Landwege zuwenden. Die Ausfuhr Frankreichs ging zu einem Drittel über diese Stadt; aber auch die Einfuhr namentlich aus der Levante (vor allem von Baumwolle) bevorzugte diese Pforte. Man meinte, „das goldene Zeitalter sei in die Wälle der alten Reichsstadt wieder eingekehrt".

Indessen schon die letzten Jahre Napoleons brachten einen Rückschlag, verstärkt durch die finanzielle Krisis Frankreichs; die Waren nahmen dazu andere Wege: „Das Gedeihen des Straßburger Handels war zwar eine Wirkung der Politik des Kaisers, beruhte aber nur auf vorübergehenden und ganz anormalen Bedingungen ... Die Blüte Straßburgs ist keine gewollte Folge handelsfreundlicher Maßregeln, sondern die unbeabsichtigte Nebenwirkung einer Politik, die ein ganz anderes Ziel verfolgte."[1] Die Straßburger Kaufleute aber waren des Glaubens, daß dieser Rückschlag die Ausnahme sein werde, während er die Rückkehr zu dauernden Zuständen bedeutete. Die Stadt war nicht mehr die wirtschaftliche Kapitale des Oberrheins, sondern in diesem Gebiete ein Grenzplatz.

„Die Verlegung der Zollinie an den Rhein," sagt Darmstädter, „die Herstellung besserer Verkehrsverbindungen mit dem Innern Frankreichs und die Unterbrechung des Verkehrs mit dem rechten Rheinufer haben die wirtschaftliche Angliederung des Elsaß an Frankreich bewirkt. Die Verschmelzung des Elsaß mit dem französischen Staatswesen und die Eingliederung der elsässischen

[1] Darmstädter a. a. O. S. 668.

Digitized by Google

Volkswirtschaft in die französische sind nun wieder Vorbedingungen für die innigere Verbindung der elsässischen Gesellschaft mit der französischen geworden. Namentlich die oberen sozialen Schichten, die Notabeln, sind durch die Erziehung in den französischen höheren Schulen, durch den gesellschaftlichen Verkehr mit der französischen Beamtenschaft und den Offizieren, durch die Mitwirkung in der französischen Verwaltung und durch den wirtschaftlichen Verkehr mit dem Inneren Frankreichs mehr und mehr Franzosen geworden. Aber auch die Staatsform, auch das napoleonische Kaiserreich, hat im Elsaß die Zuneigung der Bevölkerung gewonnen. Gewiß litten die Elsässer auch unter der Konskription und beklagten sich auch wohl über den Steuerdruck, aber man war im Elsaß, wo ein lebhafter Soldatengeist allezeit lebendig war, auch nicht unempfindlich gegen den Glanz der kaiserlichen Waffen und freute sich über die Triumphe der Großen Armee, an deren Ruhm so viele Elsässer Anteil genommen hatten. Auch die Unterdrückung der Freiheit, der Druck der Polizei, der Verlust der politischen Rechte wurde im Elsaß weniger als anderwärts empfunden, einmal weil wirklich vortreffliche Männer das Land verwalteten, und dann, weil der Masse der Elsässer, die mehr als andere unter der Revolution gelitten hatten, weniger an der Freiheit als an der materiellen Wohlfahrt gelegen war. Und gerade in der Förderung der materiellen Wohlfahrt hat die napoleonische Verwaltung Bedeutendes geleistet; günstige Umstände kamen hinzu, um die Maßregeln der Verwaltung zu verstärken. So ist dem Elsässer die napoleonische Regierung als eine Zeit gewaltigen militärischen Ruhms, trefflicher Verwaltung und großer materieller Wohlfahrt in der Erinnerung geblieben."[1]

Auch die ähnliche Entwicklung Lothringens zu besprechen, würde zu weit führen. Nur auf den Kohlenbezirk von Saarbrücken ist kurz einzugehen.[2] Im Gegensatz zu anderen Teilen Deutschlands hatten die Landesherren (die Fürsten von Nassau-Saarbrücken voran) kraft ihres Regalitätsrechtes sich selbst die Steinkohle, unter

[1] A. a. O. S. 671.

[2] Vgl. Haßlacher, Geschichtliche Entwicklung des Steinkohlenbergbaus im Saargebiete, 1904. — F. Engerand, L'Allemagne et le fer. Les frontières lorraines et la force allemande. 1916. Paris, Perrin. Hinter diesem auf archivalischem Materiale beruhenden Buche steht weit zurück: Chenet, Le sol et les populations de la Lorraine et des Ardennes. 1916. Paris, Champion. Vgl. auch Vidal de la Blache a. a. O.

Digitized by Google

Ausschließung der allgemeinen Bergbaufreiheit, vorbehalten und auch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts tatsächlich deren Gewinnung in eigene Hand genommen, wobei schon vor 1780 als erste in Deutschland eine Bergwerksdampfmaschine in Verwendung kam. 1767 fand auch schon ein regelmäßiger Eisenhochofenbetrieb statt, als erster auf dem Kontinente. Der französischen Regierung war also ein fetter Bissen durch die Revolutionskriege zugefallen. Die französische Verwaltung hat sich der neuen Aufgabe mit Eifer unterzogen, sie errichtete in Geislauteren eine Berg- und Hüttenschule, schuf eine übrigens in deutscher Sprache abgefaßte Knappschaftsordnung, und es galten nun die französischen Berggesetze. Eine Zeitlang war der Betrieb verpachtet, 1808 wurden die Bergwerke in Regie genommen; aber es wurde dann bei der Regierung alles für den Verkauf der Grubenfelder vorbereitet. Der russische Krieg machte dem Plane ein Ende. Der Vertrieb der steigenden Produktion dehnte sich vor allem nach Lothringen aus, wofür ja Wasserstraßen zur Verfügung standen, doch war das nur die Verstärkung älterer Ausfuhr.

Erst der zweite Pariser Friede brachte diese Gebiete an Preußen, Koburg und Bayern, so daß bei Frankreich kein in Betrieb befindliches Bergwerk verblieb. Diese Abtretung war von den eifrigen Bemühungen der Landesbewohner begleitet, vor allem hatte Heinrich Böcking (geboren zu Trarbach) allen seinen Eifer daran gesetzt, um die Rückgabe der Gebiete an Deutschland zu erreichen. Dieser ausgezeichnete Mann überreichte dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg eine vortreffliche Denkschrift und trat vor die drei in Paris vereinigten Monarchen. Dieses Beispiel zeigt, wie geistesstarke Rheinländer über die Zugehörigkeit ihrer Heimat zu Frankreich dachten. Die Ausfuhr der Kohle nach französischen Gebieten stieg in der preußischen Zeit beständig, erst nach 1850 gelang es, in Lothringen durch das Deckgebirge Schächte zu treiben und Kohle zu fördern.

Wir werden es nach diesem Überblicke begreiflich finden, daß die Elsässer und die Lothringer nicht, wie es einer von ihnen in einer für Erzherzog Karl werbenden Denkschrift behauptete, an eine Abtrennung von Frankreich dachten.[1] Das mögen einzelne getan haben, nicht die Masse. All das Leid der Revolutionszeit war ver-

[1] Über die politische Stimmung im Elsaß vgl. Brendel a. a. O.

Digitized by Google

gessen, aber es lebte das Prinzip der Gleichheit in fast allen Seelen und es wirkte der Ruhm Frankreichs und die Zugehörigkeit zu einem großen Staatswesen. Was konnte Deutschland bieten? Nicht den Anschluß an einen Großstaat, da sich Österreich versagte und Preußen nicht in Frage kam, höchstens den Anschluß an Baden oder Württemberg oder Bayern, an einen Rheinbundstaat, an einen der alten Vasallen Napoleons, oder die Teilung unter mehrere Herren. Wenn man in Frankreich die Prinzipien der Freiheit gesichert glaubte, so fürchtete man in den deutschen Staaten die offensichtlich sich erhaltende Macht des Adels, die Restauration des Alten, die ja die Charte der Bourbonen selbst bei diesen Trägern der Krone verhinderte. Dazu kam das gekränkte Gefühl, als deutsche Truppen ins Land kamen, während die eigenen Söhne für Frankreich kämpften. Wie es so üblich ist zwischen Nachbarstämmen, richtete sich diese Abneigung vor allem gegen die Badener.

In Deutschland waren viele über diese unerwartete Haltung der Elsässer verwundert. Begreiflich. Aber tiefer Sehende, wie Görres, Arndt und Jakob Grimm, rieten zur Vorsicht und entschuldigten die Elsässer.

Alle Rechtstitel, welche bis dahin Frankreich erworben hatte, waren schlecht; diese Haltung von 1814 und 1815 ist der erste, der sich hören läßt. Aber auch sie ist kein zureichender Grund. Gewiß, die Leute hatten sich der französischen Staatsnation ergeben auf der Grundlage des Vorbehaltes ihrer eigenen Kultur. Diese Voraussetzung mußte gehalten werden, aber ward es nicht. Verständigere Franzosen haben auf andere Rechtstitel verzichtet. Schon im Jahre 1870 haben Fustel de Coulanges[1] und Renan auf diese freiwillige Ergebung der deutschen Bewohner Elsaß-Lothringens an die französische Nation ihren Protest begründet, und in der jetzigen Krisis betont es, ohne dabei die anderen französischen „Gründe" aufzugeben, zum Beispiel Joseph Reinach, der in der freien Hingabe der Elsässer und Lothringer, die er in viel frühere Zeiten setzt, das entscheidende Recht erkennt.[2] Das ist die Lehre von dem Recht jedes Menschen auf freie Wahl der Nation, welcher er sich anschließen will. Sie beruht auf einer streng individualistischen

[1] L'Alsace est-elle Allemande ou Française. Paris, Dentu 1870, S. 10. „La patrie, c'est ce qu'on aime."

[2] L'Alsace-Lorraine devant l'histoire, 1916.

Digitized by Google

Auffassung und ist in dem Optionsrechte für den einzelnen im Frankfurter Frieden auch zur Anwendung gekommen.

Ganz anders steht es mit dem Rechte der Nation. Das sind Lebensgemeinschaften, in die die Geburt einen versetzt. Eine Nation muß die verachten, die sich von ihr wegbegeben, wenn sie ihnen eine würdige Lebensstellung verbürgen kann. Das kann Deutschland erst seit dem Jahre 1871, erst seit der Begründung des Deutschen Reiches. Treibt nicht Italien eine Nationalitätspolitik? Haben die Südtiroler, die Leute in Görz und Triest je zu einem italienischen Staate gehört — wenn man die paar Jahre des napoleonischen Zeitalters abrechnet? Hat Italien eine wirtschaftliche oder militärische Notwendigkeit zum Erwerbe jener Gebiete anzuführen? Will denn dort die Mehrheit zu Italien hinübertreten? Hat denn Österreich seinen Italienern das Leben innerhalb der italienischen Kultur unmöglich gemacht? Ja oder Nein! Wird die Antwort überall Nein lauten, so müssen die gegen uns Verbündeten auch anerkennen, daß bei uns die Fragen mit Ja beantwortet werden müssen. Das deutsche Volk hat das Recht auf seine deutschen Brüder in Elsaß und Lothringen. Die Haltung der Generation von 1814/15 bindet die heutige Generation nicht mehr und band nicht die von 1871. Sie hat kein ewiges Recht geschaffen.

Digitized by Google

XXI.

Frankreichs Rheingelüste von 1815 bis 1870.

Das legitime Königtum: Der „große Plan“ Polignacs. — Das Julikönigtum: Belgien. — Die Rheinlinie im syrischen Streite. — Das zweite Kaiserreich: Nationalitätsidee. — Entschädigungen am Rhein. — Luxemburg. — Belgien. — Das französische Volk und die deutsche Frage. — Die hohenzollernsche Thronkandidatur. — Erfolg und Niederlage Gramonts. — Der Krieg.

Hat nun Frankreich den mehr als großmütigen zweiten Pariser Frieden innerlich anerkannt? Gewiß waren weite Kreise froh, nun aus den Abenteuern, die man erlebt hatte, zur Ruhe zurückgekehrt zu sein, aber es gab Feuerköpfe, die den Verlust des größten Teiles des linken Rheinufers nicht verschmerzen konnten und die deutschen Grenzlinien durchaus für leicht verschiebbar hielten. Der Dichter Chateaubriand, ein gefährlicher Politiker, hat schon 1823 auf dem Kongreß von Verona den Versuch gemacht, den Zaren für die Rheingrenze zu gewinnen, indem er ihm Konstantinopel verhieß. Während des Russisch-Türkischen Krieges 1828 richtete er im gleichen Sinne eine Denkschrift an die Regierung, der General Richemont tat das gleiche: „Was der Bosporus für Rußland ist, das ist der Rhein für Frankreich.“ Da nahm einer der am stärksten von der Phantasie beherrschten Franzosen, jener Minister, der das Unglück für das Königtum in Frankreich wurde, Fürst Jules Polignac, den Gedanken auf und bildete sich seinen „großen Plan“, der die Billigung des Königs Karl X. fand.

Die Türkei war von den Russen besiegt worden, also ließ sich die Beute teilen. Die rumänischen Fürstentümer und ein Drittel Kleinasiens sollten Rußland zufallen, Österreich den Norden der Balkanhalbinsel erhalten, Konstantinopel mit den Meeresküsten ein griechisches Reich bilden unter dem Zepter des Königs der Niederlande. England sollte die holländischen Kolonien erhalten, Holland selbst aber an Preußen fallen. Dieses hätte dafür das linke Rheinufer fast völlig an den König von Sachsen geben müssen, in diesem Fürsten glaubte man einen zuverlässigen Herrn dorthin zu verpflanzen, andere Stücke des linken Rheinufers sollten an Bayern

Digitized by Google

fallen. So kam denn für Frankreich dabei die Erwerbung von Seeland, Nordbrabant, Belgien, Luxemburg, Saarbrücken, Saarlouis und Landau heraus! Der Plan sollte direkt oder indirekt den französischen Machtbereich wieder bis zur ganzen Rheinlinie vorschieben.[1]

Der Herzog von Angoulême hätte statt Belgien lieber die Rheinprovinz genommen, aber er ließ sich beruhigen. So wanderte der Vorschlag also nach St. Petersburg. Da jedoch inzwischen der Friede von Adrianopel abgeschlossen worden war, versank der Plan, bald darauf das Ministerium Polignac und mit ihm das bourbonische legitime Königtum. Dieses sollte nicht wieder erstehen; jener Plan aber erhielt bald eine Fortsetzung!

Die Julirevolution sprang nach Belgien hinüber. Dieses zu erwerben war wohl der Wunsch des Bürgerkönigs Louis Philipp von Orleans; schließlich mußte sich die französische Politik aber mit dem mühseligen Ergebnis langer Verhandlungen zufrieden geben. Das neuentstandene Königreich Belgien wurde zwar neutralisiert, aber es ließ sich hoffen, früher oder später den kleinen Nachbarn unter Bevormundung zu bringen. Erst seit wenigen Wochen wissen wir, daß der englischste aller englischen Minister, Lord Palmerston, damals dem preußischen Vertreter vorgeschlagen hat, daß Belgien in den Deutschen Bund eintrete, daß aber von preußischer Seite der Vorschlag erfolgte, Belgien durch eine Garantie der fünf Mächte zu sichern.[2] Im stillen sind die Absichten, Belgien an Frankreich anzugliedern, nie ganz verschwunden, sie wurden auch von vornherein von einigen belgischen Führern geteilt.

Die französischen Rheingelüste flammten 1840 mächtig auf. Aus dem fernen Syrien schien der Brand nach Europa hinüberzuschlagen. Sollte Frankreich den Vizekönig von Ägypten, der so sehr die Franzosen begünstigt hatte, in seinen Schwierigkeiten gegenüber dem Sultan stecken lassen? Das wollte Thiers in seinem reizbaren Gefühle für die Größe Frankreichs nicht, aber dann mußte er mit der Gegnerschaft der drei Ostmächte und Englands rechnen. Als die vier Mächte sich ohne Frankreich einigten, brach dort ein Sturm der Entrüstung aus, der Groll von Thiers galt England,

[1] Vgl. Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815, 3, 189 ff., und Schiemann, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I., 2, 383 f., die in der Beurteilung des Planes etwas voneinander abweichen.

[2] Hampe, Das belgische Bollwerk (1918), S. 40.

Digitized by Google

der König zürnte den beiden deutschen Großmächten, wo er doch Preußen zum allergrößten Danke verpflichtet war, das Volk aber lenkte, da ein Krieg mit England unausführbar schien, zu der Forderung hinüber, das gedemütigte Frankreich müsse durch die Rheingrenze entschädigt werden. Preußen und Österreich waren durchaus nicht die Führer der Gegnerschaft gegen Frankreich, aber da ein Krieg gegen Rußland oder England bei der Seegewalt Englands aussichtslos erschien, erwachte die alte kontinentale Eroberungslust und der alte Gedanke der Propaganda revolutionärer Ideen in den weitesten Kreisen Frankreichs. Man müsse die Verträge von 1815 zerreißen. Edgar Quinet machte sich zum Wortführer dieser leidenschaftlichen Agitation. Hatten 1813/15 Süd- und Westdeutschland sich zurückgehalten, so kam hier das Nationalgefühl jetzt zur vollen Auswirkung. Die Sympathien für die einstigen Gönner und Herren waren weggeblasen, die rheinbündlerischen Höfe waren jetzt ebenso empört wie das Volk. Aus Bonn stammte der Dichter des Rheinliedes: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", und auf der Bühne des Kölner Stadttheaters wurde es zuerst gesungen. Der Dichter der „Wacht am Rhein" war ein Württemberger. Damals schrieb Moltke in Abwehr einer Angriffsabsicht die Worte nieder: „Wenn Frankreich die Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt ... so sollten wir uns im festen ... Entschluß vereinigen ... das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken ... bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat." So viel stärker war das Gefühl für die Ehre und das Recht des deutschen Volkes geworden!

Doch der französische König war von vornherein nicht so kriegslustig gewesen. Er hatte längst gesagt: „Eigentlich will mein kleiner Minister den Krieg, und ich will ihn nicht. Bleibt mir keine andere Wahl, so werde ich ihn eher wegwerfen, als mit ganz Europa brechen." Als der Minister schroffe Worte für die Thronrede und weitere Rüstungen verlangte, entließ ihn der König, und das neue Ministerium beseitigte die Kriegsgefahr, indem es auf Vermittlungen einging. Wohl wußten die besitzenden Kreise in Frankreich dem Könige Dank; denn der Krieg und eine neue Revolution waren verhindert, diese jedoch nur vertagt. Das Volk im ganzen aber verzieh seinem Könige diese Stunde der Nachgiebigkeit nicht, er hatte seine Popularität eingebüßt; denn das französische Volk will Ruhm, will Erfolge haben. Bei ihm liegt die Schuld, es duldet

Digitized by Google

keinen klug nachgebenden Fürsten, er soll, er muß der Eitelkeit schmeicheln, den Volksinstinkten dienen, die auf Eroberung und Ausdehnung auf Kosten der Nachbarn gehen; Verträge binden es nicht, auch wenn sie so großmütig sind, wie es die beiden Pariser Frieden waren. Sieben Jahre später stürzte der Königsthron Frankreichs wohl für immer zusammen.[1]

Auch Napoleon III. war von der Gunst des französischen Volkes abhängig, er konnte seinen Thron nur durch Erfolge behaupten, welche ihm die Ähnlichkeit mit seinem großen Oheime zu sichern schienen. Er war eine Zeitlang der Schiedsrichter Europas, er gewann Savoyen und Nizza, dann begann er seine überseeischen Abenteuer, das in Mexiko legte ihn zu der entscheidenden Stunde fest. Sein Blick war auch nach Belgien und dem linken Rheinufer gerichtet. Schon 1857 sagte er zu dem Prinzgemahl von England, zur Befestigung seiner Herrschaft sei ihm das linke Rheinufer nötig. In Italien beförderte er die Nationalitätsidee, in Deutschland aber wollte er sie sich nicht auswirken lassen.

Ehe Bismarck an die entscheidenden Schritte heranging, die deutsche Frage, und sei es mit Waffengewalt, gegen Österreich zu lösen, trat er in Biarritz (Oktober 1865) vor den Kaiser, um dieses Orakel zu erproben. Cavour hatte von einer ähnlichen Zusammenkunft ein Bündnis heimgebracht, Bismarck brachte nur Erkenntnisse heim, aber diese bewährten sich: der Kaiser wird neutral bleiben, um im Augenblick der höchsten Spannung zu entscheiden und sich dann seinen Vorteil zu sichern; des Kaisers träumerischer, unentschlossener Sinn ließ ihn die Frucht von einer späteren Stunde erhoffen. Er meldete mit Berufung auf die öffentliche Meinung auch Entschädigungen an: er verlangte die Pfalz und Saarbrücken, aber auch da vertagte er die Entscheidung.

Der Schlag von Königgrätz wirkte wie ein Blitzstrahl. Zum Kriege nicht vorbereitet, suchte Napoleon durch Verhandlungen Entschädigungen zu erhalten, aber auch da erwies sich ihm Bismarck weit überlegen. Der Kaiser lief der verpaßten Gelegenheit nach, die Forderungen stellte er, ohne mit den Waffen drohen zu wollen, und sein Unterhändler war so unvorsichtig, die Forderung von Mainz und von Belgien schriftlich in den Händen des klugen Gegners zu lassen, der also den Süddeutschen beweisen konnte,

[1] Vgl. Hasenclever, Die orientalische Frage in den Jahren 1838 bis 1841 (1914). Stern a. a. O. Bd. 5 (1911).

Digitized by Google

was ihnen ihr letzter Helfer zugedacht hatte. Sie sahen jetzt, daß nur der Feind von gestern ihnen Schutz gewähren könne, und schlossen mit Preußen die Bündnisverträge, die den gemeinsamen Kampf von 1870 ermöglichten. Jene Forderung Belgiens enthüllte der Bundeskanzler im Juli 1870 in der „Times" und drängte damit die öffentliche Meinung Englands vom Kaiser hinweg, der eben in seinen letzten Krieg trat.

Das Jahr 1867 brachte dem Kaiser eine neue diplomatische Niederlage. Der Ankauf des Großherzogtums Luxemburg, das mit den Niederlanden durch Personalunion verbunden war, hatte eben die Unterschrift des Königs der Niederlande erhalten, als Bismarck seine Gegenminen springen ließ und in Deutschland sich eine Begeisterung für die Wahrung der deutschen Interessen erhob, wie sie von Bismarck kaum erwartet worden war. Napoleon ließ seinen Kriegsminister, den Marschall Niel, kommen, der jede Verantwortung für einen Krieg ablehnen zu müssen erklärte. So mußte der Kaiser den Rückzug antreten, den er geschickt führte. Aber die Neutralisierung des Großherzogtums und die Entfestigung der einstigen österreichischen, dann dem Deutschen Bunde dienenden Festung war ein zu geringes „Trinkgeld" für einen Kaiser, der die Legitimation seines Thrones dem französischen Volke immer wieder durch Erfolge abschmeicheln mußte. Er war nicht in der Lage, sich mit dem Ausbau der inneren Blüte Frankreichs zu begnügen.

Er begann bald neue Verhandlungen, um Belgien zu fesseln. Doch dem beabsichtigten Zollanschluß widersprach England, belgische Bahnen abzutreten hatte mit Rücksicht auf Preußen die belgische Regierung nicht den Mut. Der Kaiser schwankte zwischen den möglichen Systemen seiner Politik, er verhandelte viel über Bündnisse, ohne sie zum Abschluß zu bringen. Er machte viele Anläufe, denen der Sprung nicht folgte. Des Kaisers Wille war geschwächt und nicht ausdauernd, sein Blick unklar und von Träumereien umfangen.

Auf Grund des Nationalitätsprinzipes, das er für Italien in Wirksamkeit gesetzt hatte, die sich vorbereitende deutsche Einigung anzuerkennen und zu fördern war ihm unmöglich; dann hätte er nicht den Namen Napoleons tragen dürfen. Ein solcher Weg hätte ihm auch sicher die Herzen der Franzosen entfremdet, denen das eine politische Dogma am tiefsten im Herzen wurzelte und wurzelt: Das deutsche Volk darf nicht staatlich so geeint sein wie

Digitized by Google

das französische. Die ganze französische Geschichte schien es ihnen zu beweisen, daß die Uneinigkeit Deutschlands eine Grundbedingung des Glückes von Frankreich sei. Man besaß nicht die Weisheit, die nunmehr unwiderruflichen Änderungen freimütig anzunehmen.[1] Auch der andere Weg, der der offenen Stellungnahme gegen die deutsche Einigung, verbot sich von selbst: er hätte ihn zum Störenfriede Europas gemacht, im Innern die Feinde vermehrt und seine sichersten Anhänger, die friedliche Arbeit wollten, ihm entfremdet.

Der schmale Weg des Zuwartens, Sammelns und Rüstens und des Hervortretens mit der verhaltenen Kraft zu guter Stunde wäre einem anderen Herrscher leichter gefallen als ihm, der bis dahin durch scheinbar glänzende Expeditionen sich den für ihn unumgänglichen Ruhm verschafft hatte. Einen solchen Weg erfolgreich zu durchmessen, ist nur einem ganz großen, schweigsamen Fürsten möglich, am wenigsten einem Kranken, der einem jungen Sohne den Thron sichern muß. Für all die Demütigungen eines solchen Weges war seine Herrschaft zu unsicher. So geht er bald diesen, bald jenen Weg, führt eine Politik ohne Konsequenz.

Auf einen großen Krieg hat er nicht systematisch hingearbeitet. Pazifistische Gedanken waren verbreitet und trieben zu Abrüstungsplänen, andererseits äußerten sich aber heftige Revanchegedanken. Damals erschien das mehrfach erwähnte Buch Lavallées, und der einflußreiche Girardin erinnerte an das Wort Napoleons I.: „Frankreich ohne die Rheindepartements, ohne Belgien, ohne Antwerpen, ohne Ostende wäre nichts," und schrieb: „Wenn für Europa ein Blutbad nötig ist, so muß man es bereiten."

Es mußte so trotz allem Friedensgerede schließlich doch einmal zum Kampfe kommen; denn das deutsche Volk wollte seine Einigung vollenden, die deutschen Fürsten hatten eingesehen, daß sie von ihren Souveränitätsrechten so viel zum Opfer bringen mußten, als für die Gesamtheit unbedingt notwendig war, und während des Krieges machte diese Gesinnung große Fortschritte: seitdem haben wir einen deutschen Fürstenstand, der die Sünden seiner Vorfahren nicht fortsetzen, sondern austilgen will. Frankreich aber will diesen Einigungsprozeß hindern. Ja noch mehr als das, die Lehre, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei, daß die Millionen Deutscher auf dem linken Rheinufer kein Recht auf

[1] So Denis, La fondation de l'Empire allemand, S. 438.

Digitized by Google

die Zugehörigkeit zu ihrem nationalen Staate hätten, ergriff immer weitere Kreise Frankreichs. Der Nationalitätsgedanke, den man für sich in Anspruch nahm, wurde durch den französischen Egoismus überwuchert. Es gab niemand, der mit starker Kraft dieses Unkraut auszujäten riet. Was einmal, wenn auch nur für zwei Jahrzehnte, französisch gewesen war, unterwarf man dem Rechte französischer Revindikation; die Jahrhunderte älterer deutscher Geschichte eines Landes erschienen den Franzosen als eine Antiquität, ohne Bedeutung für die Zukunft. So tiefe Gegensätze hätten zum Kriege geführt, auch wenn es niemals einen Bismarck gegeben hätte.

Die hohenzollernsche Thronkandidatur schuf eine Krisis. Man muß sich erinnern, daß die französische Politik jahrhundertelang es für das richtige gehalten hat, bei allen polnischen Königswahlen eine antipreußische und antiösterreichische Kandidatur aufzustellen oder doch zu unterstützen. Ein ähnlicher Fall trat jetzt ein. Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten häufte Fehler auf Fehler, er wandelte nicht den Weg, mit diplomatischen Mitteln in Madrid die Kandidatur zu ersticken, sondern wandte sich an die Öffentlichkeit. Was verhaltene Worte wirksam erreicht hätten, wurde dem Orkane der öffentlichen Meinung preisgegeben. Der autoritäre Kaiser hatte seine auswärtige Politik völlig allein gemacht, das liberale Kaisertum verstattete der Volksvertretung den weitesten Einfluß. Gleichwohl errang es einen Sieg. Die Kandidatur war tot. Doch der Herzog von Gramont wollte seinen diplomatischen Sieg in die härtesten Formen kleiden, er hatte nicht die Geduld eines wirklichen Staatsmannes, sondern die Renommageluſt eines leichtfertigen Diplomaten. Es ist eine uralte Wahrheit, daß ein Sieger, der den Erfolg unbesonnen möglichst weit ausdehnen will, durch die letzte Eskadron des Gegners über den Haufen geworfen werden kann.

Das traf hier zu. Da Napoleon keine Willenskraft mehr besaß, keine mutigen Anhänger des Friedens um sich hatte, die Mahnungen des erfahrenen Thiers verhallten, so war das Feld für den Hof, für die große erregte Mehrheit der Volksvertretung frei. Das Wesen des liberalen Kaisertumes hätte in den entscheidenden Stunden einen Kronrat unter Beteiligung aller Minister gefordert, kein solcher hat die entscheidende Wendung beschlossen. Das Kaisertum fiel in die persönliche Politik des autoritären Kaisertums zurück,

Digitized by Google

nur war der Kaiser jetzt der Geschobene. Ollivier gab in Friedensabsicht die entscheidende Depesche unter den Abgeordneten herum, von ihren Händen wurde das Beruhigungsöl zur Bereitung einer Stichflamme verwendet. Die Unfähigkeit, sich selbst zu zügeln, stieß das alternde Kaisertum und die französische Nation in einen Krieg.

Die an den preußischen König gestellte Forderung der Garantie war eine überflüssige, hochmütige Beleidigung, die ein starker Staat sich nicht gefallen lassen konnte. Da fuhr Bismarck mit der Emser Depesche dem Beleidiger über die schutzlose Wange. So war der Krieg entfesselt, den man in Paris vielleicht im Augenblick gern vermieden hätte, der aber seit 1867 das Ziel der französischen Politik war, ihm hatte die gesamte Bündnispolitik gedient. Der Krieg von 1870 ist nicht wegen der „gefälschten" Emser Depesche ausgebrochen, sondern deswegen, weil die französische Nation der deutschen die Gleichberechtigung nicht zugestehen wollte. Am 19. Juli erklärte Frankreich den Krieg.

Digitized by Google

XXII.

Geiftes- und Sprachenleben in Elſaß-Lothringen 1815—1870.

Das Deutſchtum auf ſich geſtellt. — Das Ziel der Regierung die Entdeutſchung. — Die Notabeln. — Die deutſche Sprache im Gelehrtenleben, in den Mittelſchulen, in den Kinderaſylen, in den Volksſchulen. — Gegenwirkungen. — Verſchärfung unter Napoleon III. — Widerſtand der Geiſtlichkeit. — Der Schulkampf in Lothringen. — Die Schulſchweſtern. — Deutſche Dichtung. — Gelehrtenleben. — Miſchkultur. — Erſtrebte Vermittlung zweier Kulturen. — Zuſtand von 1870.

Die Geiſtesentwicklung des Elſaſſes war ſeit der Zeit der Revolution von der lebendigen Verbindung mit dem Deutſchtum abgeſchloſſen.[1] Über den Rhein kamen keine Gebildeten mehr hinüber, es waren denn Flüchtlinge, die meiſt an der Heimat mehr zu tadeln, an dem gaſtgebenden Lande mehr zu loben hatten als die Elſäſſer. Die deutſche Literatur wurde ſpärlicher aufgenommen, die Studenten gingen nur ſelten auf deutſche Hochſchulen. Im weſentlichen war das Deutſchtum im Elſaſſe auf ſich geſtellt. Eine überaus ſchwierige Lage!

Das alte Königtum konnte mit ſeinen vielgeſtaltigen Provinzen ſchonend umgehen, der neue ſchroff zentraliſierte Staat war zur Schonung nicht bereit, er mußte ſich getrieben fühlen, die Eigenart zu beſeitigen und die deutſchen Lande völlig zu franzöſieren. Die oberſten politiſchen und Schulbeamten, die Präfekten und Akademiedirektoren waren faſt ausnahmslos ohne jede Kenntnis der deutſchen

[1] Von ſchon genannten Werken abgeſehen, vgl.: Sorgius, Die Volksſchulen im Elſaß von 1789—1870, 1902. — Hervé, La question d'Alsace et l'argument ethnologique in der Revue d'anthropologie de Paris, 1903, 4, n° 5. — Gaston May (Professeur à l'Universite de Paris), La Lutte pour le Français en Lorraine avant 1870. 1912. Zur Kritik Ruppel, Elſaß-lothr. Kulturfragen, 3. Jahrg., Heft 1. — Kaiſer, Der Kampf gegen die deutſche Sprache in den elſäſſiſchen Schulen von 1833—1870, in den Elſaß-lothr. Kulturfragen, 3. Jahrg., Heft 4—5, 1913. — Lienhard, Das deutſche Elſaß, 1914. — von Borries, Deutſche Dichtung im Elſaß von 1815 bis 1870, 1916.

Digitized by Google

Sprache. Sie haben es offen für ihre Aufgabe erklärt, das Elsaß zu französieren.[1]

Da der Rhein jetzt die Zollgrenze war, hörten auch die Verbindungen der Kaufleute mit den deutschen Landen auf, rege zu sein. Der Niedergang des Straßburger Handels war sehr stark.[2] In den Kreisen der Notabeln und der Bourgeoisie nahm das Interesse am Deutschtum zusehends ab, Französisch galt als die Sprache der Bildung, sie stand im öffentlichen Leben durchaus voran, und wer an das Fortkommen seiner Kinder im Staatsdienste dachte, mußte sie im Französischen möglichst fördern. Selbst auf dem Lande verbreitete diese Rücksicht wie der Militärdienst die Kenntnis des Französischen. Dabei blieb die intime Familiensprache in Stadt und Land die deutsche, freilich vorwiegend der elsässische und lothringische Dialekt. Die sorgfältige Ausbildung in der Schriftsprache wurde in der Schule, sehr gegen den Wunsch der meisten Eltern, immer stärker zurückgedrängt.

Der Unterricht an den Fakultäten der neuen Straßburger Hochschule war französisch wie im bischöflichen Seminar. Das protestantische Seminar ging erst langsam und nie völlig zu dieser Unterrichtssprache über; in diesen Kreisen erhielt sich die meiste Verbindung mit deutscher Wissenschaft, wie namentlich Ed. Reuß sie sehr hoch schätzte und erheblich förderte, er ist fraglos der hervorragendste Gelehrte des Landes gewesen. Das Lyzeum war vollständig eine französische Mittelschule, 1825 wurde auch an dem protestantischen Gymnasium das Französische die Unterrichtssprache. So ergab es sich, daß fast ausnahmslos alle Gebildeten und alle Gelehrten in wissenschaftlichen Werken ihre Muttersprache nicht mehr verwendeten. Es fehlte an der völligen Durchbildung des deutschen Stiles und bald auch an einer genauen Kenntnis der Geschichte der deutschen Sprache, und nun kam es auf, auch die Werke über die elsässische Geschichte in der Sprache der Besieger zu schreiben. Bei ihnen, selbst bei Charles Schmidt, Hanauer, von Véron-Réville zu schweigen, beobachtet man auch zunehmende Nichtachtung der deutschen Parallelentwicklung und

[1] Präfekt Chanal 1849, Akademiedirektor Delcasso 1859 (Kaiser a. a. O. S. 227).

[2] Vgl. Stähling, Histoire contemporaine de Strasbourg et de l'Alsace (1830—1852). S. 55 f.

Digitized by Google

eine übertriebene Heranziehung meist nur verwirrender französischer Vergleiche. Bei dem biederen Charles Hoffmann sind diese Fehler am stärksten gehäuft. Es ist denn doch auch alles andere als Pietät, daß man den wackeren Voreltern ein fremdes Gewand anzog und anzieht. Und jene Vergleiche elsässischer Dinge mit französischen erinnert an jenen Ichthyologen, der, um den Hecht zu charakterisieren, ihn mit der Nachtigall verglich.

Vor allem aber kam es auf die Volksschulen an; denn nur dort faßte man die breiten Massen, aber auch die nicht vollständig; denn erst die deutsche Regierung brachte den Schulzwang ins Land. So maßvoll die Sprachenpolitik der Regierung zunächst auch war, sehr früh, 1810, und seitdem in ausgedehntem Maße wurden Kleinkinderbewahranstalten (salles d'asile) mit französischer Sprache eingerichtet. „Dadurch wird man dahin gelangen, das Elsaß französisch zu machen," heißt es in einem Berichte für den Minister von 1859. Das Julikönigtum, das ja überhaupt zuerst zu einer tatkräftigen Schulpolitik überging, machte der alten Freiheit, die dem Französischen nur dort nachgegeben hatte, wo die Bevölkerung es verlangte, ein Ende.

Noch gab es völlig überzeugte Vertreter deutscher Kultur, wie Eduard Reuß, der im Jahre 1838 schrieb: „Wir reden deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist bewahren wollen." Doch im gleichen Jahre meinte der feingebildete junge Ludwig Spach, daß der einzige Heilsanker für die literarische Jugend in der französischen Form gegeben sei, in der Sorge und in der Verwendung der französischen Sprache. In seinem Alter hat er seine durchgeistigten Studien wieder in deutsche Worte gekleidet.

Das Schulreglement von 1842 brachte mit dem Schulinspektor einen Anwalt gegen die deutschen Interessen in jede Schule, deren Lehrer nun aus durchaus französisch geleiteten Seminarien hervorgingen. Der französische Unterricht und der Rechenunterricht, der in jeder Volksschule in französischer Sprache gegeben wurde, wurden der Maßstab für die Beförderung des Lehrers. Die Forderung, den Religionsunterricht in französischer Sprache erteilen zu lassen, wiesen der Bischof Räß, der seine Konvertitenbilder in deutscher Sprache schrieb, wie die beiden Konsistorien energisch zurück. Das

Digitized by Google

Französische — und zwar nicht mehr als Fremdsprache unterrichtet — drang jetzt in jede Schule ein.

Der Schulkampf, wo anfangs die Bevölkerung sich durchaus ablehnend gegen das Französische verhalten hatte, nahm unter Napoleon III. eine steigend schärfere Art an, wiewohl der Kaiser selbst, der ja von seiner Jugend her das Deutsche fließend sprach, 1866 öffentlich sagte, man könne ein guter Franzose sein, ohne das Deutsche aufzugeben. Die Motive dieser Worte stehen nicht fest. Jedenfalls haben die lokalen Behörden durchaus die volle Französierung des Unterrichtes erstrebt, wie das der Bericht des Straßburger Akademiedirektors von 1859 ergibt. Delcasso, der Pariser, kämpfte für die Unterdrückung des deutschen Unterrichtes in den Volksschulen sein ganzes Leben lang.[1]

Am schärfsten war der Widerstand auf der Seite der Geistlichkeit, sehr begreiflich; sie wird überall die Muttersprache, die Sprache des Herzens für den Religionsunterricht der Kinder und am allermeisten auf den Unterstufen fordern. Seit 1854 die Lehrer von dem Präfekten abhängig gemacht wurden, der sie anstellte, war von ihnen nicht mehr viel zu besorgen. Der heftig tobende Kampf der nächsten Jahre wurde vorwiegend von der Geistlichkeit geführt.

In Lothringen erreichte 1858 die Regierung mit den beiden Bischöfen ein Abkommen, die Schulsprache war fortan für die deutschen Kinder vom sechsten bis zum achten Lebensjahre französisch, dann doppelsprachig; für diese gewaltige Konzession blieb der Religionsunterricht deutsch. Neue Erbitterung erweckte im Unterelsaß die Verfügung, daß der deutsche Unterricht auf 35 Minuten täglich eingeschränkt werden solle, längst war die deutsche Schulstunde auf die schlechteste Zeit, unmittelbar nach dem Mittagessen, verlegt worden, während die französische die beste hatte, die nach dem morgendlichen Schulbeginne, und die letzte des Schultages, so daß der Unterricht Französisch als sein Alpha und Omega hatte. Neue Erbitterung. 1859 wurde im Oberelsaß befohlen, den deutschen Unterricht in französischer Sprache zu erteilen. Der zweisprachige Unterricht wurde in Lothringen möglichst beseitigt, dagegen protestierte der Metzer Generalvikar auf Grund des Abkommens von 1858, der Metzer Akademieinspektor antwortete: „Zwei Sprachen können die Kinder unmöglich lernen; das Fran-

[1] Sitzmann, Dictionnaire de biographie ... de l'Alsace 1, 360.

Digitized by Google

zösische ist aber nötig, also muß das Deutsche verschwinden." Der Metzer Bischof gab wieder nach, der Klerus aber kämpfte weiter, und es kam so weit, daß 1868 sich zahllose Familienväter in einer Eingabe an den Kaiser wandten mit der Bitte, ihre Muttersprache durch Erhaltung der zweisprachigen Schule zu sichern.

Im Elsaß schrieb 1867 der aus französischem Blute stammende Ehrenkanonikus Cazeaux eine seinem Bischofe Räß gewidmete Broschüre, in der er sagte: „Den Krieg gegen die deutsche Sprache führen, heißt in gewissem Sinne wider die Religion, die Moral und damit gegen die Bildung im Elsaß kämpfen."

Ganz besonders wichtig war es auch, die in katholischen Orten meist Schulschwestern unterstehenden Mädchenschulen zu französieren, nach dem Satze: „Die Lehrerin ist französisch, die Mutter wird es bald sein." In den Jahren 1862—1864 wurde die eine hauptsächlich in Betracht kommende Kongregation zu Zugeständnissen veranlaßt, die von Rappoltsweiler hatte sich schon vorher gebeugt. Das ganze Bestreben der Schule wurde darauf gerichtet, die sichere Beherrschung der hochdeutschen Sprache zu verhindern und an deren Stelle das Französische zu setzen; dann konnte der Dialekt im Hause weiter leben, um langsam zu sterben.

Die völlige Französierung war nur mehr eine Frage der Zeit.

Die Muttersprache kommt in der Dichtung zum Ausdruck. Das Elsaß hat auch in dieser Zeit eine Reihe von Dichtern hervorgebracht, wenn auch keinen von großer Bedeutung: liebenswürdige Gestalten, treu der Heimat, alle der französischen Herrschaft sich beugend, meist in einer bewußten Verteidigungsstellung für ihre Muttersprache, wie sich das aus der größeren Gefährdung ergab. Es trat eine Gruppe von Dichtern zu manchen gemeinsamen Unternehmungen zusammen. „Das Elsaß muß deutsch fortgebildet werden ... Wir wollen als Elsässer unsern deutschen Charakter behalten und sollten die Welschen darüber des Teufels werden," schrieb 1838 August Stöber. Ja bei zweien, bei Mühl und Hackenschmidt, war die Hoffnung auf eine deutsche Zeit des geliebten Heimatlandes leise vorhanden. Der französischen Dichtung wuchs aus elsässischem Blute keine Kraft zu.

Das Gelehrtenleben der altelsässischen Kreise hielt an dem von alten Zeiten her geliebten Gebiete der Erudition, der Geschichte, der Archäologie, der Philologie, wie das Georges Hervé

Digitized by Google

gut beobachtet hat, fest.[1] Der jetzt zum bösen Kriegshetzer gewordene ehemalige Pazifist spricht dem elsässischen Genie das Schöpferische ab. Das scheint mir zu weit zu gehen; aber zweifellos ist dem Elsässer die Beobachtungsgabe nachzurühmen wie die Lust, große Stoffmassen zu bewältigen. In der französischen Gelehrtenwelt haben sich die leider dem Deutschtum entfremdeten jüngeren Elsässer eine besonders geachtete Stellung errungen — wie viele ihrer sind an der Sorbonne tätig! Aber ihre Eigenart zeigt so viele Seiten deutschen Wesens, wie sie es selbst schwerlich Wort haben wollen. Ein Elsässer hat hervorgehoben: „Auch wird es kaum Zufall sein, daß das Elsaß im 19. Jahrhundert zwar große Generale und große Männer der Industrie, aber auf dem Gebiete des Geisteslebens keinen schöpferischen Genius aufweist, keinen wirklich großen Dichter, Schriftsteller, Musiker, Künstler und nur einige wenige bedeutende Gelehrte."[2] Er führt das auf die Doppelkultur, die im Elsaß um sich gegriffen hatte, zurück. Wohl mit vollem Rechte. Die Mischkultur einer Übergangszeit war eingetreten, sie hatte manchen gefördert, doch dem Großen nimmt sie die kraftvolle Einheit und erfüllt ihn mit tragischen Widersprüchen, dem Kleinen aber gibt sie unter einem Scheine von Überlegenheit die Verflachung und Veräußerlichung. Im Geschäftsleben ist die Kenntnis vieler Sprachen natürlich anders zu bewerten.

Wohl hat auch in jener Zeit manch Hochstrebender gemeint, das Elsaß könne die Vermittlerin zwischen den beiden Kulturen sein, tatsächlich war das doch nur in geringem Umfange der Fall. Dafür war die Kenntnis der französischen Kultur in Deutschland zu groß, um nach dieser Richtung eines Dolmetschen zu bedürfen, und in Frankreich sah man vielfach auf die Elsässer herab. Hat doch die Kammer den einzigen Minister, den das Elsaß Frankreich lieferte, Humann, wegen seines Akzentes ausgelacht.[3]

Es war Zeit, daß das Deutschtum des Elsasses gerettet wurde.

---

[1] A. a. O. 1905, S. 332.

[2] Anrich, S. 22. Wie Reuß, Histoire d'Alsace, S. 362, sagt, hatte die Faculté des lettres über ein halbes Jahrhundert lang nur sehr selten einen Professor von Verdiensten und noch seltener solche Schüler. Auch Graf Eckbrecht-Dürckheim sagt: „Man wird nur stark und vollkommen in der Muttersprache ... Auch sehen wir seit der Einführung der französischen Sprache immer weniger bedeutende Männer in unserem näheren Vaterland erscheinen." A. a. O. 1, 64.

[3] Weill, L'Alsace française, S. 67.

Digitized by Google

Die Deutschen, die jetzt wirklich in Frankreich lebten, hielten die Erinnerung an ihre Voreltern hoch, deren wahres Bild ihnen immer mehr entschwand und dafür fremde Züge annahm. Sie trugen aus ihrer Zeit Gefühle in die Vergangenheit, sie hielten die Trennung zwischen dem Elsaß und dem übrigen Deutschland für älter, für tiefer, als es wahr ist, und so gewöhnten sie sich daran, in ihren Brüdern jenseits des Rheines Vettern zu sehen, denen man Interesse, aber keine Liebe zuwendet. Der Elsässer wurde geistig fremd auf dem rechten Rheinufer. Es ist doch außerordentlich charakteristisch, daß von 1815 bis 1870 mit Ausnahme einer Arbeit von Rodolphe Reuß sich kein Elsässer mit Gegenständen der deutschen politischen, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte beschäftigt hat. Die Unwissenheit in der Geschichte des Muttervolkes wurde immer größer, die Bibliotheken wurden immer ärmer an deutschen Werken! Die Zeitungen, die sich an das Volk wendeten, erschienen aber in deutscher Sprache, das Volksblatt in Straßburg, der Volksfreund in Mülhausen und der Volksbote in Rixheim.

Die Bourgeoisie wurde französisch gesinnt, ihre geistige Nahrung wurden Pariser Zeitungen, und sie nahm nun an dem französischen Parteileben Teil, das Landvolk aber blieb seinem alten rein deutschen Wesen treu. Die Wege hatten die Bürgerschaft gar wundersam geführt. Das starke autonome Leben der mittelalterlichen Städte hatte lange den Widerstand gegen Frankreich getragen, seitdem die Revolution die alten Einrichtungen gebrochen hatte, wurden die Bürger die ersten, die für das französische Wesen wirkten und — seitdem der Mädchenunterricht französisch geworden war — vor allem die Frauen der Bürger. Aus den Reichsstädtischen, die nicht mehr deutsch sein konnten, wurden langsam Franzosen vorwiegend republikanischer Gesinnung. Mülhausen, das so lange zur Schweiz gehört hatte, ging vorauf.

Der stärkste Hort des Deutschtums war das kirchliche Leben, und damit behauptete sich die intime, den Charakter des Volkes bestimmende Welt. Der Elsässer glaubte schließlich französischer geworden zu sein als er war. Die alten Grundzüge des elsässischen Charakters waren erhalten geblieben, in diesem Punkte hat Hervé recht.

Das Elsaß schien gleichwohl in Frankreich aufgehen zu sollen. Doch gab es auch einige wenige Männer, die die Zukunft richtig

Digitized by Google

beurteilten. Wenn der hervorragende Journaliſt und Direktor des „Temps“, der Kolmarer Neffzer, nach Straßburg kam, ſagte er ſeit 1861: „Das Elſaß wird beſtimmt wieder deutſch.“[1] Damals war Bismarck noch nicht der Leiter der preußiſchen Politik, noch war Königgrätz nicht geſchlagen. Der geiſtvolle Mann ſah die Fehler des Kaiſertums und zog den Schluß, es werde auch Deutſchland gegenüber Fehler begehen, und ſo geſchah es.

[1] Baum, Joh. Wilh. Baum, 2. Aufl., S. 129 f.

Digitized by Google

XXIII.

Die Abtretung Elsaß-Lothringens.

Waffenstillstand. — Wahlen zur Nationalversammlung. — Die im Elsaß. — Der Protest vom 17. Februar. — Seine Entstehung. — Gambetta der Leiter. — Die Autonomisten fügen sich der Demonstrationslust. — Eingreifen von Thiers. — Deutsches Verlangen nach Elsaß-Lothringen. — Beweggründe Bismarcks. — Ausländische Urteile. — Präliminarfriede. — Die elsaß-lothringischen Abgeordneten. — Annahme des Friedens. — Erklärung der Elsaß-Lothringer. — Bedeutung dieser Demonstration und des Friedensbeschlusses. — Gefühle in den abgetretenen Landen.

Der Krieg ging zu Ende. Am 28. Januar 1871 unterzeichneten Bismarck und Favre den Waffenstillstand. Es war ein schwerer Fehler der Regierung gewesen, in Paris zu bleiben, aus der militärischen Kapitulation der Hauptstadt wurde so der Vorfrieden für das ganze Land. Gambetta versuchte die Delegation in Bordeaux dazu hinzureißen, den Krieg fortzusetzen und seine tatsächliche Diktatur aufrechtzuerhalten. Doch es gelang, ihn zu überwinden. Das notwendigste war die Beschaffung einer Volksvertretung; die Wahlen fanden ohne jeden wirksamen Druck von oben statt und, was noch charakteristischer war, fast ohne den altüblichen Druck der Pariser auf die Provinzen. Das französische Volk ging also einmal für sich zu Rate und gelangte zu einem herben Urteile über eine Vergangenheit voller Fehler. Die Leute in den Provinzen kannten zu tief die Unmöglichkeit eines weiteren Krieges; die Departements, denen die Abtretung drohte, wollten den Kampf fortgesetzt sehen. Die Wähler lehnten die Bonapartisten, mit Ausnahme der Städte auch die Radikalen und Sozialisten ab. Die am freiesten gewählte Versammlung, die Frankreich je gehabt hatte, wählte zum Haupte der ausführenden Gewalt den alten Thiers.

Vor den Wahlen in Elsaß-Lothringen hatte das deutsche Generalgouvernement verkündet: „Elsaß-Lothringen ist ohne Plebiszit mit Frankreich vereinigt worden und es wird auch ohne diese Komödie des Cäsarentums wieder zu Deutschland kommen . . . Die Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit Deutschland bleibt

Digitized by Google

also durchaus unabhängig von dem Ausgang der Wahlen." Der ernsteste Mann unter den Politikern des Landes, der damalige Maire von Straßburg, der Medizinprofessor Küß, stellte eine Liste auf, die nur Eingeborene enthielt, von denen man annahm, daß sie im Lande bleiben wollten; doch dagegen opponierten die Radikalen und die aus Paris Hinzugekommenen. Die Bonapartisten, die ein Jahr vorher noch beim Plebiszit im Unterelsaß 97 000 Ja gegen 20 000 Nein erhalten hatten, waren völlig machtlos. Die Elsässer stimmten vorwiegend für Radikale, namentlich im Oberelsaß, dann aber auch für zwei, die mit dem Elsaß nichts zu tun hatten, für Gambetta und zugleich für seinen Gegner Favre (für Krieg und Frieden in einem Atem). Die Elsässer wollten Frankreich die Anhänglichkeit zeigen. Bis zur Abschiedstunde oder darüber hinaus? das war die Frage. Gewählt wurden nur städtische Notabeln (Advokaten, Maires, Redakteure, Leute der lokalen Verwaltung, Industrielle usw.), die Landbevölkerung war, so viel ich sehe, gänzlich unvertreten, von Klerikalen waren nur Saglio und Keller, Major der Franktireurs des Oberelsasses, gewählt worden, alle andern waren Republikaner. Werden die stark sein, die an ein Verbleiben in der Heimat denken? Wäre nicht auf einer Liste für das ganze Departement gewählt worden, sondern nach Arrondissements, so hätte der einzelne mehr an die Pflicht für seine Heimat gedacht als an die für Frankreich.[1]

Bevor die Versammlung den Friedensunterhändlern ihre Aufträge gab, hielten die in dem von deutschen Streitkräften besetzten Elsaß-Lothringen völlig freigewählten Vertreter es für angezeigt, die Nationalversammlung zu einer Äußerung zu veranlassen. Bismarck hatte es vermieden, die deutschen Territorialforderungen bekannt zu geben. Für die Abgeordneten sprach der

[1] Für das folgende sind eine wichtige Quelle die Memoiren von August Schneegans, die sein Sohn Heinrich 1904 herausgegeben hat. Die hier in Frage kommenden Teile stammen im Kern aus dem Jahre 1873. Neuerdings hat Henri Welschinger, Membre de l'Institut, eine Schrift herausgegeben, La Protestation de l'Alsace-Lorraine les 17e Février et 1er Mars 1871 à Bordeaux, 1914. Das ist eine Darstellung der äußeren Vorgänge, wie das ja des Verfassers Art ist, umgeben von sentimentalen Äußerungen. Auf die Entstehungsgeschichte ist er sowenig eingegangen wie auf eine Kritik von Schneegans, so ist das Buch wissenschaftlich wertlos. Älter sind die Aufzeichnungen des einflußreichen Scheurer-Kestner, Les Représentants de l'Alsace et de la Lorraine à l'Assemblée nationale de Bordeaux (1887).

Digitized by Google

klerikale oberelsässische Abgeordnete Keller. Die Erklärung aber hatte entworfen kein anderer als Gambetta, der zwar niemals im Elsaß gewesen, aber doch in Straßburg zum Vertreter gewählt worden war, er, der Südfranzose, der Sohn einer Italienerin. Zwei Jahrhunderte sei man mit Frankreich verbunden (für das Herzogtum Lothringen und Teile des Elsasses war das nicht wahr), sie seien unaufhörlich den Stößen des Feindes ausgesetzt gewesen (tatsächlich den Bestrebungen, sie zu reannektieren), Frankreich dürfe nicht eine nationale Einheit zu teilen einwilligen (als wenn es das nicht immer vom Deutschen Reiche gefordert hätte), ein Volk dürfe sich überhaupt nicht verstümmeln lassen (als wenn Frankreich sich nicht gewaltsam bis Lübeck ausgedehnt hätte), Europa könne das nicht zulassen, Europa könne ein Volk nicht wie eine Herde behandeln lassen, Frankreich sei jetzt wie in der Vergangenheit eine Barriere gegen den Geist der Eroberung und der Invasion (Ludwig XIV. und Napoleon lachten wohl in diesem Augenblicke). Die Abgeordneten erklärten von vornherein jede Abtretung für null und nichtig. Ein solcher Vertrag sei ein verderblicher Waffenstillstand und kein definitiver Friede (als wenn dasselbe nicht ebenso von den Besiegten Ludwigs XIV. und Napoleons gelten würde). Für alle Nachkommen schwur man, ewig diese Rechte geltend zu machen (das sagten die Enkel der von Frankreich geraubten Vorfahren). Dann folgte der Antrag, die Nationalversammlung solle die Erklärung in Betracht ziehen.

In der Erklärung steht nichts von der Nationalitätsidee. Sie hätte nur Französisch-Lothringen gegolten; eine Rücksicht auf die Notwendigkeit, Deutschland für die Zukunft zu sichern, war hübsch verschwiegen. Die Geschichte von Jahrhunderten war verleugnet worden, nur das Gefühl des Augenblicks galt.

Wie war diese Erklärung zustande gekommen? Recht viele der Abgeordneten waren in den Zug gestiegen, um Autonomie zu erstreben, wie es einer von ihnen, August Schneegans, bezeugt. Ihr Haupt, Küß, kam todkrank an, er starb in Bordeaux. Unter den übrigen fand sich kein staatsmännisches Blut. Da sie meist Republikaner waren, wandten sie sich nicht an die Gemäßigten, sie hörten nicht auf Thiers, der den wenigen, die ihn aufsuchten, Börsch und Saglio, den Rat gab, sich nach Brüssel oder Berlin zu wenden, um möglichst günstige Bedingungen zu erreichen; er zeigte ihnen vergeblich den Weg, in Sorge für die Heimat ihr in der geeigneten

Digitized by Google

Stunde ein günstiges Los zu sichern. Namentlich den radikalen Oberelsässern paßte das nicht.

Eine andere Gegenwirkung kam hinzu, die Stimmung der meisten übrigen Abgeordneten: „Geradezu empörte uns aber," schreibt August Schneegans, „die vollständige Gleichgültigkeit, die wir bei der großen Majorität der Abgeordneten hinsichtlich des künftigen Schicksals der elsässischen Bevölkerung trafen. Die Sprache und Haltung der Abgeordneten ließ uns gar keinen Zweifel in dieser Beziehung. Gewiß, wir begegneten einigen vereinzelten Bezeugungen von Sympathie, aber für die große Masse der Abgeordneten waren wir nur ein Gegenstand der Verlegenheit. „Ach was!" sagten sie untereinander, um ihre instinktiven Gewissensbisse einzuschläfern, „diese Elsässer sind immer Deutsche gewesen; schließlich nimmt Preußen sein Eigentum nur wieder zurück." Gar mancher fügte hinzu: „Diese Protestanten des Nordostens werden sich einfach in dem ihnen zusagenden Milieu wiederfinden, wenn sie an das protestantische Preußen annektiert werden.""

Die Abgeordneten wandten sich an ihren Kollegen Gambetta, den Feind Thiers', den Radikalen. Er war ein Advokat von wenig Wissen gewesen, ein Gegner von allen Doktrinen, nicht verlegen um die Sauberkeit seiner Gründe, aber ein Mann von impulsiver Kraft, der Frankreich so lange aufgestachelt hatte, bis es im Kampfe definitiv erlegen war. Diesem Feuerkopfe vertraute sich sogar Keller an, obwohl er den Antiklerikalen recht gut kannte und fürchtete. Und Keller machte man schließlich nach einigem Zaudern zum Wortführer, weil er sich auf das Auftreten im Parlamente verstand: es blieb dauernd das später von den Protestlern, namentlich von Lalance geübte System, immer mit den katholisch fühlenden Kreisen in Verbindung zu bleiben. Der Mut zur Erklärung für die Autonomie verging, dafür wuchs die von dem alten Präfekten Grosjean zuerst empfundene Neigung zu einem theatralischen Abgang, die Lust an einer Demonstration. Sie wuchs um so mehr, da deutlich die große Mehrheit der Franzosen sich entschlossen zeigte, die notwendige Amputation zu vollziehen; denn im Grunde des Herzens betrachteten die meisten Franzosen die Deutschen Elsaß' und Lothringens als Fremdlinge. Bei diesem inneren Gegensatze lag es nahe, in einer reinen Gefühls- und Demonstrationspolitik sich zu ergehen und so wenigstens sich den Beifall der Republikaner zu sichern. So kam es dazu, daß Gambetta, dessen

Digitized by Google

Gedankenwelt die Sätze angehören, die Erklärung verfaßte und schrieb, sie den Abgeordneten zusandte, zu deren Sitzungen er niemals kam,[1] daß der Widerspruch Hartmanns (von Münster) verstummte, Gambetta sie schrieb, viele sie unterschrieben ohne Rücksicht auf die Zukunft, einige mit deutlichem Widerstreben (Tachard, Börsch), Hartmann setzte erst nachträglich seine Unterschrift darunter. Gambetta und den Oberelsässern war es gelungen, die Abgeordneten auf den äußersten Schritt zu verpflichten, der von ihnen erreicht werden konnte. Den Beweis über die Stimmung der Mehrheit liefert das Sitzungsprotokoll: Der Beifall kam von den Republikanern, von den Freunden Gambettas, des Parteihauptes. Die große Mehrheit schwieg.

In einer solchen Lage erwies sich Thiers als Staatsmann, er verhinderte eine Debatte und eine Abstimmung, er sagte klar: „Sie dürfen sich nicht hinter die Regierung verstecken, die sie einrichten werden. Haben Sie den Mut Ihrer Überzeugung: entweder Krieg oder Friede." Er erreichte den Beschluß der Abteilungen: „Die Nationalversammlung überläßt, indem sie mit der lebhaftesten Sympathie die Erklärung des Herrn Keller und seiner Kollegen entgegennimmt, alles der Weisheit und der Vaterlandsliebe der Unterhändler."[2]

Daß man ehrfurchtsvoll Elsaß-Lothringen bestatten und freie Hand den Friedensunterhändlern geben wollte, hat außer Schneegans kein anderer bezeugt als einer der genauesten Kenner des französischen Parlaments, A. Claveau,[3] auch Jules Favre bezeichnete die Worte Thiers' als „die Sprache des gesunden Verstandes und der politischen Rechtschaffenheit", der Geschichtschreiber dieser Zeit, Samuel Denis, nennt sie „die Sprache der Vernunft"[4] und ein anderer Historiker der dritten Republik, Hosotte, kommt zu dem Urteile: „Es gibt schreckliche Stunden, wo die Vernunft über das Gefühl siegen muß."[5] Auch der heutige Präsident der französischen Deputiertenkammer, Paul Deschanel, verurteilt in Übereinstimmung mit Valfrey, Sorel und Hanotaux den Schritt der Elsässer, wenn auch aus taktischen Gründen. Er billigt den Protest,

[1] Scheurer-Kestner a. a. O. S. 7.
[2] Welschinger a. a. O.
[3] Souvenirs politiques et parlementaires 1914. 2, 22.
[4] Histoire contemporaine (1900) 3, 41.
[5] Histoire de la troisième République (1910), S. 145.

Digitized by Google

er verurteilt aber den Antrag; „denn wenn die Versammlung ihn annahm," sagt er, „so war der Friede beseitigt, wenn sie ihn ablehnte, so war der Unterhändler entwaffnet und die beiden Provinzen von vornherein dem Feinde ausgeliefert."[1]

Die Forderung der Rückgabe Elsaß-Lothringens war sofort nach Kriegsbeginn in allen Kreisen Deutschlands erstanden, nur zweier süddeutscher Blätter sei gedacht, des „Schwäbischen Merkur" und der damals hochangesehenen Augsburger „Allgemeinen Zeitung". Sie schreibt am 19. August: „Nur mit den Garantien des Friedens in der Hand, mit Straßburg, Elsaß und Lothringen wird Deutschland die siegreichen Waffen ruhen lassen." Bismarck vertrat durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 31. August vor allem auch im Interesse der süddeutschen Waffenbrüder die Ansicht: „Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserem Schutze: Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden."

Bismarck hat das nationale Prinzip, das in dem Volke so stark wirkte, niemals unterstrichen, ihm kam die Forderung aus der politischen Notwendigkeit in den Kreis seiner Überzeugungen. Unvergeßlich standen ihm die Worte des klugen Königs Wilhelms I. von Württemberg vor der Seele, die dieser ihm 1855 gesagt hatte: „Geben Sie uns Straßburg, und wir werden einig sein für alle Eventualitäten; solange Straßburg aber ein Ausfalltor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen kann . . . Der Knotenpunkt liegt in Straßburg, denn solange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, der deutschnationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben." An diese Worte hat Bismarck oft erinnert.[2] Die Notwendigkeit, Deutschland gegen französische Angriffe zu schützen, war sein leitender Gedanke: „Wir haben die Länder genommen, damit wir ein Glacis haben, auf dem wir uns wehren können, bevor sie an den Rhein kommen,"

---

[1] Préface zu Reuss, L'Alsace et la France, S. 7.

[2] Vgl. Haller, Bismarcks Friedensschlüsse. Weltkultur und Weltpolitik, Heft 10, 1916, S. 70 f.

Digitized by Google

sagte er am 16. Mai 1873. Die militärischen Gründe überzeugten ihn; die Natur gibt die Stellen, die für die Anlage einer Festung sich eignen, an, so konnte Bismarck für Metz keinen andern Platz angeben, der den Zweck jener Festung hätte erfüllen können: den Schutz Deutschlands.[1]

In seiner Reichstagsrede vom 2. Mai 1871 hat der Reichskanzler die unvergänglich wahren Worte gesagt: „Der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland, und es gehörte der hohe Grad von Entschlossenheit, von nationaler Begeisterung und Hingebung bei unseren süddeutschen Bundesgenossen dazu, um, ungeachtet dieser naheliegenden Gefahr, keinen Augenblick anzustehen, in der Gefahr Norddeutschlands die ihrige zu sehen ... Daß Frankreich in dieser überlegenen Stellung, in dieser vorgeschobenen Bastion, welche Straßburg gegen Deutschland bildete, der Versuchung zu erliegen jederzeit bereit war, sobald innere Verhältnisse eine Ableitung nach außen möglich machten, das haben wir Jahrzehnte hindurch gesehen."

Auch im Auslande, vor allem in England, erkannte man die Berechtigung der Reannexion Elsaß-Lothringens an. Der große schottische Historiker Carlyle hat im Dezember 1870 in der „Times" geschrieben: „Seit vierhundert Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt, als die Deutschen an den Franzosen, die unverschämt, raubgierig, unersättlich, unversöhnlich auftraten und immer bereit waren, die Offensive zu ergreifen. Deutschland hat während dieser ganzen Zeit die Übergriffe und Anmaßungen Frankreichs ertragen; aber heutzutage, wo es Sieger über seinen Nachbar ist, wäre es nach meiner Ansicht sehr töricht, wenn es aus der Lage der Dinge nicht Nutzen ziehen und sich nicht eine Grenze sichern wollte, die ihm für die Zukunft den Frieden verbürgt. Meines Wissens existiert in der Welt kein Gesetz, kraft dessen Frankreich ermächtigt sein könnte, von ihm einst weggenommene Güter zu behalten, wenn die bestohlenen Eigentümer die Hand auf den Dieb gelegt haben."

Andere englische Äußerungen mögen folgen. Die „Daily News" vom 20. August 1870 schreibt: „Es fragt sich nicht mehr,

[1] Die militärischen Motive betont auch Gaston May, Le Traité de Francfort (1909), S. 82 ff.

Digitized by Google

ob die Deutschen das Elsaß nehmen oder vielmehr zurücknehmen werden, sondern ob sie es, nachdem sie es genommen haben, wieder herausgeben werden. Vor beinahe 200 Jahren hat es Ludwig XIV. gestohlen. Verjährung mag den Diebstahl decken, aber sie beseitigt nicht die Berechtigung der Wiedereroberung. Die Bevölkerung des Elsasses ist deutsch durch die Abstammung, Sprache und Lebensweise ... Die Elsässer selbst sind allerdings eifrige, wenn auch nur auswendige Franzosen, vielleicht aber mehr, um ihr inneres Bewußtsein, daß sie ganz und gar keine Franzosen sind, zu verdecken, als aus irgendeinem echten tiefen Gefühl. Von den Bewohnern der übrigen Provinzen werden sie kaum als Franzosen angesehen."[1] „Daily News" vom 8. September schreibt: „Frankreich hat sich stets in Deutschland eingemischt. Es war nicht die eine oder andere Regierung, die das getan hat, sondern das ganze französische Volk. Alle seine Staatsmänner, Legitimisten und Orleanisten, Imperialisten und Republikaner waren gleich eifersüchtig auf die deutsche Einheit und gierig nach deutschem Boden. Ein Krieg für den Rhein war stets populär. Er war populär vor sechs Monaten und würde wahrscheinlich in sechs Monaten wieder populär sein, wenn heute Frieden geschlossen würde. Frankreich hat seine Regierung gestürzt, nicht weil dieselbe den Krieg angefangen hat, sondern weil es Unglück hatte und die Deutschen ins Land brachte, statt die französischen Waffen nach Deutschland zu tragen."[2] Die „Saturday Review" schreibt am 10. September 1870: „Und wenn Deutschland sich entschließt, das Elsaß zu nehmen, und wenn es dasselbe bekommen kann, so ist es nach unserer Ansicht durchaus im Rechte, wenn es die Absicht ankündigt, das Gaukelspiel der allgemeinen Abstimmung über die Sache nicht auszuführen."[3]

Auch die Kabinette griffen nicht ein. Zwar hatte der englische Ministerpräsident Gladstone persönlich den Standpunkt vertreten, es sei richtig, gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen aufzutreten, aber er war zweimal bei seinen Kollegen völlig abgefahren.[4] Die republikanische Regierung hatte durch ihre Erklärung,

---

[1] Henri Martinet, Wie das republikanische Frankreich aus dem Krieg 1870/71 herauskam, S. 127, 128.
[2] Martinet a. a. O. S. 132, 3.
[3] Martinet a. a. O. S. 135, 6.
[4] Haller a. a. O. S. 89.

Digitized by Google

Frankreich werde keinen Zoll des Landes, keinen Stein der Festungen abtreten (6. September), den Mächten den Weg zu einer Vermittlung verlegt. Die Vereinigten Staaten standen auf dem Standpunkte, daß Deutschland das Recht habe, für die Aufrechterhaltung des Friedens, den Frankreich grundlos gestört habe, Bürgschaften zu fordern. Rußland, Österreich und Italien nahmen einen ähnlichen Standpunkt ein. Die Mächte wollten Frankreich nicht im Besitze seiner Deutschland gegenüber offensiven Stellungen schützen.

Die beiden wichtigsten Angriffsfestungen: Straßburg und Metz, dazu ein Landstreifen, der wesentlich dem deutschen Sprachgebiet angehört, waren der Siegespreis, der in den Präliminarfriedensverhandlungen zugestanden wurde. Wie wir aus dem Berichte von Favre wissen, hatten sich die beiden französischen Unterhändler auf weit schlimmere Bedingungen gefaßt gemacht, als sie Bismarck forderte. Immerhin waren die Landabtretung und die Kriegskostenentschädigung weit größer, als es im Oktober der Fall gewesen wäre. Die Schuld Gambettas, der den Krieg verlängert hatte, drückt sich in diesem Unterschiede aus. In den Verhandlungen rettete Thiers die wichtige Festung Belfort seinem Vaterlande.[1] Sie ist eine sehr wirksame Sperre der Senke, welche nach Burgund führt, es blieb die Offensivfestung für das Oberelsaß. Bismarck hat auch nur durch die militärischen Gründe sich von der Notwendigkeit, Metz zu nehmen, überzeugen lassen; bis in die letzten Tage der Verhandlungen hat er gleichwohl geschwankt.[2]

Die elsaß-lothringischen Abgeordneten waren großenteils erbittert über die Gleichgültigkeit, mit der sie und die Opfer, die ihre Lande für Frankreich gebracht hatten, behandelt wurden; doch der erste Schritt war getan, sie hatten sich in die Hände des gewaltigen Tribunen gegeben, so mußte der zweite folgen. Zwar legte Hartmann ein Manifest vor, das Neffzer, der Leiter des „Temps", entworfen hatte; nach den Abschiedsworten an Frankreich würden sie darin gesagt haben, daß, nachdem Frankreich aus dem Leben des Elsasses geschwunden sei, dieses es sich selber schuldig sei, zu verteidigen, was von seinen Traditionen, seinen Sitten, seiner „Autonomie" übrig geblieben.[3] Aber Küß lag im Sterben, Hartmann

[1] Vgl. May a. a. O. S. 102 f.
[2] Haller a. a. O. S. 82 f.
[3] Schneegans a. a. O. S. 119.

Digitized by Google

hatte seine Autorität durch die Unterschrift unter das erste Manifest eingebüßt. Jetzt rächte es sich, daß die Departements zum großen Teil Männer gewählt hatten, die nicht im Lande bleiben wollten oder gar nicht darin wohnten, nach meinen Zusammenstellungen die Mehrheit. Ihnen lag es nahe, nur an Frankreich zu denken; mitleidig lächelnd nahmen Köchlin und Grosjean in den von diesem entworfenen Wortlaut wenigstens einen Zusatz auf, der die „Autonomisten" deckte. „Die Rückforderung unserer Rechte bleibt auf ewig offen," hieß es; auf Wunsch Hartmanns wurde hinzugefügt: „Für alle und jeden, in der Form und in dem Maße, die sie mit ihrem Gewissen vereinbaren können." Das war ein Hinterpförtchen für die, die innerlich Gambetta verurteilten und doch eine einige Erklärung aller nicht verhindern wollten. Zu ihnen gehörte der sterbende Küß, der erbittert über die in Bordeaux gewonnenen Eindrücke sagte: „Wir sind besser als diese Nation; Frankreich wäre nicht würdig, das Elsaß zu behalten." Der Verzweiflungsruf eines Sterbenden! Sein letzter Brief enthielt die Worte: „Frankreich ist für uns verloren, denken wir daran, das Elsaß zu retten!"

Am 1. März lag der Bericht der Kommission über den Friedensvertrag vor, jetzt hieß es ihn annehmen oder ablehnen. Es ist billig, nach einem Kriege gegen den Frieden zu toben, wenn man weiß, daß die Mehrheit ihn annehmen wird. Für den Frieden sprachen Buffet und der alte, ehrenfeste General Changarnier. „Hüten wir uns," sagte er, „vor einem dramatischen Patriotismus und vor der Sucht nach einer falschen Popularität." Endlich kam die Abstimmung: 546 Stimmen waren für die Ratifikation der Präliminarien, 107 — darunter alle Elsaß-Lothringer — dagegen. Die völlig frei gewählte Kammer hatte gesprochen, sie vertrat auch zweifellos die Ansicht der starken Mehrheit des Volkes. Dann erhob sich Grosjean: „Wir erklären nochmals null und nichtig den Vertrag, der über uns ohne unsere Zustimmung verfügt." Dann kommt der oben erwähnte einschränkende Satz, weiter heißt es: „Wir werden Sie mit unsern Wünschen begleiten und wir werden mit vollem Vertrauen auf die Zukunft warten, daß das verjüngte Frankreich den Lauf seiner großen Bestimmung wieder aufnehme. Ihre Brüder von Elsaß-Lothringen, die jetzt von der gemeinsamen Familie getrennt werden, werden dem heimatlichen Herde Frankreichs eine kindliche Anhänglichkeit bewahren bis zu dem Tage,

Digitized by Google

an dem sie wieder an diesem Herde Platz nehmen können." Der, welcher die Erklärung vorlas, hatte die Absicht, in Frankreich zu bleiben! Die Abgeordneten verließen den Theatersaal, ohne vom Präsidenten verabschiedet zu werden, auf der Treppe hörten sie die Worte eines Kollegen von der Rechten: „Die Geschichte ist angemessen verlaufen, ohne viel Zähneknirschen."

Man darf die moralische Bedeutung dieser Demonstration nicht verkleinern. Die Abgeordneten hatten sich nicht nur auf den Standpunkt der Volkssouveränität gestellt, wennschon das souveräne Volk von Frankreich sie auslieferte, sondern auch auf den Satz, daß kein Gebiet ohne Zustimmung der Bewohner abgetreten werden dürfe.

Aber der Historiker und der Politiker dürfen auch nicht vergessen, daß die Abgeordneten sich an das Leitseil Gambettas gehängt und doch sich jenen Vorbehalt offen gesichert hatten: das Recht des eigenen Gewissens. Und der Historiker muß darauf hinweisen, daß auch unter den Neinsagern manche saßen, die ihr Nein sagten, weil das Nein doch nicht die Mehrheit wurde. Frankreichs legitimste Volksvertretung billigte die Präliminarien, damit das Land weiterleben könne, ja dankte feierlich den Unterhändlern.

Wenn dieser Friede keine dauernde Gültigkeit hat, so hat ihn keiner, der je abgeschlossen wurde. Für die Abtretung des Elsasses und Deutsch-Lothringens sprach das Nationalitätsprinzip; für die Abtretung des Ganzen sprach das historische Recht; denn alle Gebiete gehörten einst zum Deutschen Reiche, eine glatte Eroberungspolitik hatte die Lande dem zerrissenen, ohnmächtigen Deutschland abgenommen, zum Teil nicht im offenen Kriege, sondern durch den offenbarsten Raub in währendem Frieden. Bleiben die natürlichen Grenzen: die Natur hat sie zum Teil noch weiter westlich gesteckt, als die neue Grenze gezogen wurde. Der deutsche Rhein wurde wieder aus einem Grenzflusse der Mittelpunkt seines Stromgebietes. Es kam darauf an, die Bevölkerung dem neuen Vaterlande zu gewinnen oder, besser gesagt, dem alten wieder innerlich einzufügen. Daß die Leute an Frankreich hingen, war nicht zu verwundern. Die Zeit mußte helfen.

Das Gefühl, die Phrase, die Rücksicht auf den alten Staatsverband hielt die Augen derer in dickem Nebel, die mit einem warmen Abschiede, mit Dankesworten an den alten Staat den

Digitized by Google

Weg zum neuen — ohne Tadel und Vorwurf — hätten finden können, sich selbst, dem engeren Vaterlande, der Welt zum Heile. Die deutsche Regierung hatte den Gebieten in strenger Vertragstreue und Loyalität die vollste Wahlfreiheit gelassen; das Volk aber hatte sich die Dinge nicht ruhig überlegt, nicht das Gestern und nicht das Morgen. Allerdings, wer wird in solcher Lage so viel Seelenstärke besitzen? So war es zu Demonstrationen gekommen, die über die Absichten der Demonstranten hinausgingen und sich später ausbeuten ließen, um zu einem neuen Kriege zu schüren. Man wahrte die Treue in einer Stunde, wo der Abschied von den Franzosen als Erlösung empfunden worden wäre.

Digitized by Google

XXIV.

Die Kriegsziele des französischen Volkes und der elsaß-lothringischen Auswanderer in Frankreich.

Aufgaben der deutschen Verwaltung in Elsaß-Lothringen. — Steigerung des Wertes des Landes. — Montan- und Eisenindustrie. — Petroleum und Kali. — Sonstige wirtschaftliche Blüte. — Die elsaß-lothringischen Emigranten. — Französische Kriegsziel-Literatur. — Inhalt von 25 Büchern. — Die Gemäßigten. — Die Radikalen. — Die Krone des Wahnsinns. — Deutsche Kriegsziel-Literatur. — Eine erfreuliche Seite der französischen Schriften. — Französische Elsässer loben deutsche Verwaltung und wollen vieles beibehalten.

Die Rückerwerbung von Elsaß-Lothringen stellte Deutschland vor eine unendlich viel schwerere Aufgabe, als sie einst Frankreich in diesen Landen zu lösen unternommen hatte. Deutschland war kein Einheitsstaat, der sich glattweg zwei Provinzen hätte angliedern können; das bot allerdings den neuen Bürgern des Reiches, wenn sie sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Tatsachen stellten, die Möglichkeit, hier in gewissem Sinne einen deutschen Sonderstaat auszubilden und in ihm ihre Eigenart zu pflegen. Für eine solche Bewegung war aber der Protest in Bordeaux, der von den ersten Reichstagsabgeordneten bei ihrem Eintritt in den Deutschen Reichstag wiederholt wurde, ein disharmonischer Auftakt. Der Bischof Räß stellte sich auf den Boden der Tatsachen. Einst, bei der französischen Besitznahme, waren neben den französischen Garnisonen zur Leitung der in Territorien zerspaltenen und im Besitze einer starken Selbstverwaltung befindlichen Provinzen nur sehr wenige französische Verwaltungs- und Gerichtsbeamte erforderlich, die es zudem fast niemals mit den Untertanen unmittelbar zu tun hatten. Jetzt waren die Landschaften Teile eines zentralisierten Staates mit kümmerlichen Anfängen von Selbstverwaltung gewesen, und Mittelinstanzen gab es nicht. Der neue Herr mußte also eine große Zahl von Beamten entsenden, so viele, daß sie als fremdherrschaftliche erschienen; denn den eingeborenen Beamten war im Gegensatz zu früher ja nicht die Möglichkeit gegeben, als Beamte der Lokalgewalten ruhig weiter tätig zu bleiben, sich nur

Digitized by Google

den Gesetzen zu beugen. Sie mußten wählen, ob sie dem neuen Staate den Diensteid schwören wollten oder nicht. Was Frankreich langsam, stufenweise durchgeführt hatte, mußte — so gebot es unausweichlich die notwendig beizubehaltende Struktur eines Staates mit stark ausgebildeter Zentralgewalt — die deutsche Verwaltung in wenigen Jahren, ja vielfach in wenigen Monaten durchführen. Die schonendste Herrschaft auf der Welt hätte nicht anders handeln können und wäre nicht daran vorbeigekommen, Härten zu zeigen und Empfindlichkeiten zu wecken. Aber es liegt nicht in meiner Aufgabe, die Segnungen der neuen Verwaltung zu schildern und dabei als gewissenhafter Historiker auch die Mängel, Fehler und Sünden, wie sie mir erscheinen, hervorzuheben. Hier galt es nur anzudeuten, daß die Aufgabe zu den schwierigsten gehörte, die je einer Verwaltung gestellt worden sind.

Daß die beiden Landschaften die Sehnsucht der Franzosen blieben, ist verständlich. Es handelte sich für sie nicht nur um die Zurückgewinnung der Bewohner, nicht nur um die alten Schätze der reichen Landschaften, neue, erhebliche Werte waren hinzugekommen.

Als es sich in den Frankfurter Friedensverhandlungen darum handelte, den Bezirk um Belfort festzustellen, dessen Ausdehnung von Frankreich gewünscht wurde, wurde zur Entschädigung das Gebiet von Diedenhofen vergrößert, wo sonst deutschredende Ortschaften bei Frankreich geblieben wären. Der Geländeaustausch war der Nationalversammlung zur Auswahl gestellt worden. Die Militärkommission sprach sich gegen die Erweiterung von Belfort aus, aber Thiers brachte sie halb zum Umfall, und auch in der Hauptsitzung drückte er mit all seiner Beredsamkeit auf die Abgeordneten. So erreichte er die Annahme des definitiven Friedens mit 433 gegen 98 Stimmen. Diese richteten sich zum Teil gegen den Tausch, nicht gegen den Frieden. Zum zweiten Male entschied die überwiegende Mehrheit der ganz frei gewählten Volksvertretung sich, wenn auch blutenden Herzens, für den Frieden.

Bei jenen Verhandlungen hatte ein hoher preußischer Bergbeamter, Hauchecorne, sich für den Erwerb der lothringischen Erzlagerstätten eingesetzt. Damals galt freilich die Minette der dortigen Oolithplatte als sehr minderwertig, weil man den hohen Phosphorgehalt noch nicht beseitigen konnte; da das durch die Entdeckung des Thomasverfahrens im Jahre 1879 gelang, erlangten plötzlich

Digitized by Google

die Erzlagerstätten, die sich ungleich auf den französischen (40 000 bis 50 000 Hektar) und den deutschen (27 000 bis 28 000 Hektar) Anteil Lothringens verteilen, eine hohe, für die deutsche Eisenindustrie ausschlaggebende Bedeutung. Erst jetzt wurde das großartigste aller bekannten Eisenerzvorkommen der Welt nutzbar. 1872 waren erst 1449 Arbeiter auf den deutschlothringischen Gruben tätig, 1912 aber 16 705, und die Förderung war auf 20 000 000 Tonnen gewachsen. Die Roheisenerzeugung stieg in folgendem Maße: 1872 bei 30 kleinen Hochöfen 220 000 Tonnen Roheisen im Werte von 23 Millionen Mark, bei Beschäftigung von 1515 Arbeitern; 1911 sind es 54 Hochöfen, rund 3 Millionen Tonnen im Werte von 136 Millionen, und die Arbeiterzahl war auf 8843 gestiegen. Die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche mit seiner erstaunlichen Entfaltung industrieller Tätigkeit gab der lothringischen Minette die für eine solche Entwicklung notwendige Absatzmöglichkeit. Gustave Hervé schrieb 1913: „Bei Rückgabe an Frankreich würde . . . das industrielle Lothringen, das heute seinen Hauptabsatz in dem bevölkerten und industriellen Deutschland findet, nachher als Absatzmöglichkeit nur noch den beschränkteren Markt des weniger bevölkerten und weniger industriellen Frankreichs haben, wo übrigens die Konkurrenten eine alteingesessene Kundschaft besitzen."[1]

Der Steinkohlenbergbau Lothringens hat eine ähnliche Vermehrung erfahren: 1872 wurden 290 000 Tonnen gefördert, 1912 3 539 000; die Arbeiterzahl stieg von 1844 auf 15 053.

Schon Wimpfeling erwähnt das Petroleum im Elsaß, seit 1745 wurde das Vorkommen bei Pechelbronn bergmännisch ausgebeutet, doch liegt die Steigerung in der deutschen Zeit, die Fördermenge betrug 1875 742 Tonnen im Werte von 52 000 Mark, sie stieg bis 1912 auf 47 000 Tonnen im Werte von 2 831 000 Mark.[2]

Deutschland besitzt im Kalisalze, diesem außerordentlich wichtigen Düngerstoffe, die bedingungslose Weltherrschaft; denn außerhalb der deutschen Grenzen gibt es keine abbauwürdigen Vorkommen von Kali. Bei Mülhausen im Elsasse, im Bereiche des einst menschenleeren Nonnenbruches, liegt Kali unweit der französischen Grenze. Dort wurde es 1904 erbohrt, und heute sind für 20 000 Hektar Berechtigungen ausgegeben und der Betrieb wird durch dreizehn Gesellschaften betrieben, er lieferte 1912 bereits 137 243 Tonnen.

[1] L'Alsace-Lorraine 1913. Paris, Édition de „La Guerre sociale", p. 153.
[2] Wagner in Elsaß-lothr. Kulturfragen, 1914, S. 282 f.

Digitized by Google

Die Textilindustrie, die in Mülhausen ihre Hauptstätte hat, konnte die Krisis nach 1871 gut überstehen und blühte, wie die Eisenindustrie, mächtig empor. Allein die Kammgarnspinnerei wuchs von 1870 mit 1,98 Millionen Kilogramm auf 10,4 Millionen. Unter der deutschen Verwaltung hat also Elsaß-Lothringen einen sehr viel höheren wirtschaftlichen Wert erreicht, als die Lande vor 1870 besaßen. Nicht nur die Bewohnerzahl hat sich erheblich gesteigert — trotz der Option für Frankreich und späterer Auswanderung —, sondern auch der Wohlstand ist außerordentlich gestiegen. Die wirtschaftliche Blüte des Landes berechtigte sicherlich niemand, über die Grenze zu schielen. Fr. Stehelin, der einer Vorliebe für Deutschland gänzlich unverdächtig ist, hat 1914 vor Ausbruch des Krieges in seinem Mahnwort „Reichsland" ausgesprochen: „In ökonomischen Fragen muß Elsaß-Lothringen mit Deutschland zusammengehen. Seine Rückkehr zu Frankreich wird vom wirtschaftlichen Standpunkt aus immer unmöglicher."

Die Winzer waren 1870 äußerst übel daran, dann erschloß sich der deutsche Markt, die Lage verwandelte sich in eine recht günstige. Und ebenso erging es den Tabakbauern, die unter staatlicher Pflege Qualität und Quantität ihrer Pflanzungen steigerten. Am deutlichsten kommt der Wohlstand in den Sparkassenanlagen zum Ausdruck, 1872 waren in 41 713 Büchern 7 413 117 Mark hinterlegt, 1912 in 488 573 177 801 546 Mark. So sagt Hervé: „Außerdem nahm Elsaß-Lothringen unter der deutschen Verwaltung einen Aufschwung, den es vor der Annexion nicht gekannt hatte."[1] Das war die Folge einer guten Verwaltung und der Tatsache, daß die Lande ihrem natürlichen Wirtschaftsgebiete wieder eingefügt worden waren.

Um so sehnsüchtiger wurde die Stimmung vieler Franzosen, die im eigenen Lande zwar die reichsten Erzlager haben, aber an Kohlenmangel leiden, während in Deutschland das Umgekehrte der Fall ist. Doch die Rückständigkeit der französischen Industrie und des französischen Handels liegt vorwiegend an dem Unfleiße, der geringen Anpassungslust, der minder entwickelten Erfindergabe, dem mangelnden Organisationstalente, der schwachen Unternehmungslust der Kapitalisten und andern Charaktereigenschaften der Franzosen, die Huret und andere sehr wohl erkannt haben.[2]

[1] A. a. O. S. 60.

[2] Vgl. En Allemagne, 4 Bde., 1912.

Digitized by Google

Die ausgewanderten Elsaß-Lothringer haben nicht aufgehört, die Agitation für den Rückerwerb des Landes in Gang zu halten, Gambetta war ihre kräftigste Stütze, dann die 1872 gegründete Ligue de Délivrance, die sich 1882 Patriotenliga nannte. Es gab Zeiten, wo man diese Bewegung als lästig und gefährlich ansah, von 1889 bis 1897 war die Gesellschaft unterdrückt, entstand aber schon 1895 wieder. Sie wuchs wieder heran mit der für Frankreich günstigeren Lage der Weltpolitik und mit der freieren Gestaltung der Reichslande, wo es immer noch Wahlkreise gab, die protestierende Abgeordnete entsendeten. Es liegt nicht im Rahmen dieses Buches, diese elsässisch-lothringische Entwicklung zu behandeln, und damit entfällt die Möglichkeit, auch die damit verbundene Geschichte der von Frankreich ausgehenden Agitation zu erzählen. Von den dort weilenden Emigranten gilt dasselbe, was von den Emigranten der Revolutionszeit geurteilt wird. Ein Emigrant verliert das ruhige Urteil, er sieht Hoffnungen für Wahrheiten an, er beobachtet nicht sicher die Veränderungen des Heimatlandes, und er selbst verwandelt sich, indem er sich der neuen Heimat mehr oder weniger angleicht. Ihre Hoffnung konnte nur dasselbe sein, was die Condéschen Freunde erstrebten, der Krieg. Sie waren seit 1871 eine Kriegsgefahr, und die französische Regierung hielt sie nicht nieder. Entscheidend war auch der Eintritt von Elsässern in die Ministerien: Steeg ist der Sohn eines protestantischen Pastors, Klotz und Malvy sind aus dem Elsasse stammende Juden, Siegfried ein Mülhäuser, wie Thierry ein Hagenauer und die Kriegsminister Zurlinden und Picquart stammten aus Colmar und Straßburg. Ich habe damit aber die Liste wohl nicht erschöpft.

Und der Krieg kam, aber es war nicht ein schnelles Niederwerfen des umstellten Feindes, sondern ein Kampf aufs äußerste und um das Äußerste. Heute haben mehr Franzosen ihr Leben im Streite lassen müssen, als es 1871 überhaupt Elsaß-Lothringer gab. Eine furchtbare Verantwortung! Frankreichs Bevölkerung ist so zusammengeschrumpft, die Zahl der Kindergeburten ist so gering, daß es aus seinem eigenen Blute dem Lande in Menschenaltern nicht die Bevölkerungszahl zurückgeben kann, die es besaß. Und dieses Volk will noch immer Land erobern, ein Volk in großen Bestandteilen unterjochen, das für seine Bevölkerungszunahme nur durch die Ausdehnung seiner Industrie Raum schaffen konnte!

Digitized by Google

„Wie früher die Botschafter, bevor sie abreisten, vom Könige ihre Instruktion erhielten, so müssen jetzt die Botschafter Frankreichs die ihrige von der Demokratie empfangen. Die Stunde ist gekommen, einmal mit der Politik der Geheimtreppen, den geheimen Zusammenkünften und den Geheimverträgen ein Ende zu machen," sagt der ernsthafte Professor der Geschichte in Paris Ernest Denis.[1] Das ist unzweifelhaft logisch gedacht, aber die Stunde ist eben nicht gekommen. Gerade die demokratischen Regierungen von Frankreich, Italien usw. usw. üben einen Terrorismus aus, der das Volk gar nicht zum Erkennen der Wahrheit und zu einer freien Meinungsäußerung kommen läßt. Die französische Regierung geht allen voran in der Verheimlichung der Geheimverträge, der Ministerpräsident Ribot hat am 5. Juni 1917 die Veröffentlichung der Geheimverträge mit Rußland zugesagt, weder er noch der radikale Demokrat Clemenceau folgen durch die Tat der Logik von Denis.

Aber so viel ist zweifellos an jenen Sätzen richtig, daß die Willensäußerung der Völker heute auf die Politik einen sehr viel stärkeren Einfluß hat als früher. Den sogenannten Volkswillen aber zu erkennen, sind wir in weitem Umfange auf die Worte der Schriftsteller angewiesen. Es ist darum geboten, erst die Forderungen kennen zu lernen, die in französischen Schriften aufgestellt sind, ehe wir prüfen, was die französischen Regierungen uns in Deutschland zugedacht haben. Die Kriegsziele anderer Länder und die französischen gegenüber nichtdeutschen Staaten lasse ich beiseite. Ich will mit den mäßigsten Kriegszielen beginnen.

Es gibt unzweifelhaft in Frankreich Menschen genug, die vor dem Kriege für die Aufrechterhaltung des Frankfurter Friedens eintraten, aber sie kommen jetzt nicht zu Worte. So muß ich denn mit denen beginnen, die sich mit dem Rückgewinne Elsaß-Lothringens zufriedengeben wollen. Sich darauf einzuschränken, rät der mit der deutschen Geschichte vertraute Ernest Denis, der einem ewigen Weltfrieden zustrebt und daher nicht daran denkt, das deutsche Volk gänzlich zu entwurzeln. Er „begnügt" sich mit der Abgliederung Elsaß-Lothringens, der polnischen Provinzen und Nordschleswigs wie des größten Teiles unserer Kolonien. Er fürchtet, selbst in Elsaß-Lothringen Widerstände zu finden, er mahnt seine

[1] La Guerre, Causes immédiates et lointaines. L'intoxication d'un peuple. Le traité. Paris, Delagrave. 14me édition. S. 300.

Digitized by Google

Landsleute, sich die Dinge dort nicht in bengalischem Lichte vorzustellen. An der Mosel glaubt er kein Plebiszit riskieren zu können. Aber die Annexion des ganzen Moselgebietes würde er doch der Wiederherstellung des deutschen Bundes vorziehen. Er traut auch nicht dem nach ihm vom englischen Kabinette günstig angesehenen Projekte der Errichtung eines Bundes mit einem Triumvirat oder einem Präsidenten an der Spitze, nicht der Wiederherstellung des Königreiches Hannover, der Errichtung eines rheinischen Staates. Das führe zu keinem dauerhaften Frieden, er will aber einen modus vivendi. Er will Deutschland seine Wege gehen lassen, die er als die der Demokratie ansieht. Trotz einiger Pessimisten hält er — in diesem Punkte noch gänzlich unbelehrt — die Demokratie in ihrem Wesen für friedlich! Die internationale Friedensorganisation wird nur Milizheere zulassen, und das Haager Friedensgericht wird den Frieden aufrechterhalten. Denis ist damit glücklich bei den Träumen der Pazifisten angelangt.

Ein anderer hochangesehener französischer Geschichtschreiber, Seignobos, verurteilt diejenigen, die die Kriegsziele Frankreichs enthüllen. Er will einen dauernden Frieden, und er hofft, daß der Kongreß, der ihn bringen wird, als Regel nehme, bei der Verteilung der Gebiete das nationale Gefühl und den Willen der Bevölkerungen zu achten. Frankreich — meint er — werde Gebiete ablehnen, die protestierende Abgeordnete schicken würden, und werde der verbrecherischen Versuchung widerstehen, ein Territorium durch die Vertreibung seiner Bewohner zu französieren.[1] Er hofft auf ein neues internationales Recht, getragen von dem Geiste des Verantwortlichkeitsgefühls der Parlamente; er nimmt an, daß Mitteleuropa in die Bahnen der andern Staaten, der „zivilisierten", einlenken werde. Ich will nicht auf das Gebiet der inneren Politik eingehen, aber das eine ist doch hervorzuheben: er feiert unter den Fürsten allein den vom Friedensgeiste erfüllten russischen Zaren — der Prozeß gegen den russischen Kriegsminister Suchomlinow wird Seignobos wohl die Augen geöffnet haben, und vielleicht wird er doch noch einmal anerkennen, daß Deutschland den Krieg nicht heraufbeschworen hat.

Mehr als die Grenze Elsaß-Lothringens fordert auch der frühere Minister Yves Guyot nicht, aber was steht sonst in seinen

[1] 1815—1915. Du Congrès de Vienne à la Guerre de 1914. Paris, Colin, o. J.

Digitized by Google

Forderungen? Verlust aller Kolonien, Auflösung des Deutschen Reiches, Zerteilung Preußens, Bildung eines mitteldeutschen Staatenbundes unter Sachsen, Wiederherstellung der 1866 beseitigten Staaten. Der so geschaffene Zustand wird bleiben, wenn Frankreich bei den Deutschen die Furcht vor sich beseitigt; daher müsse man seinen territorialen Ehrgeiz auf Elsaß-Lothringen einschränken. Aha! Der Finanzmann berechnet sich dann die Wege der Kriegskostenentschädigung: er schlägt vor, französische Obligationen auszugeben, die durch den Wert der Staatsbahnen, der Berg- und Hüttenwerke und Salinen Preußens und in leichterem Maße auch der übrigen Staaten zu decken sind. „Um die Ausdehnung des deutschen Handels und der Industrie zu treffen, muß man die deutschen Grenzen öffnen."[1]

Derjenige, der unter allen französischen Schriftstellern über die Kriegsziele am meisten von den Dingen versteht, Vidal de la Blache, tritt für die Grenze des ersten Pariser Friedens ein: für die Wegnahme des Kohlenbeckens von Saarbrücken und für die Rheingrenze. Jene würde dem Kohlenmangel Frankreichs abhelfen, und den Rhein denkt er sich nicht mehr als den Fluß seiner Uferstaaten, sondern als einen internationalen Strom, es gelte das Monopol der rheinisch-westfälischen Kohle zu brechen, die englische Kohle würde dann auch bis Mannheim und Straßburg vordringen, die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Völker ihre Rechnung finden und damit Deutschland eine furchtbare Waffe entwunden werden.[2] Mit dem Erwerbe der Naturschätze und der Fabriken Elsaß-Lothringens würde an Frankreich die Notwendigkeit herantreten, für die Ausfuhr zu sorgen. Der kluge Geograph kennt auch die Schwächen der französischen Industrie, ihren Mangel an Erfindungsgeist. Er wünscht, daß sich Frankreich des Beispiels der Mülhäuser erinnere. „Nach unsern Revolutionen und unsern Kriegen muß der Erfindungsgeist und der Geist gemeinsamer Anstrengungen die französische Einigkeit in ein solides Metall umschmieden."[3]

Auch ein anderes Mitglied des Institutes, L. de Launay, Professor an der École Nationale Supérieure des Mines, begnügt sich mit der Saarlinie; aus den Landen will er dann alle Deutschen ausweisen und ihre Unternehmungen in französische

[1] A. a. O. S. 401.
[2] A. a. O. S. 231.
[3] A. a. O. S. 265. Der Schlußsatz seines Buches.

Digitized by Google

Aktiengesellschaften mit Aktien auf Namen umgewandelt wissen, dann erhalte Frankreich einige ihm bisher unbekannte Fabrikationszweige.[1]

Ein wenig weiter geht schon der Professor der Faculté des lettres in Bordeaux, Henri Lorin,[2] er will die Nordgrenze durch Militärs bestimmt haben, Belgien soll Trier und Aachen erhalten usw. Auch er will die Weltkarte gründlichst umgestalten. Ein ernsthafter Mann ist der Deputierte für Calvados, Fernand Engerand: mit dem ganzen Rheinlaufe war Frankreich zu stark, die Grenze von 1790 und der neutralisierte Rest des linken Rheinufers gestatteten noch eine angemessene Politik, Preußen aber mit der ganzen Rheinlinie zerstörte das Gleichgewicht. An anderer Stelle hält er es mit Napoleon I.: „Die Rheinlinie ist ein Beschluß Gottes."[3]

Unser alter Bekannter de Pouvourville will den Deutschen das ganze linke Rheinufer abnehmen.[4]

Bei Onésime Reclus sind zwei Stadien seines Wahnsinnes zu unterscheiden. In der ersten Schrift: „Annexion de la Rive Gauche", läßt er es bei dem linken Rheinufer bewenden, das ist ihm „ein Werk der Moral". — „Man wird mit dem Protektorat und der Zolleinigung beginnen." Er duldet auch noch die deutsche Schule, 1997 wird jeder sich als Franzose fühlen![5] In der Schrift „L'Allemagne en morceaux" geht er gründlicher zu Werke. Das linke Rheinufer unterhalb des Saarbeckens und des Elsasses hat zu wählen zwischen Frankreich und einer ewigen Neutralität, das luxemburgische Haus wird verpflanzt, Baden neutralisiert. Er pfeift auf die Nationalität. England erhält Helgoland, das Protektorat über Hannover, Hamburg und Bremen mit einem weiten Landgebiete; die freien Städte Frankfurt, Mannheim und Essen kommen unter französisches Protektorat, Lübeck unter russisches. Dänemark werden, um es nicht zu sehr mit fremden Gebieten zu belasten, das Land nördlich des Kaiser-Wilhelm-

[1] France-Allemagne, Problèmes miniers. Munitions. Blocus. Après-Guerre. 1917. Paris, Colin, S. 257—264. Ähnlich der frühere Unterstaatssekretär Maurice Ajam in der L'Information vom 15. September 1915.

[2] La Paix que nous voudrons. 1915. Paris, Alcan.

[3] L'Allemagne et le fer. Les frontières lorraines et la force allemande. 1916. Paris, Perrin. S. 13 u. 33.

[4] A. a. O. S. 242.

[5] S. 60, 71, 75.

Digitized by Google

Kanals und die friesischen Gebiete längs der Küste zugewiesen. Rußland wird für das neue Polen die beiden Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, Polnisch-Schlesien, ja, wenn es will, ganz

LE PARTAGE DE L'ALLEMAGNE

Nach Oberstleutnant R. de D.

Schlesien erhalten. Der Rest Deutschlands, der nur noch Stettin als Hafen hätte, wird in zwei scharf getrennte Hälften zerlegt und darf nur Polizeitruppen halten. Selbstverständlich verliert es alle Kolonien. Preußen wird völlig in Königreiche aufgelöst! Ebenso wird Österreich-Ungarn aufgeteilt. Dieser Wahnwitz, diese Ver-

Digitized by Google

sündigung an der Menschlichkeit rührt von dem Sohne des berühmten Geographen und sozialistischen Agitators Elisée Réclus her.

Der Oberstleutnant R. de D.[1] hat schon 1913/14 seinen Sinn auf größere Staaten gerichtet; darunter sind aber nur zwei deutsche, und der eine wird so gestaltet, daß die landesverräterischen Tschechen dem Verfasser seinen Plan gewaltig verübeln werden. Er gibt, wie die vorstehende Karte zeigt, Frankreich außer Elsaß-Lothringen und Luxemburg zunächst das linke Rheinufer bis unterhalb Köln (der verbleibende Rest bildet den Dank an Belgien, von dem der Offizier also im voraus annahm, daß es auf französischer Seite fechten würde), aber damit kann Frankreich nicht zufrieden sein, es werden ihm Baden, Württemberg, Nassau, ein großer Teil von Unterfranken zugesprochen. Im Norden grenzt es an — England. Diesem wird das rheinisch-westfälische Industriegebiet zufallen, dann das Land bis zur Wesermündung, also auch Wilhelmshaven. Dänemark ist eine so starke Bereicherung zugedacht, daß in diesem Staate die Dänen weit in die Minderheit gedrängt würden; denn ihre Herrschaft endete unmittelbar bei Magdeburg und Wismar. Alles, was östlich liegt, käme an Rußland, einschließlich des Königreichs Sachsen. Österreich würde Bayern, abgesehen von seiner Nordgrenze, erhalten. In der Mitte bliebe der Rest des alten Deutschlands: das neutrale Thüringen unter dem König von — Württemberg! Der Oberstleutnant schrieb zu einer Zeit, wo er mit dem Verrate Italiens an seinen Bundesgenossen noch nicht rechnete, wohl aber mit der Bundesgenossenschaft Österreichs. Italien wird seine Flotte auf zehn gepanzerte Fahrzeuge eingeschränkt und es auf die Stufe einer Macht fünfter Ordnung gebracht! Dem Schlußkapitel geht eine Phantasiegeschichte des Krieges vorauf.

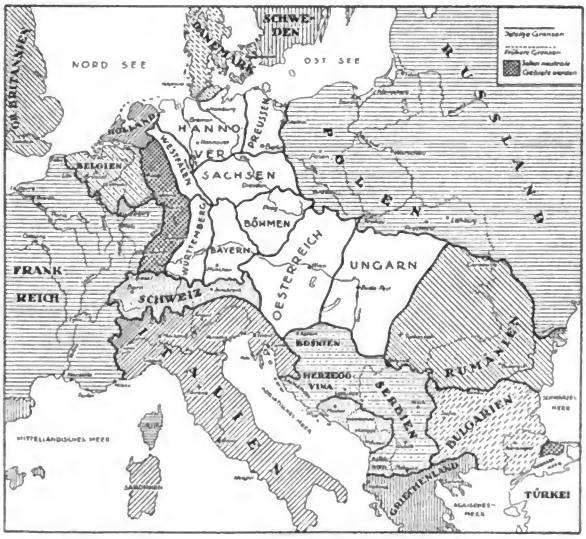
F. Pigeon hat 1915 die Welt und Deutschland neu verteilt.[2] Frankreich ist bescheiden, es erhält das linke Rheinufer bis etwa Bacharach, Belgien den weiteren Teil, einschließlich der holländischen Landschaften südlich des Stromes, eine Entschädigung dafür ist nicht vorgesehen. Das rechte Rheinufer ist bis zu einer Tiefe von 100 Kilometern neutralisiert unter französischer Aufsicht. Für England hat der Verfasser auf dem Kontinente nichts vorgesehen. Dänemark bekommt das Land bis in die südlichen Teile Holsteins. Russisch-

[1] Le partage de l'Allemagne. L'echéance de demain. Paris, Publications Artistiques.

[2] L'Europe future de demain.

Digitized by Google

Polen reicht in Zukunft bis zur Oder und erhält auch die Lausitz und Schlesien. Italien umfaßt fortan weite slawische und deutsche Gebiete. Das deutsche Land nördlich des Brenners bis über Tirol hinaus wird der Schweiz geschenkt. Es bleiben in Deutschland sechs selbständige Staaten: groß sind unter ihnen Hannover und Sachsen; Westfalen und Württemberg bilden ein westliches Band.



Sehr schlecht kommen Bayern und noch schlimmer Preußen weg, dem doch wenigstens Berlin verbleibt. Mit Böhmen ohne Mähren werden die österreichfeindlichen unter den Tschechen nicht zufrieden sein. Österreich ist arg zusammengeschrumpft, Ungarn auf eine kleinere Hälfte gebracht.

Unser alter Freund Edouard Driault nimmt sich in der Reihe solcher Phantasten noch einigermaßen vernünftig aus. Er will „nur", daß sich Frankreich und Belgien auf dem linken Rheinufer einrichten. „Frankreich wird den preußischen Militarismus ... zerstören, es wird ‚die alten deutschen Freiheiten' wiederherstellen,

Digitized by Google

deren Beschützer und Bürgen unsere Könige waren. Wenn nötig, wird man ihnen die ausgezeichnete Goldene Bulle zurückgeben, unter der sie sich so viele Jahrhunderte hindurch so wohl befanden, mit ihrer so schmackhaften gotischen Originalität. Ohne Zweifel wird Deutschland ... die Überlieferung seiner großen Künstler und seiner berühmten Philosophen wieder finden und schuldet dann den französischen Siegen eine neue Ära des Friedens und der Bildung. Kein Zweifel, es wird dafür bald Dankbarkeit empfinden."[1] Über die Einzelheiten der Organisation des linken Rheinufers spricht Driault sich 1916 aus. Er wünscht keine protestierenden Abgeordneten; „aber da das Volk zwar deutscher Sprache, im Grunde aber keltisch ist und eine gallo-römische Kultur hat, wird man ihm die Freiheiten geben, die es nach dem Westfälischen Frieden hatte und die ihm zwei Jahrhunderte der Wohlfahrt sicherten"! Charles Mauras meint nach Driault, das Rheinland werde alle seine Anlagen zu einer französischen Entwicklung bewähren. Und Driault hat ein Mittel gefunden, die Rheinländer Frankreich gefügig zu machen. Er wollte 1916 Deutschland und Österreich eine Kriegskontribution von 400 Milliarden Franken auferlegen — heute würde er wohl die doppelte Summe vorschlagen — er rechnet so: die Verzinsung allein macht 200 Franken auf den Kopf, nun sagen wir den Rheinländern: Ihr könnt Deutsche bleiben, das kostet aber 200 Franken jährlich! Das wird nach Driault helfen. Welch ein Menschenfreund! Aber immer ist in seinen Zeitungsartikeln und Büchern derselbe Refrain: „La France au Rhin", und das soll heißen: Befreiung der Welt! Frankreich der Gendarm der Freiheit und des Friedens![2]

Ein Anonymus[3] von 1915 ist mit dem linken Rheinufer bis südlich Bonn zufrieden, dann folgt bis unterhalb Neuß belgischer Besitz. Holland wird für den Verlust der Gegend um Maastricht durch Ostfriesland und einen Streifen des Emslandes und Westfalens entschädigt. Der Verfasser hält auf Wassergrenzen, und so werden die Stever und die Aa Grenzflüsse, was die vom Verfasser

[1] Les traditions politiques de la France et les conditions de la Paix. 1916. S. 212.

[2] La France au Rhin. 1916. Paris, Boivin & Cie, S. 45 und 42. Pas de Paix durable sans la Barrière du Rhin. 1917. Paris, Floury, S. 44. La République et le Rhin 1, 156. 2, 150 f.

[3] La paix que nous devons faire. Le Remaniement de l'Europe. 1915. Paris, Boivin et Cie. Lausanne, Payot et Cie.

Digitized by Google

nicht beobachtete Folge hat, daß die Stadt Münster halb zu Holland und halb zu Westfalen kommt. Und was für völkertrennende Ströme sind das! Dänemark erhält Schleswig, Holstein und Lauenburg. Das mit Rußland vereinigte Polen bekommt Ost- und Westpreußen sowie Schlesien. Im Innern Deutschlands werden die

Königreiche Hannover und Westfalen wiederhergestellt. Letzteres soll der Großherzog von Hessen-Darmstadt erhalten. Man würde dadurch dessen Schwager, dem Zaren, eine Genugtuung beweisen. Wenn nur heute dieser durch seine Freunde ruinierte „große Bundesgenosse“ in einer Dachstube des Darmstädter Schlosses ruhig schlafen könnte! Im übrigen läßt der Anonymus die 25 Staaten Deutschlands als selbständige Staaten bestehen. Sie dürfen einen Kaiser erheben, unter keinen Umständen einen Hohenzollern, auch darf niemals zweimal hintereinander ein Kaiser aus demselben

Digitized by Google

Hause gewählt werden. Aber als die beste Lösung erscheint diesem Freunde des deutschen Volkes seine Auflösung in eine Anzahl vollsouveräner Staaten.

Der Geschichtsprofessor Dontenville[1] will sich nicht durch Haß und Rache leiten lassen, nicht nach dem Vae victis handeln, sondern ein solides Gleichgewicht in Europa herstellen und die nationalen Wünsche berücksichtigen. Edle Beweggründe! Das ganze linke Rheinufer wird Deutschland abgenommen. Belgien bekommt etwas davon, wenn es nicht aus Bescheidenheit zugunsten Frankreichs darauf verzichtet. Der Norden Schleswig-Holsteins kommt an Dänemark, der Rest bildet einen selbständigen Staat, darin wird der Kieler Kanal neutralisiert. Das mit Rußland verbundene Polen erhält Galizien und Posen, bei Schlesien, Ost- und Westpreußen hat der Historiker Bedenken. Ein Deutschland wird es nicht mehr geben, sondern „les Allemagnes". Der Verfasser ist so gütig, wenigstens einen Norddeutschen und einen Süddeutschen Bund zu gestatten. Preußen wird man um Hannover und Frankfurt verkleinern. Hamburg aber würde man in eine „glänzende Isolierung" bringen. Der Südbund soll unter die Leitung von Bayern kommen, besser noch unter die Österreichs. Natürlich der Deutschen Österreichs, aber einschließlich der Slawen in Kärnten und Steiermark. Der Verfasser denkt eben nicht allzuhoch vom Nationalitätsprinzip. Am Rheine hält er auch eine Reihe von Brückenköpfen für wünschenswert. Luxemburg wird in Frankreich verschwinden. Belgien erhält die Scheldemündung, Maastricht und das südliche Limburg, Holland wird aber, „obwohl wir uns manchmal über seine Haltung zu beklagen hatten", durch Wesel und Ostfriesland entschädigt. Schließlich werden Frankreich, Belgien und die Niederlande einen Wirtschaftsbund bilden.

Für E. M. Savarit[2] steht die Lösung noch nicht fest, aber der Rhein muß die Grenze Deutschlands werden. Er schwankt nur, ob, abgesehen von Elsaß-Lothringen, die jetzigen Territorien bestehen bleiben, mit Frankreich nur durch gemeinsame Zollunion verbunden, oder ob sie einen einzigen Staat mit derselben Zolleinigung bilden oder ob das Ganze zwischen Frankreich und Belgien geteilt werden solle.

[1] Après la guerre. Les Allemagnes, la France, la Belgique et la Hollande. 1915. Paris, Floury.

[2] La Frontière du Rhin. 1915. Paris, Floury.

Digitized by Google

Armand Richter, Avocat à la Cour d'appel de Paris,[1] hat eine eigenartige Lösung: Elsaß-Lothringen an Frankreich, Schleswig-Holstein an Dänemark, Posen und Westgalizien an Polen (Rußland), die Kolonien werden natürlich verteilt. Für die Kriegskostenentschädigung und zur Sicherung gegen einen „neuen Angriff" kommt das linke Rheinufer bis zur Mosel unter französische Okkupation, weiter unten unter belgische. Nach 50 Jahren wird ein Plebiszit stattfinden. Das Ergebnis würde nicht zweifelhaft sein, man würde die Abtretung billigen.

André Sardou ist kein Idealist, er ist für das Recht des Stärkeren: „Der Preis muß den Anstrengungen entsprechen; der gegenwärtige Krieg hat mit dem letzten deutsch-französischen nichts zu tun."[2] Für diesen Standpunkt des Rechtes des Stärkeren ist er linksrheinisch bescheiden, da läßt er von der Ahr abwärts die Rheinprovinz an Belgien kommen, aber rechtsrheinisch wird der Schwarzwald, Odenwald, Taunus, Westerwald und dann eine Linie auf Dorsten Frankreich von dem bunten deutschen Staatengewirre trennen.

Mit viel Wissenschaft tritt A. Delaire,[3] Conseiller Maître à la cour des comptes, auf, er will nicht nur das linke Rheinufer, sondern gleich dem General Humbel verlangt er zum Schutze der (also ungenügenden) Rheingrenze einen Landstreifen von Breisach bis Wesel, am besten alles bis zum Kamme der östlichen Randgebirge (Karte S. 121).

Der in Frankreich auch heute noch, trotz der ihm in den letzten Jahren zugefügten Stöße, äußerst einflußreiche Geschichtschreiber der Revolutionszeit Aulard[4] löst den Widerspruch zwischen dem von ihm als Evangelium verehrten Völkerrechte und der Lust zu Annexionen durch — Sätze aus Kant. Die deutsche Reichsverfassung ist für den Frieden gefährlich, also darf man Deutschland eine andere Verfassung aufzwingen. Das war derselbe Satz, auf Grund dessen die Alliierten einst gegen die Verfassung der französischen Revolution kämpften. Damals gegen die Franzosen das bitterste Unrecht, heute gegen Deutschland für Aulard die Rechtsunterlage. Der

[1] La guerre actuelle et l'Europe de demain. 1915. Paris, Giard & Brière.
[2] L'Indépendance Européenne. 1915. Paris, Plon-Nourrit et Cie. S. 43.
[3] Au lendemain de la Victoire. Paris 1916. Nouvelle librairie nationale.
[4] La Paix future d'après la Révolution française et Kant. 1915. Paris, Colin.

Digitized by Google

Vorsitz im Deutschen Reiche muß wechseln, die Heere dürfen keine Einheit bilden! Die Annexionsfrage schafft ihm ein neues Dilemma: entweder Annexion und Verletzung des Prinzips oder Nichtannexion und Fortdauer der Gefahr für Frankreich. Die Lösung ist einfach. Wir verändern die deutsche Reichsverfassung, die Rheinländer werden frei, können Deutsche bleiben oder Franzosen werden, aber sie bleiben waffenlos und werden neutralisiert. Man wird ihnen eine rheinische Republik geben unter der Herrschaft einer von Frankreich beschützten Neutralität. Und das Prinzip der französischen Revolution von der Selbstbestimmung der Völker? Der Hohepriester der modernen Jakobiner vergißt sein Evangelium, wenn es den Interessen Frankreichs hinderlich ist.

Was sagt denn aber der Landesverräter Wetterlé? Er verlangt außer Elsaß-Lothringen das übrige linke Rheinufer, dessen Bewohner ja germanisierte Kelten sind. Aber man wird diesen neuen Bürgern Frankreichs nicht das Stimmrecht geben, sie müssen erst ein Noviziat durchmachen, man muß sie „débochiser". „Man darf daher nur mit Vorsicht an Naturalisationen von einzelnen herantreten, man muß sich das Recht vorbehalten, die Unerwünschten zu vertreiben, und die Bodenschätze gegen Entschädigung französisch machen, endlich die Masse der Bevölkerung dieser direkt zu verwaltenden Gebiete zur großen französischen Familie erst zulassen, nachdem sie durch Erlernung unserer Sprache den greifbaren Beweis einer nationalen Entwicklung geliefert hat."[1] Man greift sich an den Kopf ob solcher Brutalität und solcher — Unvorsichtigkeit; denn mit diesen Worten entkräftet er alle jemals vorgebrachten Beschwerden über die deutsche Verwaltung in Elsaß-Lothringen. Hat er denn nie das Sprichwort gehört: „Was du nicht willst, das man dir tu', das füg auch keinem andern zu?" Er will auch das Ruhrkohlenrevier an Belgien oder Frankreich geben. Baden und Württemberg sollen unter französisches Protektorat kommen, Württemberg um die beiden (drei?) Franken vergrößert werden, so würde man zwischen Preußen und Bayern bis Böhmen

[2] Lendemains réparateurs. 1917. Paris, Floury, S. 144 f. „On ne devra donc procéder qu'avec prudence à des naturalisations individuelles, se réserver la faculté d'expulser les indésirables et de nationaliser, contre indemnité, les richesses du sous-sol, enfin n'admettre définitivement l'ensemble de la population de ce territoire d'administration directe dans la grande famille française, que lorsqu'elle aura donné, en apprenant notre langue, une preuve tangible de son évolution nationale."

Digitized by Google

eine Brücke schaffen.[1] Die sonstigen Abtretungen übergehe ich. Sein schärfster Haß gilt natürlich Preußen und den Hohenzollern. Wir erfahren von Wetterlé aber auch, daß im Süden und in der Mitte Frankreichs die Gegnerschaft gegen die Wegnahme des linken Rheinufers stark war; heute wird ja wohl niemand, der bei gesundem Verstande ist, an seinen Hoffnungen festhalten.[2]

Charles Maillard fordert das linke Rheinufer, und als Entschädigung für die Kriegsschäden soll Baden unter französisches Protektorat kommen usw.[3] Der frühere Vizepräsident des Senates, Franck Chauveau, will keinen Pufferstaat, sondern will das linke Rheinufer an der Mosel zwischen Frankreich und Belgien teilen, das Deutsche Reich soll mindestens ohnmächtig werden.[4]

Stéphane Juge[5] hat mit seinen in der Édition des Œuvres Humanitaires erschienenen Vorschlägen in Frankreich viel Beifall gefunden, denn vor mir liegt die dritte Auflage. Dieser humanitäre Mann gibt an Frankreich laut § 1 des von ihm vorgeschlagenen Friedensvertrages: Westfalen, Rheinprovinz, Hessen-Nassau, Hohenzollern, weiter Baden, Hessen-Darmstadt, Lippe, Schaumburg-Lippe, Waldeck, die Rheinpfalz und Württemberg. Davon kann Frankreich an Belgien Abtretungen machen. Das Deutsche Reich verschwindet. Keine Festungen. Bürgergarde. Auch Nordtirol und das bayerische Allgäu an Frankreich. Drei unabhängige Staaten: Hannover, Bayern und ein Zwischenstaat werden gebildet, dann bleiben noch übrig Sachsen und Preußen (vom Harz bis Tilsit).

Der Oberst Biottot[6] ist für Frankreich weit bescheidener, er will das linke Rheinufer nur bis Koblenz, weiter nördlich werden Luxemburg, Belgien und Holland unter Verschiebung der eigenen Grenzen abgefunden. Deutschland wird in kleine Staaten aufgeteilt, es bleiben Brandenburg und Pommern für die Agrarier, diese können einen aus ihrer Mitte an Stelle der Hohenzollern zum Herzog oder König der Hunnen erheben.

Von wesentlicher Bedeutung ist die Stellung der berüchtigten

[1] A. a. O. S. 135 f.
[2] A. a. O. S. 143.
[3] Le Socialisme et la Réconstruction intégrale de la France. 1916. Paris, Attinger. S. 71.
[4] La paix et la frontière du Rhin. 1915. Paris, Perrin.
[5] La Paix de 1916. 3me édition 1915. Paris, Librairie française.
[6] L'Europe qu'il nous faut faire. 1915. Paris, Fournier.

Digitized by Google

Patriotenliga. Aus dem Munde von Maurice Barrès hören wir ihre Ziele. Sie hat erklärt: „Im Osten ist Frankreich dem ewigen Eindringling offen. Es hat die Rheingrenze mit Brückenköpfen auf dem rechten Rheinufer notwendig. Keinerlei deutsche Herrschaft darf auf der linken Rheinseite mehr bestehen bleiben." Da wissen wir also die Ziele der einflußreichen Gesellschaft, die den Präsidenten Poincaré mit in den Sattel gehoben hat.[1]

Den Preis des Wahnsinns hat sich ein Agrégé de l'Université und Docteur ès Lettres Louis Dimier verdient.[2] Die andern spekulieren doch nur auf die Gegensätze der deutschen Stämme, der deutschen Staaten, auf die alte Sünde einzelner Fürsten, sich Frankreich gefällig zu erweisen, auf die deutsche Zwietracht, und ihr Ideal ist die Zeit des Deutschen Bundes, eine Zeit, die ausnahmslos jeder Deutsche verurteilt. Es liegt da eine Unterschätzung des deutschen Gemeingefühles, das durch diesen Krieg tatsächlich noch gestärkt worden ist, vor. Dimier ist aber die Zerstückelung noch nicht genug. Auf seiner Karte — die im Faksimilie ohne Farben nach S. 352 dieses Buches beigegeben ist — sind die drei Ostprovinzen an Polen, Schlesien zu gemeinsamen Besitze an Österreich und Ungarn gegeben, Pommern bis zur Oder an Schweden, Schleswig-Holstein-Lauenburg an Dänemark, Ostfriesland-Cleve-Geldern an die Niederlande, der westliche Teil der Rheinprovinz nördlich der Mosel an Belgien, der Rest des linken Rheinufers von Krefeld an an Frankreich, und die Schweiz erhält einen Streifen auf dem rechten Rheinufer bis gegen Lindau.

Zu den freien Reichsstädten Bremen, Hamburg und Lübeck treten Stettin, Berlin, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig, Chemnitz, Frankfurt, Nürnberg und Ulm — lauter glückselige Staaten! Preußen ist gänzlich verschwunden: die Mittelmark (nördlich von Berlin) ist zwischen Baden und Württemberg geteilt, die Neumark kommt an Bayern. Sachsen wird nach Osten und Westen vergrößert, seine Wenden durch Rußland und Serbien beschützt; nächst Bayern ist der größte Staat Hannover; neu gebildet werden folgende Staaten: Pommern (an die englischen Battenberger),

[1] Préface zu Delaire (s. S. 339, Anm. 3), S. XIII. Auf einer Posttarte verbreitet der Bund dieses Programm. Kölnische Zeitung 1917, Nr. 850.

[2] Les tronçons du serpent. Idée d'une dislocation de l'Empire Allemand et d'une réconstruction des Allemagnes. 1915. Paris, Nouvelle librairie nationale. Mein Exemplar trägt die Aufschrift: Troisième mille.

Digitized by Google

Magdeburg (für den Herzog von Connaught), Hildesheim (Republik), Paderborn (Republik), Minden-Ravensberg (für einen dänischen Prinzen), Westfalen (für einen Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen), Eichsfeld-Fulda, Erfurt (Republik) und im rheinisch-westfälischen Industriegebiete eine Arbeiterrepublik!

Doch der Verfasser ist ein Adelsfreund! Seitdem ich die Karte kenne, habe ich viele kenntnisreiche Leute gefragt, wo wohl das Fürstentum Wahl liege, das ich dort fand. Das ist das Schloß der Fürsten von der Leyen bei Augsburg! Die alten mediatisierten Fürsten sollen wiedererstehen, einige als französische, andere als belgische Fürsten, Platen-Hallermund, dem aber leider ein Territorium zuzuweisen vergessen wurde, als dänischer. Das wären 20 neue Staaten. Die volle Zahl der deutschen Staaten auszurechnen, bin ich nicht imstande. „Die Verwendung kleiner, gefälliger und leicht zu behandelnder Elemente" ist Dimier eine Regel der Klugheit; die andere, protestantische Fürsten über Katholiken und umgekehrt gebieten zu lassen.

Diese Staaten dürfen einen Bund bilden, sich auch ein Haupt wählen, einen Vogt, aber nur auf drei oder fünf Jahre, er residiert in einer der vier katholischen Republiken: Paderborn, Fulda, Eichsfeld oder Hildesheim. Der Bundesrat tritt nur zu kurzen Sitzungen zusammen, zur Wahl des Vogtes in Regensburg, für innere Angelegenheiten in Wismar oder Wittenberg, für äußere in Frankfurt. Der Bund darf kein Heer, keine Marine, nicht einmal eine Gendarmerie halten. Die Universitäten Berlin und München verschwinden, eine gute Anzahl katholischer wird neu errichtet. „Der Germanismus würde aufhören, es gäbe nur noch Deutschlande, deren glückliche Schwäche die Freude des Weltalls wäre."[1]

Bin ich plötzlich Assistenzarzt an einer Irrenklinik geworden und habe ich ein Protokoll über die Meinungen eines Irrsinnigen niedergeschrieben? Dimier will dem deutschen Volke ein Narrenkleid anziehen, das nach außen hin in bunten Lappen am Karneval glänzt, unter dem aber für die übrige Zeit des Jahres die Zwangsjacke Frankreichs steckt. Dimier rechnet auf die Bereitwilligkeit des hohen Adels: nicht einer aus seiner Reihe würde sich die zugedachte Rolle gefallen lassen. Und würde dem deutschen Volke so etwas angesonnen, so würde in zehn Jahren — ein deutscher Einheitsstaat

[1] Dimier a. a. O. S. 137.

Digitized by Google

daſtehen! Es iſt erbärmlich mit dem franzöſiſchen Volke beſtellt, daß es eine ſolche Literatur duldet. Auf die franzöſiſche Nation fällt die Schuld zurück!

Die vorſtehend ſkizzierte Literatur liegt vor mir ausgebreitet; es iſt aber wohl noch lange nicht die Hälfte deſſen, was erſchienen iſt. Um ſo ſchlimmer für das Urteil über das franzöſiſche Volk.[1] In Deutſchland iſt die Literatur der Alldeutſchen verſchwindend gegenüber dieſer Fülle gänzlich unbedachter franzöſiſcher Schriften, die — wie ich mich überzeugen mußte — einen Haß gegen unſer Volk und unſer Vaterland atmen, wie er bei einem Deutſchen einfach undenkbar iſt. Dieſe franzöſiſche Literatur iſt nicht etwa nur ein Erzeugnis der erregten erſten Kriegszeit, ſie verteilt ſich über einen langen Zeitraum, und ihre Haſſesglut bleibt gleich hochgradig. Sie beginnt auch ſchon vor dem Kriege. Davon beſprach ich oben das tolle Buch des Oberſtleutnants R. de D.

Bei uns iſt die Erörterung der Kriegsziele von der Regierung möglichſt in ruhige Bahnen gelenkt worden, die franzöſiſchen Miniſter haben aber durch ihre Reden ähnliche Gedanken ausgeſprochen wie die Kriegsliteratur, und ihnen war die Literatur erwünſcht, um ein Volk immer wieder aufzupeitſchen, das ſonſt wohl zu dem Ergebniſſe gekommen wäre, daß die Poilus ihr Leben nicht für wahre Intereſſen der Heimat hingeben, ſondern für die Intereſſen Englands. Ludwig XIV. hatte die nach der See gewendete Politik Colberts aufgegeben, ſeine Ziele im Oſten geſucht, und dabei gingen die Früchte der Koloniſatoren des Miſſiſſippigebietes ver-

[1] An Büchern finde ich bei Beer, L'Entente annexionniste. 1917. Berne, Wyss, und ſonſt noch folgende erwähnt: Enée Bouloc, Visions de guerre et de paix. 1915 (Süddeutſchland bis Weſtfalen und Böhmen an Frankreich, Norddeutſchland bis zur Elbe an England, der Reſt an Rußland). — André Chéradame, Le plan pangermaniste démasqué (der für einen äußerſten Gewaltfrieden eintritt). — Fernand Engerand, Ce que l'Allemagne voulait, ce que la France aura. 1917. — Jean Finot, Civilisés contre Allemands. 1915 (er will für Frankreich nur Elſaß-Lothringen, den Reſt des linken Rheinufers gibt er an Belgien). — Franc Gaulois, La fin de la Prusse et le démembrement de l'Allemagne. — H. Jeananselme, La frontière du Rhin. — Marmottan, Notre frontière naturelle: Le Rhin. — Polier, Les forces de la France d'hier et de demain. 1915. — Maurice Privat, Pour en finir avec l'Allemagne. — * * *, Ce que sera la paix de demain. — Eine Reihe von Zeitſchriften- und Zeitungsaufſätzen ähnlichen Schlages iſt (neben meiſt auch hier erwähnten Büchern) beſprochen unter andern bei Martin Hobohm, Vaterlandspolitik (Der Tag des Deutſchen, Schriftenreihe, Heft 6), Jena (Diederichs) 1918, S. 149 ff.

Digitized by Google

loren wie später Kanada, die großen ostindischen Werte und die noch größeren Hoffnungen kamen so in Englands Hände. Das Meer bot für eine friedliche Tätigkeit seinen Rücken freiwillig dar, aber Frankreich versteifte sich auf den Erwerb des Eigentums eines fremden Volkes. Diese elementaren Wahrheiten sind auch in Frankreich nicht unbekannt, aber die Agitation der elsaß-lothringischen Auswanderer hat Frankreich von seiner natürlichen Bahn abgebracht, und die oben skizzierte Kriegsliteratur bemüht sich, das Volk in den Bahnen eines Ludwig XIV. und Napoleons festzuhalten und hat darin bis heute Erfolg.

Die Kriegsliteratur hat aber für uns Deutsche auch eine erfreuliche Seite, es ist die ungewollte Anerkennung dessen, was wir seit 1871 in Elsaß-Lothringen geleistet haben. Wer sich die Frage vorlegt, wie nun im Falle des Sieges die Reichslande Frankreich eingefügt werden sollen, weist die Möglichkeit, einfach die Jahre seit 1871 zu streichen, weit von sich. In dieser Beziehung sind die Schriften von Henri und André Lichtenberger und — Wetterlé besonders bedeutsam, weniger die des Landesverräters Helmer, der auch zu wenig gebildet ist.[1]

Am wertvollsten ist das Buch der beiden Lichtenberger, die zu einer hochgebildeten Familie gehören. Sie wissen genau, daß wenn die Lande wieder an Frankreich kämen, die Leute sich alsbald die klare Frage stellen würden, haben wir es nicht unter der deutschen Verwaltung besser gehabt? Ob dann wirklich die „Patrioten" recht hatten oder sie nicht vielmehr — was sie sind — Volksverführer waren. Sie rechnen auch gar nicht auf einen Enthusiasmus. „Sie werden sehr ruhig das neue Regiment mit dem alten vergleichen." — „Bringen wir nicht den Lehrer und den Pfarrer gegen uns auf!" — „Sorgen wir dafür, daß die Briefe pünktlich verteilt werden und die Züge pünktlich eintreffen." In den Städten wird der Fabrikant und der Kaufmann den Weg nach Frankreich wieder finden müssen. „Die deutschen Beamten hatten Ordnungsliebe, Methode und Disziplin." — „Vom Franzosen sagt man, daß er nicht viel Ordnung hat."[2] Helmer sagt: „Die Deutschen zeichneten sich in der Organisation des Verwaltungsmechanismus aus."[3]

[1] La Question d'Alsace-Lorraine. 1915. Paris, Chapelot. — Wetterlé, L'Alsace-Lorraine doit rester Française. 1917. 4me éd. Paris, Delagrave. — Helmer, France-Alsace (1916). Édition française illustrée.

[2] Lichtenberger, S. 87—90.

[3] Helmer a. a. O. S. 230.

Digitized by Google

Während Lichtenberger nur die beiden Teile des Elsasses zusammenbelassen will, meint Wetterlé, es sei besser, die Reichslande zunächst noch als Einheit zu behandeln, er ist Regionalist, die Lichtenberger sind Departementalisten. Sie meinen alle drei, daß möglichst bald das Land in den einheitlichen Staat völlig eingefügt werden müsse, aber ebenso sind sie überzeugt, daß es ohne Übergangszeit nicht gehe. Vor allem erkennen sie an, daß wenn die französische antiklerikale Kirchenpolitik eingeführt würde, das Elsaß Sehnsucht nach der schonenden deutschen Kirchenpolitik empfinden würde. Der Katholik Wetterlé will ein dauerndes Statut, die protestantischen Lichtenberger wünschen ein Provisorium. „Wenn wir nach Elsaß-Lothringen gewisse antiklerikale Prozeduren einführen wollten, so würden wir in der schwersten Weise einen erheblichen Teil der Bevölkerung verletzen und dauernde Mißstimmungen schaffen." Welch ein Lob für die deutsche Verwaltung! Die Lichtenberger sagen geradezu: „Die elsaß-lothringische Verwaltung hat nicht gegen den Katholizismus und die katholische Kirche Partei ergriffen."[1] Die drei Ratgeber sind auch für die Beibehaltung der konfessionellen Volksschule und des Religionsunterrichtes. Man treibe sonst das Spiel derjenigen, die behaupten, daß die neutrale Schule die Schule ohne Gott sei. Das Ziel bleibt den Lichtenbergern dabei bestehen, die braven Elsaß-Lothringer sollen nur eingeschläfert werden. In dem öffentlichen Unterrichte muß den Landen wohl, sagen die beiden Brüder, eine gewisse Autonomie zugestanden werden, Wetterlé will manches in Frankreich eingeführt sehen. „Die verschiedenen Arten der Fortbildungsschule, der technische Unterricht sind im Elsaß bewunderungswürdig organisiert und haben sicherlich zu einem guten Teile zu der industriellen Blüte des Landes beigetragen. Wird man diesen Unterricht unter dem Vorwande zerstören, daß er bei uns kein Äquivalent hat?" — „Breit ist neben dem klassischen Unterricht ein moderner Unterricht in den Realschulen entwickelt ... Wird man ihn zerstören, weil in Frankreich beide Arten vereinigt sind?"[2] (Lichtenberger.)

„Die deutsche Verwaltung hat auch ein ansehnliches Werk positiver Arbeit geleistet, dessen sie sich gern rühmt und dem nicht Rechnung zu tragen absurd wäre ... Vor allem bemühte sie sich, die wirtschaftlichen Werkzeuge des Landes zu entwickeln."[3] Die

[1] Lichtenberger a. a. O. S. 117 f.
[2] Lichtenberger a. a. O. S. 115 f.
[3] Lichtenberger a. a. O. S. 98.

Digitized by Google

Lichtenberger loben auch die Berufsbürgermeister und — die Polizei, trotz der Pedanterei und der Spionage.

Sie heben die wirtschaftliche Blüte des Landes hervor, meinen allerdings, daß daran die Regierung nur einen geringen Anteil habe, aber auch da erkennen sie die Erfolge der Wasser- und Straßenbaupolitik und anderes an. Wetterlé ist von der sehr guten Organisation des ländlichen und gewerblichen Kreditwesens durch die Deutschen und die Berufsversicherungen entzückt (S. 240). Bei dem Steuerwesen eine Parallele mit Frankreich zu ziehen, hüten sich alle drei.

Den Wegzug deutscher Arbeitskräfte befürchten die Fabrikanten. Der berüchtigte Landesverräter Helmer sieht die Not der Weinbauern voraus, die ihren Markt in Deutschland verlieren und mit dem französischen Wein, der billiger zu bauen ist, nicht konkurrieren können (195)! Ebenso ist er darob bekümmert, daß Straßburg seine Bedeutung als Rheinhafen verlieren könne, die doch die deutsche Verwaltung geschaffen hat (196). Und Wetterlé ist äußerst besorgt, daß an Stelle der „Schwaben" in die Beamtenstellungen einrückende Franzosen einen neuen Graben aufwerfen würden zwischen Frankreich und den Eingeborenen (S. 237).

Frankreich hat seinen Code civil, das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch soll weichen, obwohl es vielleicht besser ist. Nach den Lichtenbergern würde es sehr bedauerlich sein, wenn das deutsche Genossenschaftsrecht verschwände. Die Sozialpolitik zwingt den dreien eine unbedingte Anerkennung ab. Die Lichtenberger erkennen die sehr guten Ergebnisse der großen Organisation der Sozialversicherung an, und Wetterlé schreibt: „Ich erinnere an die Arbeiterversicherungsgesetze, deren allmähliche Angleichung an das französische Recht in der Tat ein Spiel zum Kopfzerbrechen wäre." Die elsaß-lothringischen Arbeiter wissen ja auch, was ihnen die glorreiche Demokratie Frankreichs bringen würde.

Die Fragen, die das breite Volk berühren, sind von den drei Feinden des deutschen Volkes in einer Weise beurteilt worden, wie es sicherlich einst kein Elsässer nach 47jähriger französischer Herrschaft würde getan haben. Die Antwort der drei Männer ist ein glänzender Beweis für die Segnungen einer sorgfältigen, wenn auch keineswegs fehlerlosen Verwaltung.

Digitized by Google

XXV.

Die Politik des offiziellen Frankreich. Schluß.

Grundtendenzen von England, Frankreich und Rußland vor dem Kriege. — Frankreich. — Revanchegedanken. — Wer schürte sie? — Abflackern und Aufflammen. — Geheimverträge. — Deutsche Kriegserklärung. — Geheimverträge während des Krieges. — Die Ziele. — Die Ziele nicht offen klargestellt.

Rückblick. — Deutsche und elsaß-lothringische Forderung: Endgültiger Anschluß an Deutschland.

Frankreichs auswärtige Politik gegenüber Deutschland hier zu schildern ist unmöglich; denn sie ist zu eng mit dem ganzen Verlaufe der Weltpolitik verbunden, und diese Dinge sind oft genug von deutscher Seite beleuchtet worden. Es ist nur kurz hervorzuheben, daß drei Mächte sich zur Einkreisung Deutschlands und seiner Bundesgenossen zusammenfanden: der Handelsneid und die Gegnerschaft gegen Deutschlands Seemacht bei England, das die deutsche maritime, koloniale, industrielle und kommerzielle Ausdehnung mißgünstig ansah, die Revanchelust Frankreichs und die russische Gier nach neuem Länderbesitz, die am Zarenhofe um so stärker wurde, je unsicherer die Lage im Innern war; sie richtete begehrliche Augen nach der Türkei, nach Österreich und nach der Ostsee. Die Zurückdrängung Mitteleuropas war das gemeinsame Programm.

Das französische Volk war durch den Krieg von 1870/71 in seinem hochgesteigerten Selbstgefühl verletzt worden, und auch wenn die Reichslande nicht an Deutschland hätten abgetreten werden müssen, so wäre eine deutschfeindliche, annexionistische Richtung doch vorhanden gewesen; dann würde man gesagt haben, die Pfalz und der südliche Teil der Rheinprovinz, die als Aufmarschgebiet gedient hatten, seien eine Bedrohung Frankreichs. Eine wirklich starke aufrichtige Absicht, mit Deutschland in Frieden zu leben, ist nie zur Herrschaft gekommen. Ein Volk, das die Expansionslust seiner

Digitized by Google

Könige und Kaiser, aller seiner Regierungsformen in der Erinnerung hat, folgt nicht dem Gebote der Klugheit. Von deutscher Seite ist mit fester Ausdauer alles versucht worden, ein erträgliches Verhältnis herzustellen. Bismarck hat die Ausdehnung des französischen Kolonialbesitzes begünstigt, und das galt auch später als Regel. Aber die Franzosen — wenn auch nicht alle — starrten auf das Loch von Belfort. Sie empfanden immer weniger den alten Gegensatz zu England und ließen sich sogar Faschoda gefallen.

Diese Revanchepolitik wurde, wie schon berührt wurde, von den ausgewanderten Elsaß-Lothringern geschürt. Ich habe mir auch diese Literatur verschafft und sie durchgesehen, sie steht außerordentlich tief, sie arbeitet mit geschichtlichen Verzerrungen und mit sentimentalen Redensarten; die Schneppenhaube der Elsässerin, diese alte deutsche Tracht, die Frankreich zweimal auf die Proskriptionsliste gesetzt hatte, wurde das populäre Zeichen — und die Störche von Straßburg. Aus der ganzen Literatur ragt kein Werk als bedeutend hervor, wenn man von den Arbeiten von Lefébure, Pfister und Reuß absieht. Aber in solchen Fällen kommt es nicht auf die Qualität an, sondern auf die Wirkung. Gassenhauer verbreiten sich leichter als die Werke ernster Musik. Die französische Schule war es, die in Schulbüchern und Atlanten den kleinen Kindern Gedanken vorlegte, einprägte und einhämmerte, als sei dem in Wirklichkeit durchaus annexionistischen französischen Volke von Deutschland ein bitteres Unrecht durch die „Annexion" von Elsaß-Lothringen geschehen. Unsere Soldaten sind erstaunt gewesen über diese Schul- und Soldatenliteratur, die sich ja in Friedenszeiten der Öffentlichkeit nicht aufdrängt. Und die populäre Literatur? Vor mir liegt die Nord-Revue vom 25. Juni 1913 mit einem wütenden Haßgesang, dessen Strophen sämtlich mit den Worten beginnen: Le Rhin français ne peut être allemand.

Theater, Kinos, Romane, Broschüren, Vorträge, Soldatenschriften hetzten namentlich in den letzten Jahren; dann kamen die Zeichner: Zislin und Hansi. Man tapezierte die Gehirne der Jugend und die der Zeitungsleser mit Zwangsvorstellungen aus. Die allgemeine Unwissenheit gab den besten Boden. Es entstand ein pathologischer Zustand. Es gab aber immer Elemente, die sich der Erkenntnis nicht verschlossen, daß das Elsaß doch so gut wie rein deutsch ist, andere, die durchaus den Frieden für Frankreich vorzogen. Diese Kreise faßte man, indem man auf die „Leiden"

Digitized by Google

der Reichslande hinwies; damit rührte man die humanitär gerichteten Leute.. Da handelte es sich dann um das menschliche Erbarmen, nicht mehr um das Recht Frankreichs. Es ist ja rührend, zu denken, diese biederen Leute setzen ihre Hoffnung — auf den Zaren! Die öffentliche Meinung wendet sich immer der auswärtigen Politik zu, und dabei vergißt man, wie notwendig für Frankreich die Sozialpolitik und die Einführung der Einkommensteuer wäre. Der französische Zeitungsleser — auch der Sozialist und der Radikale — wird von dem Plutokraten an der Nase herumgeführt, denn dieser beherrscht die käufliche Presse, soweit sie nicht von ausländischem, namentlich russischem Gelde lebt.[1]

Die auswärtige Politik aber wurde im wesentlichen von den Ministerialräten geleitet; denn die Minister wechseln zu schnell. Wohl hatte einst der Lothringer Jules Ferry die Politik von allen Abenteuern ferngehalten; auf den letzten gemäßigten Minister Hanotaux folgte aber 1898—1905 Delcassé, der, um zur Revanche zu gelangen, mit England sich auf guten Fuß stellte. Er wurde noch einmal gestürzt. Es gab noch immer Politiker, die am Frieden mit Deutschland festhielten, wie Jaurès, der Frankreich aus der Verkettung mit Rußland und England herausgelöst wissen wollte, dessen Ermordung unmittelbar vor Kriegsbeginn noch immer nicht zu einer Gerichtsverhandlung geführt hat, wie Sembat, der den klaffenden Zwiespalt zwischen monarchischer Kriegspolitik und republikanischer Friedenspolitik in einem bedeutsamen Buche klarlegte. Über sie ging schließlich die Welle hinweg oder sie folgten ihr.

George Hervé hat in seiner „Victoire" vom 14. Oktober 1917 geschrieben: „Endlich ist sie gestellt, die fürchterliche Frage, die der tiefste Grund des Krieges ist, die den ganzen Weltzusammenbruch verschuldet hat, die Frage nach Elsaß-Lothringen."[2] Da Deutschland keine Änderung seiner Grenzen wollte, so enthalten diese Sätze das Urteil über Frankreich. Frankreich wartete auf die Stunde, wo Rußland, wo England sich ihm gesellen würden; bis dahin war man ohnmächtig. Um die Rachelust an Deutschland zu befriedigen, verkaufte sich Frankreich erst an Rußland, dann selbst an den natürlichen Gegner England; so ward Elsaß-Loth-

[1] Vgl. darüber die russische Zeitung Kopeck vom 17. Juni 1917 (Köln. Zeitung 1917, N. 735).

[2] Kölnische Zeitung 1917, Nr. 1023.

Digitized by Google

ringen zum Narrenseil, an dem die französischen Sturmbataillone in die englischen Reihen eingeschoben werden und verbluten.

1888 erhielt Rußland die erste Anleihe, und nun floß das französische Gold dorthin, um den Bau von Eisenbahnen, die Beschaffung von Kriegsmaterial zu ermöglichen und dem Staate so die Aufmarschfrist abzukürzen. 1903 kam es auch zur ersten Verständigung mit England. Seit der Einkreisungspolitik Eduards VII. entwickelte sich eine andere Auffassung der Rheingrenze in England. Frankreich band sich immer mehr an Rußland, vor allem seitdem Poincaré 1913 zum Präsidenten gewählt worden war; denn dieser Lothringer war erfüllt von der Revancheidee, seine Wahl fand unter ihrem Zeichen statt, zielbewußt steuerte er auf den Krieg hin. Seine Haupthelfer Millerand und Delcassé erfüllte derselbe Eifer. Es widerspricht ja dem Geiste einer Demokratie, daß sie sich durch geheime Verträge bindet, die nicht einmal den Volksvertretern, geschweige dem Volke unterbreitet werden. Aber wie in den Tagen des Baseler Friedens es die „Republikaner" der Revolutionszeit taten, so setzten ihre Epigonen die Prinzipien beiseite, weil es zweckmäßig erschien, ja es kann sein, daß nicht einmal immer das Gesamtministerium Kenntnis erhielt.

Als der Mord von Serajewo die Krisis heraufbeschwor, war Frankreich durch einen Geheimvertrag an Rußland gebunden. Es mag sein, daß man gern den Krieg noch bis zum Abschlusse der russischen Kriegsbereitschaft hinausgezögert hätte, wir kennen aber die Abmachungen nicht, die Poincaré bei seiner Anwesenheit in Rußland im Juli 1914 traf. Die militärische Lage in dem drohenden Zweifrontenkriege wurde jedenfalls für Frankreich wesentlich gebessert, wenn die russische Mobilmachung vor dem wirklichen Kriegsausbruche möglichst weit gelangte und wenn Frankreich möglichst spät in den Krieg gezogen wurde. Die Zeugenaussagen in dem Prozesse Suchomlinow haben es der Welt klargemacht, daß dieser Kriegsminister die Dreistigkeit hatte, den Zaren zu belügen und ein anderer hoher Militär, Januskewitsch, sein Ehrenwort daran wagte, um die deutsche Botschaft hinter das Licht zu führen. Die russische Mobilmachung war das Ende jeder ernsten Hoffnung auf Errettung des Friedens, und nun war das Signal für die Aktion der Einkreisung gegeben.

Es lag aber im Interesse Frankreichs wie Englands, möglichst viel Zeit zu gewinnen, möglichst lange Frankreich vor dem Ein-

Digitized by Google

marsche deutscher Truppen zu behüten; die oben ausgeführten militärischen Gesichtspunkte rieten es an wie die Rücksicht auf die Volkskreise, welche für die Erhaltung des Friedens eintraten. Jaurès wurde ermordet. Nachdem Deutschland trotz seiner Verhandlungen alle Aussichten auf eine gesicherte Neutralität Frankreichs geschwunden sah, erklärte es am 2. August an Frankreich den Krieg. Diese Deutschland durch die Lage aufgezwungene Initiative hatte für die französischen Kriegshetzer einen doppelten Vorteil. Einmal trieb sie den französischen Friedensfreunden wie Sembat den Wind aus den Segeln. Dann aber ließ sich auf die deutsche Kriegserklärung der sophistische Schluß aufbauen: Frankreich habe den Frankfurter Frieden heilig gehalten, Deutschland ihn gebrochen, er existiere nicht mehr, von selbst kehren die 1871 abgetretenen Provinzen von Rechts wegen in ihr altes Verhältnis zurück, sie sind wieder Teile des einigen Frankreichs. Es bedarf also nicht einer Abstimmung der Elsaß-Lothringer über ihre Willensmeinung, ein Plebiszit ist nicht nur überflüssig, sondern es gibt darauf auch für die Elsässer keinen Rechtsanspruch. All das widerspricht aber der republikanischen Lehre, der Doktrin, daß nur die freie Zustimmung der Bevölkerung über die Zugehörigkeit zum Staate zu entscheiden hat. Es gibt zwar in Frankreich eine Anzahl von Anhängern des Prinzipes, es steht jedoch nicht zu erwarten, daß sie mit ihrer Prinzipientreue siegen. Prinzipientreu würden die leitenden Kreise erst werden wollen, wenn sie die moralische Gewißheit hätten, daß das Plebiszit zweifellos zugunsten Frankreichs ausfallen würde. Diese aber besteht nicht, und gerade die französischen Elsaß-Lothringer, ihre Organisationen, gerade diejenigen, welche am Deutschen Reiche Landesverrat begangen haben, sind es, welche sich gegen ein Plebiszit aussprechen.[1]

Die auf Grund des freiesten Wahlrechtes gewählten Bezirkstage von Elsaß-Lothringen[2] haben sich für die Treue gegenüber dem

[1] Der Studienausschuß für Elsaß-Lothringen, die Association générale de l'Alsace-Lorraine, die Société de Protection, die Fédération, die Ligue Républicaine, die Union amicale usw. haben dies zum Beschluß erhoben. Köln. Zeitung 1917, Nr. 809. Ebenso äußerten sich Weill und Lichtenberger, ebenda, Nr. 1053.

[2] Bei der letzten Hauptwahl 1911 wurden rund 9500 ausgesprochen nationalistische Stimmen abgegeben gegen 286 900 Stimmen für andere Parteien! Bei der Stichwahl erlagen die „Nationalisten" Blumenthal, dessen Wiege in einem russisch-polnischen Ghetto stand, Helmer, Laugel und Preiß. Wetterlé nahm seinen Sitz beim elsässischen Zentrum.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschen Reiche ausgesprochen, die Bevölkerung hat in den für sie sicherlich sehr schwierigen Zeiten, die gerade infolge der Umtriebe protestlerischer und direkt landesverräterischer Kreise auch über die treugesinnten Leute schwere Härten bringen mußten, so viele Beweise von Treue erbracht, wie ich wenigstens sie nicht erwartet habe. So steht der französische Weizen im Lande lange nicht so, wie es Wetterlé und andere Kriegshetzer, deren Hände vom Blute ihrer Landsleute triefen, vor dem Kriege in Paris in Aussicht stellten.

Die Geheimverträge, welche die Alliierten untereinander binden, sind nicht bekannt; zwar hat Ribot in der Geheimsitzung vom 5. Juni 1917 die Bekanntgabe der französischen Verträge zugesichert, doch hat weder er noch irgendeiner seiner Nachfolger das ausgeführt. Selbst Barthou nicht, obwohl er die Pflicht dazu, wie sie die Prinzipien der Demokratie ergeben, noch bei seinem Amtsantritte anerkannte.[1] Es ist immer dieselbe Erscheinung in dem Leben der Republiken und der Parlamentsherrschaften. Die Prinzipien sind ein Aushängeschild, doch werden sie tatsächlich ausgeschaltet. Man klagt die alten Regierungssysteme aufs schärfste an, übt aber ihre Praxis; man bekennt sich zu „Tugenden", sie auszuüben hütet man sich. Und so ist das französische Volk heute durch eine kleine, fast absolutistisch herrschende Gruppe von Politikern an ein Geschick gebunden, von dem es selbst keine Kenntnis hat. Eine Clique von ehrgeizigen, dilettantischen und von jedem Verantwortungsgefühl freier Advokaten und Journalisten führt die Politik unserer Gegner. Das nennt sich dann Demokratie. Der Widerspruch von Wort und Tat wird von hochstehenden Geistern wie Ernest Denis auch schwer empfunden und ihr Kreis ist vermutlich recht groß, aber zur Zeit noch ohnmächtig.

Wir kennen auch die Kriegsziele der andern Mächte nicht sicher. Aber so viel ist doch verlautbart, daß wir uns von Feinden umgeben wissen, die auf unser allertiefstes Unglück sinnen. Der eine hat die Nationalitätsidee als Flagge, der andere die natürliche Grenze, der dritte verbindet beide, der vierte will Kolonialbesitz und wirtschaftliche Schwächung usw. Offensichtlich stehen die Kriegsziele teilweise in Widerspruch zueinander. Es ist ein Zweckverband, der seine Ziele nicht ausgeglichen hat und daher nicht zu einer Revision

[1] Erklärung vom 1. November, Köln. Zeitung Nr. 1049.

Digitized by Google

seiner Kriegsziele kommen kann. Das ist das größte Hindernis für den Frieden.

Das französische Kriegsziel ist sicher während des Krieges erweitert worden. Nach der von russischer Seite erfolgten Veröffentlichung von Geheimdokumenten steht fest, daß im Anfang 1915 Rußland sich mit Frankreich und England über die Frage des Orients verständigte, im März 1916 erbot sich Rußland: „Frankreich und England volle Freiheit zu lassen, Deutschlands Westgrenzen zu bestimmen," unter der Voraussetzung, daß Rußland seine Grenzen gegen Deutschland und Österreich selbst zu bestimmen habe. Am 12. Februar 1917 telegraphierte Pokrowski an den russischen Botschafter in Paris: „In Allerhöchster Audienz hat Herr Doumergue Seiner Majestät dem Kaiser den Wunsch Frankreichs mitgeteilt, sich der Rückgabe von Elsaß und Lothringen nach dem Schluß des Krieges zu versichern, sowie einer Sonderstellung im Tale des Saarflusses, und es dahin zu bringen, daß die Gebiete westlich des Rheines von Deutschland losgerissen und so reguliert werden, daß der Rhein in Zukunft ein dauerndes strategisches Hindernis gegen ein deutsches Vordringen bilden möge. Doumergue sprach die Hoffnung aus, Seine Kaiserliche Majestät möchte nicht ablehnen, jetzt sofort seine Zustimmung zu diesem Vorschlag auszusprechen. Seine Kaiserliche Majestät geruhte grundsätzlich seine Zustimmung auszusprechen, und ich bat infolgedessen, daß Doumergue nach Rücksprache mit seiner Regierung mir einen Vorschlag zu einem Übereinkommen mitteilen möchte, welches auf der Grundlage des Notenwechsels zwischen dem französischen Botschafter und mir geschlossen werden könnte." Es wurde erneut jene Freiheit der Bestimmung der Ostgrenze Deutschlands und Österreichs gefordert.

Diese Depesche spricht nicht von einem abgeschlossenen Vertrage, sondern von einem abzuschließenden, aber — und darauf kommt es uns hier an — es enthüllt das französische Kriegsziel; es ist: die ganze deutsche Rheinlinie soll in politische direkte oder indirekte Abhängigkeit von Frankreich kommen. Dieses stellt also nicht gemäßigte Forderungen, sondern recht radikale. Frankreich will einen erheblichen Teil des deutschen Volkes von seinem Vaterlande lostrennen, um in den Besitz einer offensiven Grenze zu gelangen, das Programm der natürlichen Grenzen ist aufgestellt. Das ist also der Krieg, der der Befreiung der kleineren Staaten

Digitized by Google

gilt. Im übrigen ist Ribot gezwungen worden, den Abschluß dieses Geheimvertrages auf Grund der angegebenen Bedingungen in den Geheimsitzungen der französischen Kammer vom 1. und 2. Juli 1917 bekanntzugeben,[1] und dann hat Trotzki ihn veröffentlicht.

Ribot hat sich am 30. Juli in der Kammer vermessen, dieses Ziel der Abgliederung der Rheinlande als nicht annexionistisch zu bezeichnen, es gehört dazu ein ganz ungewöhnliches Maß von Mangel an Wahrheitsliebe; denn daran ist doch nie zu zweifeln gewesen, daß selbst ein rheinischer Pufferstaat unter französische Militärmacht kommen sollte. Die Stimmung der französischen Sozialisten war gegen eine solche imperialistische Politik, und vielleicht hat die französische Regierung offiziell ihre Ziele etwas zurückgesteckt. Doch darf man sich darüber nicht täuschen, daß Poincaré, der so oft über seine Befugnisse hinaus persönliche Politik getrieben hat, nicht nur Elsaß-Lothringen will, sondern ein Annexionist größeren Stils ist, daß Barrès und die Patriotenliga durchaus an der Rheingrenze festhalten, und wenn der Sieg sich je unsern Feinden zuwenden sollte, das französische Volk mit Wonne zu der rücksichtslosesten Ausnutzung des Sieges bereit wäre.

Ribot hat während seiner Leitung des Kabinetts die Forderung des linken Rheinufers vorsichtig in die Worte verkleidet: „Ersatzleistung für die erlittenen Schäden." Das Ministerium Painlevé hat sich mit den Worten eingeführt, Frankreich wolle nicht den Krieg fortsetzen, um zu erobern oder sich zu rächen, aber auf der „Desannexion" bestand es mit der größten Heftigkeit, doch das auswärtige Ministerium leitete derselbe Ribot, dem niemand mehr Glauben schenkte. All diese Worte waren nur gebraucht worden, um den von dem republikanischen Rußland ausgehenden Forderungen eines Friedens ohne Annexionen und ohne Entschädigungen nicht offen ins Gesicht zu schlagen. Clemenceau, der einstige Gegner Englands, der Frankreich in eine Bastille umwandelte, wo die Freiheit völlig in Banden liegt, hat den „integralen Krieg" auf seine Fahne geschrieben, den Krieg um vollen Sieg oder volle Niederlage — die Ziele bedürfen keiner weiteren Erörterung.

Balfour hat die offizielle Kenntnis jenes geheimen Februarvertrages seitens Englands geleugnet; aber es steht ebenso fest, daß der einflußreiche Carson für das radikale Kriegsziel der Franzosen,

[1] Köln. Zeitung 1917, Nr. 708 vom 26. Juli, vgl. Nr. 720, 731, 1125.

Digitized by Google

das ganze linke Rheinufer, eingetreten ist.[1] Für die Forderung der Abtretung Elsaß-Lothringens hat sich Lloyd George entschieden am 5. Januar 1918 eingesetzt.[2] Der Widerspruch Snowdens und der Sozialisten und anderer Kreise ist nicht stark genug, um das gute Recht Deutschlands zur Geltung zu bringen. Das ist die heutige Lage, soweit wir sie erkennen können.

Unser Buch ist zu Ende. Wir sahen, wie in einer Glied an Glied sich schließenden Kette Frankreich unter allen Regierungsformen bestrebt gewesen ist, das historische Gebiet des alten Deutschen Reiches zu verkleinern, rücksichtslos Stücke vom deutschen Sprachgebiete wegzunehmen, den Rhein, diese unnatürliche Grenze, zu gewinnen, und wenn es diese hatte, sie durch Brückenköpfe offensiv auszubauen. Es verwendete dabei nicht nur die Mittel der Gewalt, sondern auch die der List, des Raubes und der Annexion in währendem Frieden. Keine einzige Annexion erfolgte unter der völlig freien Zustimmung der Bewohner. Auch heute stehen wir im Kampfe, im furchtbarsten der Weltgeschichte, gegen Feinde, die nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern, soweit der Rhein deutsch ist, dieses geographische Einheitsgebiet, das nur stellenweise auf französisches Sprachgebiet hinübergreift, in ihre Gewalt bringen wollen. Für die Deutschen aller Parteien, aller Konfessionen, aller Stände gibt es über Elsaß-Lothringens Zukunft keine Frage, die wir mit irgendeiner Macht der Erde zu verhandeln hätten, sondern nur den Willen, das Reichsland zu schützen und seinem wahren Vaterlande zu erhalten. Dieser Krieg muß der letzte sein, der um die schönen Lande geführt wird. Ihre Bevölkerung muß völlig über die Zukunft beruhigt werden, muß wissen, daß diese Töchter auf immer zur Mutter zurückgekehrt sind.

Der Altelsässer Schwander, der Bürgermeister von Straßburg, sagte im Juni 1917 zu neutralen Journalisten die Worte:[3] „Würden wir wieder französisch, so wäre eine Irredenta geschaffen für Deutschland; denn das Reich müßte aus völkischen und wirtschaftlichen Gründen eine Ehrensache und eine Notwendigkeit darin sehen, dieses Land wieder zu erobern, und so kämen dann

[1] Köln. Zeitung 1917, Nr. 1208, 1220.
[2] Köln. Zeitung 1918, Nr. 19.
[3] Köln. Zeitung 1917, Nr. 624.

Digitized by Google

weder Elsaß noch Europa je zur Ruhe. Wir sind deutsch, wir wollen deutsch bleiben; wir wollen unsern Kindern diese zermürbenden Seelenkämpfe, diese lähmende Unsicherheit ersparen. Wir wollen, daß sie sich mit Freudigkeit zu ihrem deutschen Vaterland bekennen können!"

Und ein anderer Elsässer, der Dichter Lienhard, hat diese Gedanken in die Worte gekleidet:[1] „Wir wollen endlich zur inneren Ruhe kommen; wir wollen endlich ein klares Vaterland. Das Zwiespältige muß niedergekämpft, die elsässische Tragik muß überwunden werden! Und bei dieser Frage nach diesem Vaterlande kann es für keinen ehrlich Denkenden auch nur einen Augenblick des Zweifels geben. Die Antwort muß lauten: Deutschland!"

[1] „Wohin gehört Elsaß-Lothringen?" Von einigen Elsässern, S. 96.

Digitized by Google

Sachregiſter.

A

Aachen 50. 59. 65 f. 70. 95. 252. 285. 287. 332.
Alemannen 35 f. 51.
Amerika, Vereinigte Staaten 320.
Argonnen 54.
Armagnaken 104 ff.

B

Baden 139. 174. 190. 194. 197 ff. 201. 267. 275. 279. 294. 332. 334. 340 ff.
Baſel, Bistum, Stadt 73. 106 ff. 152. 154.
Bayern 195. 271. 274 ff. 288. 293 f. 296. 334 f. 338. 340. 342.
Belfort 192. 320. 325. 349.
Belgien 26. 29. 42. 114. 247—250. 253. 270 f. 273 f. 276. 280. 297. 299 f. 332. 334—341.
Berg, Großherzogtum 267. 284.
Biſchöfe, Auswahl der 60 ff.
Bismarck 299—303. 311 ff. 317. 349.
Bistumsgrenzen 13. 43. 56 f.
Bistumskatalog 69.
Bliescaſtel, Grafſchaft 188.
Blutmiſchung 45.
Brandenburg, Markgrafen; Kurfürſten 121. 123. 132. 179. 191 f.
Breiſach 20. 142. 146. 150. 153. 161. 166. 191 f. 198 f. 201. — Neubreiſach 201.
Breisgau 150. 237.
Briey, Bezirk von 24. 325.
Burgunder 35. 37. — Herzöge von 57. 105. 109. — Karl der Kühne 110—116. — Philipp der Gute 112—114. — Philipp der Schöne 116. — Ihr Reich 110—117.
Burgundiſche Erbſchaft 116 ff.
Burgundiſche Pforte 11. 23. 320.

C (ſiehe auch K)

Cambrai, Bistum und Stadt 55 f. 60. 69. 122.
Chlodwig 47. 183.

D

Demokratie 329 f. 339 f. 352 f.
Deutſcher Bund 297. 330. 342.
Deutſches Reich, Grundgeſetze, Staatsidee 62 f. 68. 70. 75 f. 82. 99. 103. 121. 162. 167. 206 f. 219. 225. 275 ff. 301. — Fürſtenverſchwörung 121 bis 126. 131. — Reichsgut 49. 62. 74 ff. 95. — Reichskammergericht 125. 130. 133. 167. 179. — Reichskreiſe 188. 191 f. 197 f. 202. — Reichstag 180. 230. 239.
Deutſchland. Könige und Kaiſer: Heinrich I. 58. — Otto I. 58. 61. 63. 77. 81. — Otto II. 59. — Otto III. 78. — Heinrich II. 60. — Heinrich III. 65. — Heinrich V. 63. — Salier 94. — Friedrich I. 61. 67 f. 85. 96. — Otto IV. 64. — Friedrich II. 64. — Staufer 74 f. — Alfons 80. — Rudolf von Habsburg 77. 98. — Adolf 98. — Albrecht I. 94. 98 f. 138. 149. — Heinrich VII. 96. — Friedrich III. 105. 107. 109. 114. — Maximilian 110. 114. — Karl V. 122—133. — Ferdinand III. 152 ff. — Leopold I. 163. 171. — Joſeph I. 202. — Joſeph II. 238. — Leopold II. 228. 238—242. — Franz II. 239. 242. 268.
Dietrich, Dominikus 212. — Friedrich von 229—232.

Digitized by Google

E

Eidgenossenschaft 105 f. 109. 115 f. 181. 210. 335.

Eisenbahnen 15.

Elsaß 41. 43 f. 51. 71—96. 106 bis 109. 112. 130—137 und von da fast auf jeder Seite.

— bis zu der Französischen Revolution: Auswanderung, freiwillige und Zwangs- 216. 234. 236 f. — Beziehungen zu Frankreich, wirkliche und angebliche 74. 77. 81. 86 ff. 91 f. 94. 107. 119. 145. 170 und öfter. — Beziehungen zu den Staufern 74. — Conseil souverain 160. 165 f. — Edelgeschlechter 74. — Einwohnerzahl 222. — Fabriken 222. — Geistesleben 84—90. 92 f. 217 bis 224. — Gewerbe 220 f. — Handel 83 f. 220 f. 291. — Herzogtum 51 f. — Intendanten 160. 165. 178. 218 f. — Klöster 80 f. 228. 233. — Kunstleben 90 ff. 203. — Landfriedensbündnisse, -tage 82. — Landgrafschaften 148—161. — Landvogtei 76 f. 141. 149. 152 ff. 161. 166. 168 f. 178 f. — Landwirtschaft 221. — Lieutenants, Gouverneure 165 f. 178. 200. 215. — Provinzialversammlung 226 f. — Reichsdörfer 77. — Reichsfürsten 78 ff. — Reichsritterschaft 81. 149. 157—161. 169. 180. 211. 226. — Reichsstädte 75. 77. 107. 149. 153 bis 161. 166. 168 f. 175. 178 f. 198. — Territorien 76 f. 149. 153 bis 161. 218 ff. 225—228. 238 ff. — Wirtschaftliche Lage 83 f. 220 ff. — Vgl. auch Deutsches Reich, Reichsgut, Österreich, Reformation.

— seit der Französischen Revolution: Auswanderung, Emigranten 328. 349. 352. — Geistesleben 304 bis 311. — Grundbesitz 290. — Handel 305. — Industrie 290. 346. — Kalisalze 326. — Kirchengüter 229. — Klerus 229 f. 233. 290. 307. 346. — Neueinteilung 226 f. — Petroleum 326. — Präfekten 290. 304. — Proteste in Bordeaux 313—317. 320 bis 324. — Schulwesen 307 ff. 345 f. — Wahlen 227. 230. — Wirtschaftliche Lage 326 ff. — Deutsche Verwaltung 324 f. 327. 345 bis 347.

England, Engländer 34. 193 f. 197. 202. 240. 254. 266 f. 270. 272 bis 275. 278 ff. 284. 291. 296 ff. 300. 318 f. 330—334. 344. 348 bis 351. 353—356.

F

Fénelon, Bischof 189.

Flandern 38. 42. 54 f. 112. 116 f. 122. 136. 138.

Föderationsfeste 226—233. 258 bis 263.

Fort Louis 192. 199.

Franken 35. 37. 47 f.

Frankfurt, Großherzogtum 267.

Frankreich. Könige, Kaiser: Karl der Einfältige 57. — Robert 57. — Rudolf 57. — Ludwig IV. 58 f. — Lothar 58 f. — Hugo Capet 59. — Heinrich I. 65. — Ludwig VI. 63. — Philipp August 64 f. 69. 97. 101. — Ludwig IX. der Heilige 78 f. — Philipp der Schöne 97—102. — Karl VII. 104—109. — Ludwig XI. 70. 105—109. 110. 115. 117. — Karl VIII. 118. — Franz I. 118. — Heinrich II. 120—133. — Heinrich IV. 134 bis 137. 203. — Ludwig XIII. 145. 203. — Ludwig XIV. 161 und weiter. — Ludwig XV. 220. — Ludwig XVI. 220. 232. 239. — Napoleon I. 255 f. 258. 264

Digitized by Google

bis 270. 272 f. 281—295 301. 314. 331. — Ludwig XVIII. 270. 272. — Karl X. 296. — Ludwig Philipp 297 ff. 308. — Napoleon III. 299—303. 307 f.
Französische Konstituante 238 ff. — Legislative 240 ff. — Konvent 249. 252. — Nationalversammlung 1871: 312—315. 320 f. 325. — 3. Republik 348—356. — Patriotenliga 328. 342. 355.
— Charakter 64. — Sprache 95. — Grenzpolitik 97 f. 102 f.
Freiburg i. Br. 20. 176. 191 ff. 198 f.
Freigrafschaft Burgund 99. 122. 161. 176. 178. 188. 202. 206. 209 f.
Friedensschlüsse: Bonn 57. — Arras 113. — Madrid 116. — Cambrai 116. — Vaucelles 132. — Cateau-Cambrésis 132. — Westfälischer 138. 146—163. 168. 170. 176. 179. 186 f. 198. 200. 211. 231. — Nymwegen 20. 175 ff. 179 f. 188. 198. 203. — Pyrenäischer 198. 203. — Regensburger Stillstand 191. — Ryswik 198—200. 203. 215 f. 231. — Verhandlungen im Haag 201. 210. — Utrecht 200. 202. — Rastatt 202. — Baden 202. — Wien 202. — Basel 253 f. — Campo Formio 255. 257. — Lunéville 258 f. — Amiens 266. — 1. Pariser Friede 271 f. 331. — 2. Pariser Friede 275. 278 ff. 293. 296. 298. — Adrianopel 297. — Waffenstillstand und Präliminarien 1871: 312 ff. 320. — Frankfurt 295. 322. 325. 329. 352.

G

Gallien, Gallia 35. 69. 115. 119. 137 f. 249. — Bevölkerung, Bestandteile 28. 30 f. 48. — Civitates 53 ff. — Grenze 27—33. 97. — Provinz 32. 34.
Gambetta 312—316. 320 ff.
Geistesleben 84—90. 286. 305 f. 308.
Germanen 28 ff. 35 ff. 47 f. 54 f. — Auf dem linken Rheinufer 28 f. — Germania, römische Provinzen 32 f.
Grenzen, natürliche 9. 23 f. 220. 322. 336. 354. Vgl. Côtes Lorraines, Rhein, Vogesen.

H

Hagenau 131. 141. 166. 170. 175. 195. 205. 234.
Hagenbach, Peter von 113.
Handel 83. 220 f. Vgl. Elsaß.
Herrad von Landesberg 84.
Hessen-Darmstadt 219. 226. 237. 245. 288. 337. 341.
Hüningen 192.

J

Jaurès 350. 352.
Imperium, römisches 47.
Italien 34. 295. 299. 320. 329. 334 f. 353.

K (siehe auch C)

Kanäle 16 f.
Karl der Große und die Karlsidee 48 ff. 64. 66—71. 117 f. 172 f. 287.
Karolinger 48 f. 55 f. 59.
Karlsruher Schiffahrt 16 f.
Kehl 17. 21. 174. 181. 191. 198. 201. 236.
Koblenz 205. 284. 289.
Kolmar 141. 143. 145. 166. 169.
Köln, Erzbischof, Stadt 29. 95. 193. 254. 259. 284. 286.
Kongresse: Rastatt 265. — Wiener 272. — Verona 296.
Kriege, deutsch-französische 63 ff. 98. 171 ff. 191—202. 204 f. 242 bis 255. 303. 318 f.
Kriegsverfassung, militärische Dinge 82 f. 91. 167. 182 f. 194—197. 201 f. 217 f. 279.

Digitized by Google

Kultur, römische 30 f. — Gallische 30. — Germanische 30. — Französische 217 f. 222. 224. 229. 235. 304—311. — Deutsche 222 ff. 305 f. 308 ff. 357. — Elsässische 223 f. 235. 294. 305 bis 311. 357.

L

Landau 149 f. 166. 192. 199 ff. 246. 272. 274 f. 278. 280. 297.
Lauterlinie 147. 179. 200. 276.
Lilie, französische und Straßburger 77—80.
Limes, römischer 20. 36. 40.
Lorraines, Côtes 24 f.
Lothringen, Natur 10 f. 23 f. — Landschaft, Herzogtum 58—62. 70 f. 98. 105. 108 f. 113 f. 120 bis 134. 136. 138. 145 f. 161. 186 f. 198. 202—205. 215. 220. 232 f. 271. 276 f. 292 ff. 307 ff. 314. — Reich 53—58. — Minettegebiet 325. — Industrie 326. — Ortsnamen 41 ff.
Louvois 172 f. 177—89. 192—197. 211—215.
Luther 118 f.
Lüttich, Bistum, Stadt 60 f. 65.
Luxemburg, Stadt, Großherzogtum 26. 96. 190. 200. 278. 297. 300. 332. 334. 338. 341.

M

Maas und Maasgebiet 25 f. 30. 44. 54 f. 57. 99. 110 f. 253.
Mainz, Stadt, Erzbischöfe 95. 165. 239. 244—252. 257. 259. 284 f. 299.
Mannheim 16 f. 19. 195 f.
Mansfeld 140. 144.
Mazarin 20. 143. 146. 150. 165 f.
Metz, Stadt, Bistum 24 f. 61. 105 f. 108 f. 120—129. 132 f. 137. 157. 159. 163. 185—189. 202. 205. 230. 278. 289. 307 f. 317 f. 320.
Minettegebiet 24. 325.
Mont Royal 192.
Mosel und Moselgebiet 11 f. 25 f. 44. 55. 111. 330.
Mülhausen 149. 179. 310. 326 f. 331.

N

Nationalitätsprinzip, -idee 45 f. 136. 250. 264. 276. 295. 298. 300 ff. 314. 322. 339 f. 354. 356.
Niederlande 176. 193. 197. 199. 250. 253. 267. 270. 275 f. 296. 300. 334. 336 ff. 341 f.
Nürnberg 125.

O

Oberstein, Herrschaft 188.
Odilia, hl. 51 f.
Odilienberg 51 f.
Oolithplatte Lothringens 24. 325.
Oranien, Fürsten 190. 193 f.
Orleans, Herzöge von 192 f. 203. — Jungfrau von 103 f.
Ortsnamen 39—42. — Keltische 33. 40. 42.
Österreich, an vielen Stellen. — Territorium und Rechte im Elsaß 77. 81. 99 f. 105—109. 112 f. 141—145. 148—162.

P

Paris, Universität 117.
Pfalz, Kurfürstentum, Rheinpfalz 94 f. 188. 190. 192. 194. 199 f. 204. 245. 259—263. 271. 299. 348.
Pfalzburg 192.
Philippsburg 21. 139. 146. 150 f. 156. 161. 166. 176. 181. 191. 193. 198. 201.
Polignac, Fürst 296 f.
Preußen 209 f. 269. 272 f. 276. 278 f. 281. 288. 293 f. 298—303. 331. 333—338. 340. — Könige: Friedrich der Große 205. 207 f. — Friedrich Wilhelm II. 240. 253. — Friedrich Wilhelm III. 274. — Königskrone 163.

Q

Queich als Grenze 200. 251.

Digitized by Google

R

Rappoltstein 149.
Reformation, Reformatoren 83. 88 ff. 94. 118. 121. 126. 137. 199. 211 f. 215. 223.
Reims 56. 60.
Reunionen 101. 177—193. — Reunionskammern 178—191.
Rhein als Grenze 9. 12. 19 ff. 21 ff. 25. 27. 32. 34. 36. 71. 100. 117. 136 ff. 151. 161. 191. 199. 207. 217. 246 f. 250 f. 253 ff. 257 f. 260. 264. 267. 269. 276. 278 ff. 291. 298 f. 301. 304. 310. 317. 322. 331 f. 338—342. 351. 354 f. — Rheingebiet 11 f. 25 f. 55. 110. 356. — Stromverhältnisse 12 ff. — Strombau 15—20. — Schiffahrt 12. 14—19. 25. — Brücken 20 ff. 171. — Übergänge 12. — Vgl. auch Gallien, Grenze.
Rheinbund von 1658 101. 165. — Napoleonischer 268.
Rheinlande, die, unter französischer Herrschaft 246—263. 281—289. — Rheinischer Bund 249—252. 256. — Agrarpolitik 283. — Föderationsfeste, Föderationen 258—263. — Geistesleben 286 f. — Gerichtswesen 282. — Kirchenwesen 285 ff. — Plebiszite 262 f. — Präfekten 255. 282. — Schulwesen 284. — Steuerverwaltung 282. — Verwaltung 281 f. — Wirtschaftsleben 282. — Zisrhenanen 256—263.
Rheinpfalz s. Pfalz.
Richelieu 137—143. 145 f. 172. 203.
Ruhrort, Schiffahrt 19.
Rußland 269 f. 272 ff. 296 ff. 320. 329 f. 332—342. 348. 350. 354 f.

S

Saarbrücken 187 f. 206. 272. 297. 299.
Saargegend, Kohlenbergbau 206. 272. 292 f. 326. 331 f. 354.
Saarlouis 192. 203. 205 f. 272. 276. 280. 297.
Sachsen, Königreich 278. 296. 334 f. 342.
Schelde 44. 54 f. 338.
Schlettstadt 144. 166. 169 f.
Schulpolitik 217. 234. 284 f. 304 bis 308. 345. 349.
Schwaben, Herzogtum 71 f. 81.
Schwarzwald 9 f.
Schweden 140 f. 158. 162. 179. 190 f. 193. 199. 342.
Schweiz s. Eidgenossenschaft.
Seine, Flußgebiet 55.
Spanien 190 f. 193 f. 197. 199. 201 f. 302 f.
Speier, Bistum, Stadt 73. 141. 161 f. 196. 226. 238 f. 246. 251. 261. S. auch Philippsburg.
Sponheim, Grafschaft 188. 193.
Sprachengebrauch 93 f. 217. 222 f. 305—311. — Sprachgrenze, deutsche 35—46. — Sprachenpolitik 43. 229. 234 f. 304—308.
Staatsrechtsschriftsteller, Rechtsgelehrte. Deutsche: Frantz 184. — Kulpis 198. 216. — Leibniz 185. — Hornick 185. — Roes, Alex. von 101. — Schrag 184 f. 216. — Stößer 184 f. 216. — Französische: Legisten 102. 108. 138. 172 f. — Aubery 173. 186. — Cassan 138. — Danton 102. — Dubois, Pierre 100 ff. — Dupuy 186. — Herfent 186.
Straßburg 36. 77—80. 83. 85—94. 108. 112. 119. 123 f. 130 ff. 136 f. 143—146. 149. 154. 157 f. 161. 167. 171 f. 174. 179—185. 191. 197—202. 205. 211—217. 221—224. 227—236. 267. 271. 274 f. 284. 291. 305. 313. 317 f. 320. 347. — Bistum, Bischöfe, Domkapitel 62. 73. 77. 136 f. 140. 149. 152 ff. 157. 170 f. 180. 183. 214. 239. 324. — Blutbad, beabsichtigtes 236. — Buch-

Digitized by Google

druckerkunst 90. 93. — Fabriken 222. — Föderationsfest 230 bis 233. — Hafen 17 f. — Kapitulationsvertrag 183. 213. 229. — Kunst 90—92. — Lage 13. — Maire 229. — Nationalgarde 230—233. — Pfalzsturm 227. — Préteur royal 212 f. 218. — Revolutionäre Klubs 230. 234 f. — Schiffahrt 14—19. 222. — Universitäten 88 f. 92. 218. 223. 305. — Verfassung 227 f. — Zitadelle 21. — Zeitungen 90.
Sullys großer Plan 134 f.

T

Teilungspläne, französische 329 bis 344.
Thiers 297. 302. 314. 316.
Toul, Bischöfe, Bistum und Stadt 60 f. 99. 101. 106. 108. 120 bis 128. 132 f. 157. 159. 163. 185 bis 189. 202.
Trachten 217. 235. 349.
Trier, Erzbistum, Stadt 25. 29 f. 36. 38. 69. 71. 95 f. 139. 179. 188. 190. 205 ff. 239. 242. 244. 254. 285. 332.
Türkei 190. 296 f.

U

Ungarn 190. 192.
Universitäten 284. 343. S. auch Paris, Straßburg.

V

Veldenz, Grafschaft 188.
Verdun, Bischöfe, Bistum und Stadt 24. 60 f. 101. 106. 108. 120—130. 132 f. 140. 157. 159. 163. 185—189. 202.
Verträge, Teilungen: Verdun 53 bis 57. 71. — Meersen 54. — Von 925 56. — Chambord 121—126. — Lochau 122. — Worms 141. — Rueil 141.
Vieilleville, Memoiren 125. 131.
Vogesen 9 f. 23. 25. 38. 40 f. 71. 220. 224. — Vogesengrenze 23. 25. 275. 279. — Vogesenpässe 10 f.

W

Wallonen 37 f.
Weimar, Bernhard von 141 f. 144. 146.
Woëvre 24.
Worms, Bistum, Stadt 196. 246. 251. 261.
Württemberg 190. 219. 271. 275. 294. 298. 317. 334 f. 340 ff.

Z

Zisrhenanen f. Rheinlande.
Zollgrenzen, Zollpolitik 168. 220. 227. 229. 283 f. 291. 300. 305.
Zusammenkünfte deutscher und französischer Könige 58 f. 99 ff.
Zweibrücken, Grafschaft, Stadt 188. 206. 260.

Digitized by Google

Politische Bücherei

geleitet von

Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks, Geh. Rat
Prof. Dr. H. Schumacher, Prof. Dr. R. Smend

In dieser Sammlung ist früher erschienen:

Das belgische Bollwerk

Eine aktenmäßige Darlegung über Barrierestellung, Neutralität u. Festungspolitik Belgiens.
Mit einem Anhang ungedruckter Aktenstücke

Von

K. Hampe

o. Professor der Geschichte in Heidelberg

Geheftet M 4.—, gebunden M 6.—

„Dieses Buch, bei dem die Versuchung zu allzugroßer Subjektivität der Darstellung stark genug gewesen wäre, ist mit erfreulicher Sachlichkeit und Ruhe geschrieben. Gerade deshalb wird es das Schicksal so vieler politischer Bücher vermeiden, die eigentlich nichts weiter als gebundene Zeitungen sind und wie Zeitungen nur den Bedarf des Tages decken — es wird die Gegenwart mit ihren nervösen Erzeugnissen rechthaberischer Polemik überdauern, weil ihm die Zeitlosigkeit kühler Forschung anhaftet. Der Verfasser verwendet das Beispiel „Belgien" für eine klare Feststellung, wie ein moderner Kleinstaat neutralisiert werden kann. Er weist, auf unwiderlegliches Aktenmaterial gestützt, darauf hin, daß die Neutralisierung Belgiens 1831 durch die maßgebenden vier Großmächte deshalb erfolgte, um dem französischen Eroberungsdrang eine Barriere vorzuschieben, daß die drei Ostmächte wesentlichen Einfluß auf das Befestigungssystem Belgiens zu dieser Zeit hatten und Belgien damals keine selbständigen Veränderungen an diesem System treffen durfte. Die spätere Entwicklung Belgiens, das größere Selbständigkeit erlangte und die militärische, ursprünglich gegen Westen gerichtete Verteidigungsfront gegen Osten umkehrte, bedeutete die schrittweise Verletzung ursprünglicher Verträge. Der Verfasser ist kein Annexionist. Daher konnte er, ohne Hintergedanken, die interessante historische Notiz bringen, daß Lord Palmerston, der damalige englische Premierminister, 1830 dem preußischen Gesandten den Vorschlag machte, Belgien in den Deutschen Bund aufzunehmen. Die praktische Lösung der belgischen Frage im Frieden berührt Hampe nicht; ihm lag nur die historische Entwicklung der Barrierestellung Belgiens am Herzen. Er spricht als reiner Historiker zu uns. Aber der Politiker wird sehr viel aus dem Buche lernen können." (Major F. C. Endres in den Münchner Neuesten Nachrichten.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Politische Bücherei

geleitet von

Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks, Geh. Rat
Prof. Dr. H. Schumacher, Prof. Dr. R. Smend

In dieser Sammlung ist früher erschienen:

Der Friede und die deutsche Zukunft

Von

Alfred Hettner

o. Professor der Geographie an der Universität Heidelberg

Geheftet M 3.50, gebunden M 5.—

„Der hervorragende Geograph und Politiker nimmt zur rechten Zeit das Wort. Wir wünschen, es machte sich weithin vernehmlich gegenüber manchen Übertreibungen, die bei der Abwehr der überspannten Aneignungsgelüste unvermeidlicherweise entstehen. Hettner beurteilt mit großer Besonnenheit die Ostfragen ebenso wie Frankreich und Belgien, die Balkangebiete, den Kolonialbesitz, unsere Abrechnung mit den außereuropäischen Völkern und die Fragen, die unsere Bundesgenossen hauptsächlich angehen. Es gereicht uns zur aufrichtigen Genugtuung, den Standpunkt Hettners vielfach teilen zu können." (Königsberger Hartungsche Zeitung.)

„Hettner sucht aus der Masse der Veröffentlichungen über die „Kriegsziele" ein klares Bild der verschiedenen Auffassungen und Strömungen herauszuarbeiten, und zwar für den Bereich aller wesentlichen Fragen. Er begnügt sich indessen nicht damit, so wertvoll das auch schon ist, die tatsächlichen Verhältnisse und ihre Verknüpfungen aufzuzeigen, sondern zieht daraus von sich aus Folgerungen, die nicht lediglich die Ergebnisse vorurteilsloser Gelehrtenforschung darstellen, vielmehr von einem bestimmten politischen Standpunkte, allerdings in wissenschaftlicher Vertiefung, gewonnen sind ... Man wird anerkennen müssen, daß der Verfasser die Dinge in ihrer Wesenheit und ihren Zusammenhängen außerordentlich klar und anschaulich darstellt und den gewaltigen Stoff gründlich beherrscht. Er zergliedert die einzelnen Fragen und ihre Bedeutung für die Lebensinteressen Deutschlands und seiner Verbündeten und schärft dann den Blick für die Gesamtheit der Aufgaben und ihre Lösungen. So ist das Werk eine höchst wertvolle Bereicherung der politischen Literatur dieser Zeit." (Württemberger Zeitung.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Band 1 und 2 liegen im Mai 1918 vor.

1. Band: 141.—160. Tausend. 460 Seiten mit fünf farbigen Karten.
2. Band: 131.—150. Tausend. 516 Seiten mit vier farbigen Karten.

Jeder Band geheftet M 12.50, gebunden M 15.—.
Das ganze Werk ist auf vier Bände geplant.

Exzellenz Generalfeldmarschall von Mackensen:

„Stegemanns Betrachtungen „Zur Kriegslage" haben mich schon oft in freien Stunden des Feldzuges gefesselt.... Ich kann versichern, daß — soweit ich die betrachteten Tatsachen als Mithandelnder beurteilen kann — die Aufgabe gelöst ist, die Hermann Stegemann sich mit seinem Geschichtswerk gestellt hat. Ein Schriftsteller von so gründlichen kriegsgeschichtlichen und militärwissenschaftlichen Kenntnissen und einer so berechtigten „Leidenschaft für das Wesen der Kriegskunst" ist berufen, Kriegsgeschichte zu schreiben, auch wenn er „bisher nur als Dichter bekannt geworden ist". Die Sprache des letzteren kommt der Volkstümlichkeit des Werkes zustatten und verhüllt keineswegs das Bestreben, „die geschichtliche Wahrheit zu erkennen"."

Oberstleutnant Buddecke, Abteilungs-Chef im Stellv. Generalstab der Armee, im Militär-Wochenblatt, Berlin:

„Unter allen bislang erschienenen Kriegsdarstellungen der In- und Auslandsliteratur nimmt unstreitig Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges die erste Stelle ein. Niemand, der dieses Buch gelesen hat, wird es ohne tiefe Erschütterung und bleibenden Eindruck aus der Hand legen ... Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß es ein neutraler Schriftsteller von tief deutschem Empfinden ist, dem wir dieses bedeutsame Werk zu verdanken haben, das wie kein anderes die ganze Größe und Tragik des Weltgeschehens wiedergibt und eine Schöpfung von bleibendem Kulturwert zu werden verspricht."

München-Augsburger Abendzeitung, München:

„Schon das Studium der ersten Seiten dieses wahrhaft herrlichen Buches wird jeden davon überzeugen, daß Stegemann tatsächlich eine Geschichte des Krieges geschaffen hat, die inhaltlich und formell des Verfassers ebenso würdig ist wie des gewaltigen Stoffes ... Durch seine maßvolle Kritik wird Stegemanns Buch mehr als eine wissenschaftliche, es wird zur sittlichen Leistung. Denn es beweist, daß unser Volk nicht nur große Taten vollbringen, sondern auch wahre Schilderungen ertragen kann."

Stegemanns Werk ist
die erste wirkliche Geschichte des Krieges.

Digitized by Google

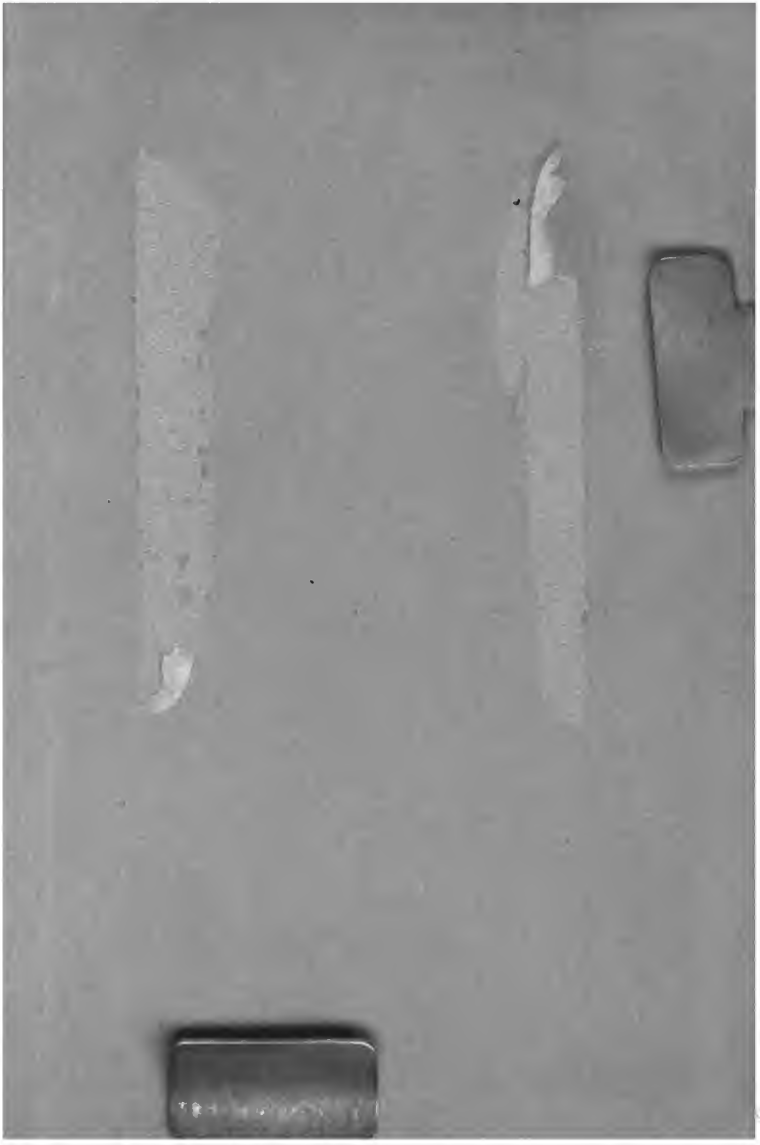
Aloys Schulte

Frankreich und das linke Rheinufer

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart-Berlin

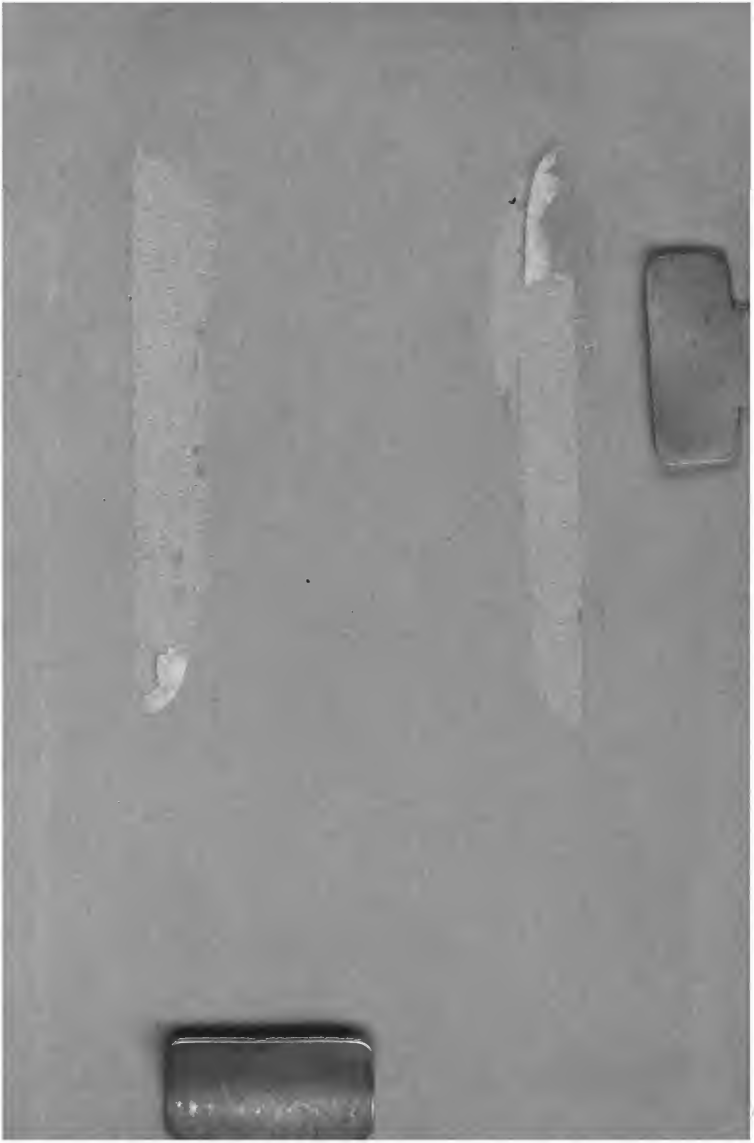
89058840802

B89058840802A



89058840802

B89058840802A



b89058840802
b89058840802a

Digitized by Google